



Sachor (Gedenke): Der Zukunft ein Gedächtnis

THEMENHEFT 2013

Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit
DEUTSCHER KOORDINIERUNGSRAT E.V.



DIE THEMENHEFTE des Deutschen Koordinierungsrates

Lesen, was Menschen bewegt.
Denken, das uns in Bewegung versetzt.
Handeln, um neue Wege zu bahnen.



**LESEN,
MITDENKEN,
MITHANDELN**
Die Themenhefte
des Deutschen
Koordinierungsrates

Die Themenhefte des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit greifen aktuelle Fragen auf und suchen aus einer christlich-jüdischen Perspektive nach tragfähigen Antworten. Informativ und kritisch, unterhaltsam und anregend wollen sie den Lesern den Stoff zum Nachdenken und Wegweisung zum Handeln geben.

Bitte richten Sie Ihre schriftliche Bestellung an:
Deutscher Koordinierungsrat der Gesellschaften
für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit e.V.
Postfach 14 45, 61231 Bad Nauheim
oder per e-mail: info@deutscher-koordinierungsrat.de

oder online bestellen unter:
www.deutscher-koordinierungsrat.de



Dass die Herderschule in Kassel mit der Gestaltung des Themenheftes zur Woche der Brüderlichkeit 2013 beauftragt wurde, erfüllt uns mit Freude und Stolz. Das Oberstufengymnasium im Zentrum von Kassel hat eine langjährige Tradition mit der Beschäftigung und Aufarbeitung der jüngsten Geschichte. Kassel war als Schwerpunkt der Rüstungsindustrie und Austragungsort der Reichskriegertage in besonderer Weise mit den tragischen Momenten der deutschen Geschichte verwoben, in Kassel begann die Reichspogromnacht 1938 bekanntlich einen Tag früher als im übrigen Reichsgebiet. Seit vielen Jahren beschäftigt sich der Abiturjahrgang der Schule anlässlich des Holocaustgedenktes mit besonderen Veranstaltungen zum Thema „Judenverfolgung“ auch speziell aus regionaler Sicht. Es entstanden Broschüren, Ausstellungen und eine Vielzahl von Vorträgen mit großer Öffentlichkeitswirkung.

Die Herderschule in Kassel, in den 50er Jahren als Reformgymnasium gegründet, ist seit den 80er Jahren ein Oberstufengymnasium mit fast 700 Schülern und kann dank großer Jahrgangsbreiten ein vielfältiges Leistungskursangebot vorweisen. Gerade die Leistungskurse in den Fächern Kunst und Geschichte sind seit vielen Jahren engagiert dabei, sich auch den dunklen Seiten der deutschen Geschichte zu stellen und einen wichtigen Beitrag zu leisten zur Aufklärung und zur Stärkung demokratischen Bewusstseins unter jungen Menschen.

MARTIN SAUER, Schulleiter Herderschule Kassel

Die Foto AG und einige Kunstkurse der Herderschule Kassel griffen das Angebot, das Themenheft der Gesellschaften für Christlich-jüdische Zusammenarbeit: „Der Zukunft ein Gedächtnis“ visuell mitzugestalten, gern auf. Wir haben Themenbereiche gebildet und zu diesen gearbeitet: Fotografische Dokumentationen von Orten des Gedenkens in der Bundesrepublik und in Kassel. So wurden z.B. das Kriegerdenkmal in Hamburg und andere Orte des Gedenkens dokumentiert, insbesondere Gedenktafeln, der Aschrottbrunnen und das Mahnmal „Die Rampe“. Ein Sonderthema war „Engel der Geschichte“, eine philosophische Reflexion von Walter Benjamin, die grafisch und fotografisch bearbeitet wurde, auch für Oberstufenkurse eine anspruchsvolle Aufgabenstellung. Dabei ging es im bildnerischen Prozess um die Weiterentwicklung von Darstellungs-Kompetenz und die Vervollkommnung je eigener gestalterischer Ausdrucksfähigkeit. Gerade dem Foto aus der Hand des Schülers, im Prozess der aneignenden Auseinandersetzung mit Wirklichkeit, kommt meines Erachtens eine herausragende Bedeutung zu, um aus der Geschichte lernen zu können.

STEPHAN SCHIMMELPFENNIG-KÖNEN, Lehrer für Kunst/Visuelle Kommunikation und Politik und Wirtschaft an der Herderschule in Kassel



LIEBE LESERINNEN UND LESER,

Anfang letzten Jahres schreckte eine Umfrage auf, der zufolge jeder fünfte junge Erwachsene nicht weiß, dass der Name Auschwitz für ein Konzentrations- und Vernichtungslager der Nationalsozialisten steht: 21 Prozent der 18- bis 30-Jährigen wussten mit dem Begriff Auschwitz nichts anzufangen. Noch mehr Entsetzen - genug Entsetzen? - rief die Enttarnung eines neo-nazistischen Mördertrios hervor, das von Polizei und Geheimdiensten ungehindert zehn Jahre mordend durch das Land streifen konnte. Und kaum noch Entsetzen ist zu verspüren, wenn jenseits allen geschichtlichen Eingedenkens immer öfter antisemitische Klischees im Mantel israelfeindlicher Kritik zum Tragen kommen.

Im Januar diesen Jahres sind es 80 Jahre her, dass mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten ein mörderischer Ungeist zur Staatsräson erklärt wurde und im November diesen Jahrs sind es 75 Jahre her, dass dieser Ungeist in der sogenannten „Reichskristallnacht“ seinen gewaltsamen Auftakt zur Vernichtung der europäischen Juden nahm. Lässt sich die Erinnerung daran über eine etablierte „Sonntagsredenkultur“ hinaus in eine gesellschaftspolitisch relevante „Alltagswirklichkeit“ überführen? Wie können Erinnern und Gedenken vor allem auch im Blick auf die jungen und nachwachsenden Generationen lebendig fortgeführt werden? Haben Erinnern und Gedenken noch eine Zukunft in unserer Gesellschaft? Und wird unsere Zukunft noch ein Gedächtnis haben? „Der Zukunft ein Gedächtnis“ - Hinter dem Appell, der im diesjährigen Jahresthema der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit und damit auch im Titel des vorliegenden Themenhefts anklängt, verbergen sich berechnete Zweifel, Irritationen und Befürchtungen, ob das Gedächtnis, welches wir in den vergangenen sieben Jahren zu schaffen versucht haben, tatsächlich noch eine Zukunft hat - und damit die Furcht, dass wir uns auf eine Zukunft ohne Gedächtnis hin bewegen. Das allmähliche Verschwinden der Zeitzeugen, neu entflammter Antisemitismus, der sich immer ungenierter zeigt, wachsende Israelfeindlichkeit und damit einhergehende Judenfeindschaft sind nur einige Stichworte, die uns schmerzlich aufzeigen, dass das Gedächtnis, von dem wir hier sprechen, seine moralische und ethische Kraft zu verlieren droht und keineswegs selbstverständlich eine Zukunft hat. Vor diesem Hintergrund fragen wir im vorliegenden Themenheft danach, wie sich Gedächtnis und Erinnerung im jüdischen und christlichen Kontext zeigen (Zinvirt, Boschki, Maaß, Henrix), was das Erinnern mit dem Vergessen verbindet (Yerushalmi) und wo das Erinnern im christlichen Kirchenjahr eine wesentliche Einbindung finden könnte (Volkmann). Wir fragen nach den Herausforderungen und Veränderungen, denen die historische Verantwortung und die deutsche Identität im gesellschaftspolitischen Kontext unterliegen (Ulrich, Benz, Vogel) und wie sich Gedächtnis und Gedenken aus „Täter“- und „Opfer“-Perspektive anfühlen (Ambs, Rosenstrauch, Senfft). Besonders wichtig erschien uns, dem Beitrag nachzuspüren, den die Pädagogik leisten kann und muss, um dem Gedächtnis eine Zukunft zu eröffnen: Wie steht es um Erinnern und Gedenken in Unterricht und Schule (Goddar, Kaufmann, Hoffmann)? Gibt es wohlmöglich auch biblische Traditionen, die für eine Pädagogik der Erinnerung fruchtbar gemacht werden können (Greve)? Schließlich werfen wir einen Blick auf Israel: Welche Rolle spielt dort die Erinnerung insbesondere an die Shoah für die israelische Identität (Friedländer, Keret)? Und welche Gemeinsamkeiten und Spannungen sind im Neben-, Gegen- und Miteinander israelischer und palästinensischer sowie israelischer und deutscher Erinnerungsnarrative zu verzeichnen (Pingel, Brecher)? Und natürlich sind auch die diesjährigen Preisträger der Buber-Rosenzweig-Medaille vertreten: Das Fritz-Bauer-Institut (durch einen seiner Mitarbeiter Wolfgang Geiger) und Mirjam Pressler, deren Beiträge einmal mehr unterstreichen, dass sie beide auf je einzigartige und vorbildhafte Weise etwas ins Zentrum ihres Wirkens gestellt haben, was uns allen als Aufgabe aufgegeben ist: „Sachor (Gedenke): Der Zukunft ein Gedächtnis“.

Christoph Münz

Das Redaktionsteam
Eva Schulz-Jander, Hans Maaß, Christoph Münz, Rudolf W. Sirsch



„Die Redaktion ist stets bemüht, keine Urheberrechte von Dritten zu verletzen. In der Regel besitzen wir daher bei jedem abgedruckten Text die Genehmigung des Copyright-Inhabers. In seltenen Fällen jedoch waren die Rechteinhaber nicht ermittelbar bzw. sind unbekannt. Sollte dies daher unwillentlich zu einer Rechtsverletzung geführt haben, bitten wir um eine entsprechende Nachricht mit nachvollziehbarem kurzen Hinweis auf die tatsächlichen Urheberrechte.“

INHALT

4 EDITORIAL

BLICKPUNKT Theologie und Philosophie

- 7 YAACOV ZINVIRT: Zachor - Der Zukunft ein Gedächtnis
- 10 REINHOLD BOSCHKI: Erinnerung für wen? - Konturen einer kritischen Erinnerungskultur
- 13 HANS MAAß: „Gedenkt nicht an das Vorige!“
HANS HERMANN HENRIX: Das Christentum als Erinnerungsgemeinschaft. Anmerkungen zur kirchlichen und gesellschaftlichen Erinnerungskultur ► ONLINE
- 14 YOSEF HAYIM YERUSHALMI: Über das Vergessen
- 18 MICHAEL VOLKMANN: „Erinnerung und Umkehr“ - der 9. November als kirchlicher Gedenktag

BLICKPUNKT Gesellschaft und Politik

- 22 BERND ULRICH: Wer sind wir, heute?
HENRYK M. BRODER: „Die Endlösung der Israel-Frage“ ► ONLINE
- 27 WOLFGANG BENZ: Die Instrumentalisierung des Holocaust im politischen Alltag
- 30 HAZEL ROSENSTRAUCH: Erinnern und erinnert werden
RAMONA AMBS: Von rosa Kaninchen ► ONLINE
- 32 ALEXANDRA SENFFT: Täter sind immer die Anderen
- 35 DR. HANS-JOCHEN VOGEL: „Zur Bedeutung des Erinnerns für die heutige Gesellschaft“

BLICKPUNKT Bildung und Erziehung

- 39 DR. WOLFGANG GEIGER: Zwischen Schuld und Scham, Urteil und Vorurteil - Kollektive Erinnerung (nicht nur) in der pädagogischen Realität
- 46 JEANNETTE GODDAR: Geschichtsstunde allein schafft keine Empathie - Erinnerung an den Holocaust
- 47 URI ROBERT KAUFMANN: Kann man Schüler zwingen, Betroffenheit zu empfinden? Die Zukunft des Gedenkens im Unterricht in Deutschland
ASTRID GREVE: Erinnern lernen Erinnern lernen - Impulse aus biblisch-jüdischen Wurzeln für eine notwendige Zukunftsaufgabe ► ONLINE
- 49 DETLEF PUHL: Mahnwache
- 51 ALEXANDER KATZ / HERMANN SCHEPETKOV: Erinnerungen - Was die Wunde zum Eitern bringt
- 52 MIRJAM PRESSLER: Nimm deine Kindheit und lauf, eine andere kriegst du nicht - Über autobiografisches Schreiben
- 54 LOTHAR HOFFMANN: Holocaust-Gedenktage in der Herderschule Kassel

BLICKPUNKT Israel

- 56 SAUL FRIEDLÄNDER: Die Shoah als Element in der Konstruktion israelischer Erinnerung
- 60 ETGAR KERETZ: Schuhe
DANIEL CIL BRECHER: Die unverträgliche Erinnerung: Holocaust und kollektive Identitäten in Deutschland und Israel ► ONLINE
- 61 FALK PINGEL: Sich widerstreitende kollektive Erinnerungen - „Nakba“ und Holocaust im Schulunterricht in Israel und Palästina

Die mit ► ONLINE gekennzeichneten Beiträge können in der „Mediathek“ auf der Homepage des DKR www.deutscher-kordinierungsrat.de abgerufen werden.



Zit.n. Elie Wiesel, Die Pforten des Waldes, Ullstein Verlag, Frankfurt/M. 1967

Wenn der Großrabbi Israel Baal-Schem-Tow sah, dass dem jüdischen Volk Unheil drohte, zog er sich für gewöhnlich an einen bestimmten Ort im Walde zurück; dort zündete er ein Feuer an, sprach ein bestimmtes Gebet, und das Wunder geschah: Das Unheil war gebannt.

Später, als sein Schüler, der berühmte Maggid von Mesritsch, aus den gleichen Gründen im Himmel vorstellig werden sollte, begab er sich an denselben Ort im Wald und sagte: „Herr des Weltalls, leih mir dein Ohr. Ich weiß zwar nicht, wie man ein Feuer entzündet, doch ich bin noch imstande, das Gebet zu sprechen.“
Und das Wunder geschah.

Später ging auch der Rabbi Mosche Leib von Sasow, um sein Volk zu retten, in den Wald und sagte: „Ich weiß nicht, wie man ein Feuer entzündet, ich kenn' auch das Gebet nicht, ich finde aber wenigstens den Ort, und das sollte genügen.“
Und es genügte: Wiederum geschah das Wunder.

Dann kam der Rabbi Israel von Rizzin an die Reihe, um die Bedrohung zu vereiteln. Er saß im Sessel, legte seinen Kopf in beide Hände und sagte zu Gott: „Ich bin unfähig, das Feuer zu entzünden, ich kenne nicht das Gebet, ich vermag nicht einmal den Ort im Walde wiederzufinden. Alles, was ich tun kann, ist, diese Geschichte zu erzählen. Das sollte genügen.“ Und es genügte.

Sachor – DER ZUKUNFT EIN GEDÄCHTNIS

TEXT ■ YAACOV ZINVIRT

Die Verbindung zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit hat eine sehr große Bedeutung im Judentum.

Wir erinnern uns am Pessachfest an den Auszug des Volkes Israel aus der Sklaverei, am Laubhüttenfest (Sukkot) an die Wanderung in der Wüste, Chanukka an den Sieg der Makabäer, Purim an die Errettung der Juden durch Ester und am Schabbat an die Schöpfung der Welt.

Feiertage sind wiederkehrende Ereignisse und formen unsere Gegenwart. Die Wiederholung und Stärkung der Erinnerung ist ein ständiger Lernprozess, dem wir uns unterziehen.

Unsere Vergangenheit ist die Basis der Gestaltung der Gegenwart.

An Schawuot, dem Wochenfest, an dem wir uns an die Thoraübergabe am Berge Sinai erinnern, war es eine Pflicht, Erstlinge im Tempel G'tt darzubringen.

Im 4. Buch Moses 28, 26:

„Und am Tage der Erstlinge, an Eurem Wochenfeste, wenn Ihr dem Ewigen ein neues Speiseopfer darbringt, sollt Ihr eine heilige Versammlung abhalten ...“

Mit dieser Pflicht bringen wir zum Ausdruck, dass alles von G'tt empfangen wurde und ihm mit dieser Geste wieder ein Teil zurückgebracht wird.

Der Erfolg hängt nicht nur von unserer täglichen Arbeit ab, sondern von der Unterstützung G'ttes. Dies wurde durch den Opferitus der Erstlingsfrüchte für alle bekannt gemacht.

In der Thora steht geschrieben, dass derjenige, der die Erstlinge erbringt, etwas vorlesen muss:

5. Buch Moses 26, 3-10:

„Und gehe zum Priester: Ein Aramäer dem Untergange nahe war mein Vater, er zog nach Ägypten und weilte dort, mit geringer Zahl und wurde dort zu einem großen, mächtigen und zahlreichen Volke. Die Ägypter aber behandelten uns schlecht und bedrückten uns...Und der Ewige führte uns aus Ägypten mit starker Hand und brachte uns an diesen Ort und gab uns das Land ... Und nun bringe ich hier die Erstlinge der Früchte des Bodens ...“

Anhand des Zitats sehen wir, dass es sich bei den Menschen, die diese Erstlinge erbrachten, um Bauern handelte.

Der Überbringer wendet sich mit seinen Worten an G'tt, nicht nur in der Absicht der Beschreibung und Preisung der Qualität der Erstlinge, er spricht auch nicht nur seinen Dank aus, sondern er stellt eine Verknüpfung mit der Vergangenheit her.

Die Verbindung zwischen dem Landwirt, seiner Arbeit und der Ernte fängt mit der Geschichte des Volkes Israels an.

Die Gegenwart wird nicht isoliert betrachtet, sondern ist ein integraler Bestandteil der Gesamtheit, die die Vergangenheit mit ein-schließt.

Jeder Mensch, der einen bestimmten Zeitraum als Teil eines Gesamtprozesses betrachtet, hat bessere Chancen, die Zukunft einzuschätzen und ist in der Lage, seinen Beitrag besser einzubringen.

Ein anderer, der die Epoche, in der er lebt, von der Vergangenheit abgrenzt, vermindert seine Fähigkeiten für die Einschätzung der Zukunft. Er entscheidet nur in Hinsicht seines Zeitraumes und schafft kein Fundament für die Zukunft.

Im 2. Buch Moses, das nach unseren Weisen auch als Buch der Erlösung bezeichnet wird, wird der Weg aus der Unterdrückung, der Knechtschaft zur Freiheit des Volkes Israel beschrieben.

In unserer heutigen Zeit wird sehr viel über die Freiheit diskutiert, man versteht jedoch unter diesem Begriff eine totale Freiheit, ohne Verantwortung, frei von einer Last.

Im Judentum gibt es zwei Begriffe, die die Idee des Freiseins beschreiben:

Cherut und Chofesch.

Cherut bedeutet Freiheit, jedoch nicht frei sein von etwas, sondern frei sein für etwas, d.h. Verantwortung und Bürgschaft für etwas zu übernehmen.
Chofesch hingegen ist mit frei, Urlaub, Freizeit zu übersetzen.

Im Talmud steht geschrieben:

Ejn lecha ben Chorin, ela mi sche osek ba tora. - Es gibt keinen freien Menschen, nur denjenigen, der sich mit der Thora beschäftigt.

Gerade das Beschäftigen mit der Thora, die Quelle der Gebote und Verbote, nur sie lässt den Menschen wirklich frei sein.

Freiheit bedeutet Verantwortung.

Pessach wird auch Chag haCherut genannt, da es uns an die Befreiung der Knechtschaft in Ägypten erinnert.

Wenn wir Pessach feiern, begehen wir dieses Fest mit einem exakten Ablauf, dem Seder (Ordnung). Wir essen Mazza zur Erinnerung der Zeitnot beim Auszug aus Ägypten und dem daraus resultierenden nicht aufgegangen Teig für die Wegzehrung. Aber auch Marror, Bitterkräuter, zur Erinnerung dieser bitteren Zeiten der Sklaverei.

Dieser Auszug aus Ägypten wird nicht nur jeden Pessach für Juden gegenwärtig, sondern jeden Schabbat und allen Feiertagen, z.B. beim Kiddusch, dem Segensspruch über Wein, mit den Worten:

„... zur Heiligung aufgerufen, zur Erinnerung an den Auszug aus Ägypten.“

Die Erinnerung an den Auszug aus Ägypten ist mit verschiedenen Gesetzen verknüpft, wie im 5. Buch Moses 10, 19 steht:

„So liebet den Fremden, denn Fremdlinge wart ihr im Lande Ägypten.“

Rabbi Shimon Raphael Hirsch erklärt dieses Gesetz damit, dass die Freiheit und Würde des Menschen unabhängig von Herkunft, Besitz und Land sein müssen. Wir sind verpflichtet, uns an die Zeit in Ägypten zu erinnern, denn wir waren Fremde ohne Grund- und Boden. Diese Lage brachte uns in die Unterdrückung. Unsere Pflicht ist es, gerade so nicht zu handeln.

„Du sollst nicht das Recht eines Fremdlings, einer Waise, beugen, und du sollst nicht das Kleid einer Witwe pfänden.“

Denke daran, dass du ein Knecht in Ägypten gewesen.“

(5. Buch Moses 24, 17-18)

Die Erinnerung an das Geschehene muss unser heutiges Verhalten gegenüber anderen beeinflussen, wie hier geschildert, dem Fremden, der Waisen, den Witwen gegenüber.

Auch hier sehen wir, wie wir von der Geschichte unserer Vorfahren geprägt sind und werden.

Die Erinnerung an die Vergangenheit formt unsere Gegenwart. Die erlebte Knechtschaft hat Einfluss bis in den heutigen Tag für uns, diese wurden sogar zu Grundlagen in verschiedenen ethischen und moralischen Bereichen.

Mit dem Einhalten der Gesetze und Pflichten, begrenzen wir uns, gelangen jedoch zur Freiheit, also keine Freiheit von, sondern eine Freiheit für etwas.

„Beobachte den Schabbat und heilige ihn ... Der siebte Tag ist ein Schabbat dem Ewigen ... Da sollst du keinerlei Werk verrichten, weder du noch dein Sohn oder deine Tochter, noch dein Knecht, oder deine Magd, noch dein Ochse oder dein Esel, noch all dein Vieh, noch der Fremde, der in deinen Toren ist, damit dein Knecht und deine Magd gleich dir sich ausruhen. Denke daran, dass du ein Knecht im Lande Ägypten gewesen bist ... Darum befiehlt dir der Ewige, dein G't, den Schabbat zu halten.“
(5. Buch Moses 5, 12-15)

Die Erinnerung an die eigene Knechtschaft in Ägypten, beeinflusst, wie hier aus dem Abschnitt der Thora beschrieben, nicht nur unser Verhalten den Menschen gegenüber, sondern auch den Tieren.

Im 2. Buch Moses 20, 8-11 steht:
„Gedenke des Schabbattages um ihn zu heiligen. Sechs Tage darfst Du arbeiten und alle deine Werke verrichten, aber der siebte Tag ist ein Schabbat dem Ewigen G'te ... Denn in sechs Tagen hat der Ewige den Himmel, die Erde und das Meer und alles, was in ihnen ist, erschaffen, aber am siebten Tage hat er geruht; darum hat der Ewige den Schabbat gesegnet und ihn geheiligt.“

Auch hier sehen wir zu Beginn des Verses zwei wichtige Signale, zum einen das „Gedenken“ und zum anderen das „Heiligen“. Wir erhalten die Erinnerung an die Erschaffung der Welt stetig aktuell und dies mindestens an jedem Schabbat. Diese Idee kommt auch beim Schabbatlied Lecha Dodi zum Ausdruck, in der ersten Strophe heißt es *Schamor ve sachor bedibur echad, hischmianu el ha mejuchad* - „Hüte“ und „gedenke“ in einem Wort ließ uns G'tt, der Einzige, hören ...

Das Gedenken und Erinnern sind fest mit der Gegenwart verbunden und untrennbar von einander. Das Gedenken hat nur einen Sinn, wenn wir auch in seinem Sinne aktiv handeln, sonst ist das Gedenken und Erinnern wertlos.

Am Schabbat segnen wir zwei Challot, Zopfbrote, die für die Worte *Schamor und Sachor*, hüte und gedenke, stehen.
Hintergrund dieser beiden Challot ist die Erinnerung die biblische Geschichte im 2. Buch Moses 16, 4-5:
„Da sprach der Ewige zu Moses: Siehe, ich lasse Euch Brot vom Himmel herabregnen, das Volk soll jeden Tag hinausgehen und den täglichen Bedarf auflesen, auf dass ich es prüfe, ob es meiner Lehre folgen wird oder nicht. Am sechsten Tag aber, wenn sie zubereiten werden, was sie heim-

gebracht haben, wird es doppelt so viel sein, als was sie tagtäglich auflesen.“
Vers 15: „Als es die Kinder Israels sahen, sprach einer zum anderen: Was ist das? Denn sie wussten nicht, was es war. Da sprach Moses zu ihnen: Dies ist das Brot, das Euch der Ewige zum Essen gibt.“
Vers 19: „Da sprach Moses zu ihnen: Niemand lasse davon etwas bis morgen übrig.“
Vers 29: „Seht, weil euch der Ewige den Schabbat gegeben hat, darum gibt er euch am sechsten Tage Brot für zwei Tage ...“

In diesen Versen lernen wir etwas über die Versorgung des Volkes Israels in der Wüste mit Mana, die G'tt ihnen gegeben hatte. Die Kinder Israels durften jeden Tag für sich die Ration einer Tagesmenge aufsammeln, am Freitag jedoch war es ihnen erlaubt, zwei Rationen aufzulesen. Eine für Freitag, die zweite für den Samstag, den heiligen Schabbat. Da Schabbat ein Ruhetag ist, war das Einsammeln an diesem Tag verboten. Menschen, die mehr aufsammelten als vorgegeben war, wurden bestraft, so steht im 2. Buch Moses 16, 20:
„Sie hörten aber nicht auf Mose, sondern einige ließen davon auf den folgenden Morgen übrig; allein es wimmelte von Würmern, und es verfaulte; da wurde Moses zornig über sie.“

Es stellt sich nun die Frage, warum denn nur für einen Tag und nicht mehr gesammelt werden durfte?
Die Antwort finden wir in dem bereits zitierten vorangegangenen Vers 4. Hinter dieser Einschränkung wurde an dem Volk eine Prüfung vollzogen. Nur die, die nicht von der Hilfe G'ttes überzeugt waren, von einer immer wiederkehrenden Versorgung durch G'tt an den folgenden Tagen, sie sammelten gegen die Vorschrift. Ihre Mana verdarb. Am nächsten Tage konnten sie wieder neue Mana sammeln. Schritt für Schritt musste das Volk lernen, dass sie sich auf G'tt verlassen können, ihr Vertrauen in G'tt für die Zukunft wurde gestärkt und sollte eine Grundlage bilden. Das war eine Übung während der Wanderung durch die Wüste bis ins gelobte Land, sie diente der Festigung des Glaubens an G'tt.

Schamor ve sachor, hüte und gedenke, wir erinnern uns mit den beiden Challot nicht nur an diese Geschichte, sondern, dass auch wir täglich unseren Glauben an G'tt festigen müssen.

Am Schabbat vor Purim liest man den Thoraabschnitt- Paraschat Sachor- den Abschnitt- Erinnerung:
„Denke an das, was dir Amalek unterwegs getan, als ihr aus Ägypten zoget, wie er dir unterwegs entgegentrat und die Ermatteten in

deiner Nachhut von dir abschnitt, du aber warst matt und müde; und er fürchtete sich nicht vor G'tt. Wenn nun der Ewige, dein G'tt, dir von allen deinen Feinden ringsum Ruhe verschafft, in deinem Lande, das der Ewige, dein G'tt Dir zum Erbe, zum Besitz gibt, dann sollst du das Andenken Amaleks auslöschen, so weit der Himmel reicht; vergiss es nicht.“
(5. Buch Moses 25, 17-19)

Dieser Befehl G'ttes den Krieg gegen die Amalekiter nicht zu vergessen, erscheint auf den ersten Blick unproportional, da der Krieg sehr kurz war, nur einen Tag dauerte. Im Vergleich mit anderen Kriegen in der Geschichte, war er einer der kürzesten. Aber gerade dieser geht in die Biblische Geschichte als ein sehr wichtiges und traumatisches Ereignis ein. Der Krieg fand auf der Wanderung durch die Wüste statt, war kein Territorialkrieg, die Kinder Israels galten noch nicht als Volk, es ereignete sich noch vor der Thoraübergabe und sie hatten nie die Absicht, irgendjemanden auf ihrer Wanderung anzugreifen. Gleichzeitig steht geschrieben, dass die Amalekiter keine g'ttgläubigen Menschen waren, somit war auch ein Glaubenskrieg ausgeschlossen.
Die Motivation der Amalekiter war eine ganz andere. Sie wollten gegen eine neue Ideologie, eine neue Idee kämpfen und diese zerstören.
Die Idee der Israeliten war es, dass alle Menschen vor G'tt gleichgestellt sind, denn sie sind Kinder der Schöpfung, sie haben das Recht auf ein freies Leben ohne Unterdrückung und Sklaverei.
Dieses neue Ideal wollte das Volk Amaleks nicht akzeptieren.
Das Handeln des Volkes Israels war der erste Aufstand gegen Unterdrückung und ein Kampf für Moral und Ethik.
Amalek steht von damals bis heute als Synonym für alle Vernichter des jüdischen Volkes und die Verfechter der Spiritualität.

Ein Abkömmling der Amalekiter war Haman, ein Minister des Königs Achaschwerosch. Haman war ein Judenhasser im damaligen Persien. Die Purimgeschichte erzählt uns davon. An Purim erinnern wir uns bei der Lesung der Megilat Ester, der Rolle Ester, an die Errettung der Juden durch Ester und Mordechai. Ziel von Haman war es, alle Juden im Lande Persiens zu vernichten.
Purim ist ein Freudenfest, aber vor jedem Purimfest lesen wir den Abschnitt Sachor, der daran erinnern soll, was Amalek dem Volk Israel antat. Auch hier die Erinnerung an Amalek und dem positive Ausgang, die Errettung des Volkes. Gerade dies soll uns Kraft für die Zukunft geben und wir lernen davon, auch für die Zukunft ähnliche Situationen durchzustehen.

In Tossefta, Traktak Sota, Kapitel 15, Mischna 11, wird eine Diskussion zwischen Rabbi Jehoschua und Pruschin (Menschen mit einem asketischen Lebensstil), beschrieben. Nach der Zerstörung des zweiten Tempels (70 nach der Zeitrechnung) gab es unter den Juden viele Menschen die sich den Pruschin anschlossen. Ihre Trauer über den verlorenen Tempel kam in ihrem Lebensstil und ihren Essgewohnheiten, sie aßen z.B. kein Fleisch tranken keinen Alkohol, zum Ausdruck.

Rabbi Jehoschua setzte sich mit den Pruschin auseinander und fragte: „Warum esst ihr kein Fleisch?“
Die Pruschin erwiderten: „Zu Zeiten des Tempels wurde täglich ein Opfer (Fleisch eines Tieres) dargebracht. Nun aber, da der Tempel zerstört ist, wie ist es da noch möglich, Fleisch zu verzehren?“

Rabbi Jehoschua fragte weiter: „Warum trinkt ihr keinen Wein?“
Die Pruschin antworteten darauf: „Jeden Tag wurde ein wenig Weinauf dem Altar des Tempels vergossen, wie können wir dann heute noch Wein trinken?“

Darauf antwortet Rabbi Jehoschua: „Wenn es so ist, nach Eurer Ansicht, dürfte man dann auch kein Brot mehr essen, da dies auch im Tempel dargebracht wurde, auch Wasser dürftet ihr nicht mehr trinken, da am Fest Sukkot Wasser zum Tempel gebracht wurde. Was ist mit Früchten, auch diese haben wir beim Erntedankfest, Schawuot geopfert?“
Die Pruschin wurden still.
Rabbi Jehoschua sagte daraufhin: „Meine Kinder, zu sehr trauern kann man nicht und ohne das Gedenken sein kann man auch nicht, sondern so haben die Weisen gesagt:



Der Mensch streicht die Wände seines Hauses mit frischer Farbe und lässt einen ganz kleinen Teil frei, als Erinnerung an die Zerstörung des Tempels.“

Rabbi Jehoschua sah in der totalen Trauer und den Einschränkungen, die sich die Pruschin selbst auferlegt hatten, etwas Negatives. Er hatte Angst, dass sich diese Menschen ihr weiteres Leben nur noch mit der Vergangenheit beschäftigen und nicht in der Lage sein werden, eine neue Zukunft zu erschaffen. Eine Zukunft, die selbstverständlich an die Vergangenheit anknüpft, sich jedoch weiterentwickeln muss.
Die Wichtigkeit des Gedenkens ist nicht nur die Vergangenheit zum Leben zu erwecken, sondern aus der Vergangenheit zu lernen und daraus eine bessere Zukunft zu erschaffen.

Unsere Weisen beschäftigten sich sehr intensiv mit dem Grund der Zerstörung des Tempels. Sie kamen zur Erkenntnis, dass die gesellschaftliche Situation dieser Zeit eine sehr respektlose war. *Sche lo nahagu kawod se ba se - Einer hat dem anderen keine Ehre erwiesen.*
Die Lehre aus dieser traurigen Geschichte muss sein, unseren Mitmenschen mit Respekt und Ehre entgegen zu treten und nicht, auf nur Fleisch oder Wein, wie es die Pruschin taten, zu verzichten.
Der Mensch hat zwei Kräfte: *Sikaron - Erinnerung* und *Schichecha - Vergesslichkeit*. Hätten wir nur die Erinnerung, würden wir in der Vergangenheit leben und uns für unsere Gegenwart und Zukunft bremsen. Würden wir nur aus Vergesslichkeit bestehen, hätten wir keine Vergangenheit.
Rabbi Jehoschua zeigte uns, wie beides für uns Menschen nützlich sind. Wir müssen die Vergangenheit in Erinnerung behalten, insofern, dass sie uns im Guten prägt und nützlich für die Zukunft ist. ■



Rabbiner Yaacov Zinvirt,
1962 in Jerusalem geboren, studierte Religionswissenschaften in Israel und legte seine Rabbinerprüfung in Jerusalem ab. Er amtierte als Rabbiner in Berlin, Mainz-Worms bevor er 2007 in die Gemeinde Duisburg-Mülheim-Oberhausen kam. Rabbiner Zinvirt begleitet u.a. Lehraufträge an Universitäten und arbeitet mit den Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit zusammen. Er ist Autor u.a. von „Tor zum Talmud, Hebräisch Lesen lernen und Verstehen, Feste Israels in Papierarbeiten“ und betreibt ein Lehrhaus (www.lehrhaus-net.de).

KONTUREN EINER KRITISCHEN ERINNERUNGSKULTUR

Erinnerung

für wen?

Erinnerung in der „flüchtigen Moderne“?

Wer sich über Erinnerungskultur in unserem Land Gedanken macht, muss sich zunächst über die Gesellschaft Gedanken machen, in der eine solche Erinnerungskultur Gestalt gewinnen soll. Denn für die Etablierung einer anamnetischen Kultur ist die Bedeutung des gesellschaftlichen Kontextes kaum zu unterschätzen. Zu Beginn der Reflexionen werden deshalb einige Schlaglichter auf die Struktur der spätmodernen Gesellschaft geworfen. In meinen Analysen folge ich Zygmunt Baumann, dem britischen Soziologen, Gesellschaftsanalytiker und Sozialphilosophen, der Anfang der 1990er Jahre in seiner inzwischen schon fast klassisch gewordenen soziologischen Analyse des Holocaust im Kontext der Moderne von sich Reden gemacht hat.¹ Dort sieht Bauman den Holocaust nicht als Gegenmoderne oder als Antithese zur modernen Zivilisation, sondern als deren „verborgenes Antlitz“ (ebd. S. 21), als Teil und „Test der Moderne“. Der instrumentelle Rationalismus, Motor und Wesen moderner Zeit, technologische Effizienz und die perfektionistische Bürokratie fielen zusammen: „In keiner Phase kollidierte die ‚Endlösung‘ mit dem rationalistischen Credo effizienter, optimaler Zielverwirklichung. Im Gegenteil, der Holocaust entsprang genuin rationalistischen Überlegungen und wurde von einer Bürokratie in Reinkultur produziert.“ (ebd. 31) In dieser soziologischen Deutung bereitete die moderne Gesellschaft den Boden für den „Zivilisationsbruch“ (Dan Diner) der Massenvernichtung. Die Elemente dieser Moderne, die den Holocaust hervorbrachten, sind die Bausteine unserer heutigen Gesellschaft. Sie sind Ursache für ein folgenschweres Ereignis menschlicher Zeitrechnung, nämlich dem Auseinandertreten von Raum und Zeit.² Im Gegensatz zur „schweren Moderne“, der Zeit der maschinellen Industrialisierung und Technisierung, hat die „leichte“ oder „flüchtige Moderne“, der gegenwärtige „Softwarekapitalismus“, den Raum entgrenzt. Kommunikation ist zur jeder Zeit, an jedem Ort mit jedem partizipierenden Individuum möglich, ebenso ein rascher Raum-Wechsel mittels ICE und Flugzeug. Der Zeit-Raum für Kommunikation wird beliebig, weshalb sich soziale Ordnungen destabilisieren bzw. ganz auflösen. Flüchtigkeit und Flüssigkeit werden bei Bauman zu Schlüsselmetaphern für die Moderne unserer Zeit. Folge der Ökonomisierung der gesamten Alltagswelt, aber auch der Lebenswelt der Menschen, ist eine „radikale Demontage aller sozialen Verbindungsglieder“ (ebd. S. 11f). Die bestehende

Ordnung wird aufgelöst durch Prozesse der Deregulierung, Liberalisierung, Flexibilisierung, der ungehemmten Entwicklung von Finanz-, Immobilien- und Arbeitsmärkten. Dadurch kommt es zu einer völligen Neuausrichtung der Moderne: „Wir sind Erben ein er individualisierter, privatisierter Version der Moderne.“ (ebd. S. 14) Alle sozialen Gewebe, die bislang natürlicherweise bestanden, haben sich aufgelöst und müssen von uns neu und in eigener Verantwortung („in Heimarbeit“) selbst hergestellt werden. War die Moderne noch gekennzeichnet durch Territorialität und Sesshaftigkeit, siegt in der flüchtigen Moderne das Nomadische: Der Nomade, der Heimatlose sind Urmetaphern der flüchtigen Moderne. „Bodenhaftung verliert an Bedeutung, wenn man zu jeder Zeit an jedem Ort sein und von dort auch wieder verschwinden kann.“ (ebd. S. 21) Lebensdauer und Zuverlässigkeit sind nicht mehr gefragt. Entscheidend für die Gesellschaftsanalyse ist der dadurch verursachte „Zerfall des sozialen Zusammenhalts“. Wir können vom „Ende der Definition des Menschen als soziales Wesen“ reden (ebd. S. 31).

Kultur des Vergessens?

Die oben genannten Analysen bezeichnet Zygmunt Baumann als „negativen Utopie der flüchtigen Moderne“. Heute leben wir in der Situation der „gezielten Kurzfristigkeit“ und der „Mentalität der kurzen Dauer“ (ebd. S. 173). Er diagnostiziert, dass wir unterwegs sind in die „erinnerungslose Gesellschaft“, eine Gesellschaft, die das Vergessen zum Grundprinzip macht, da nichts mehr auf Dauer angelegt ist, „weil wir aus einer Kultur der Dauer, des Lernens und des Erinnerns in eine Kultur der Vergänglichkeit und des Vergessens geraten sind“. ³ Statt einer Praxis der Erinnerung, der Bewahrung und der Gelehrsamkeit finden wir heutzutage eine „Kultur der Auflösung, der Diskontinuität und des Vergessens“ (S. 199) vor. Aber, könnte man dem Sozialphilosophen entgegen halten, die Gesellschaft heute kennt auch eine andere Seite der Medaille. Erinnerung hat in manchen Bereichen Hochkonjunktur. Für viele Menschen wird die Vergangenheit in neuer Weise interessant. Symbolische, erinnerungsträchtige Orte werden gepflegt und hergerichtet, Gedächtnisspeicher wie Denkmale, Museen, Archive, Bibliotheken zählen Besucheranstiege, historisch orientierte Dokumentarsendungen (z.B. „Hi-

story“) sind en vogue, Bücher (u.a. historische Romane), Schriften, Filme, Web-Sites zu historischen Themen werden massenweise genutzt. Zahlreiche Erinnerungs-Veranstaltungen sind europaweit zu verzeichnen: Nationale und regionale Gedenktage, Gedenkfeiern, Gedenkstunden, Gedenkreden, Erinnerungsinitiativen – alles im Kontext von bestimmten, je spezifischen und höchst divergenten Erinnerungstraditionen, die wach gehalten werden. Auf nationaler Ebene wie auf der Ebene sozialer, ethnischer oder religiöser Gruppen werden Erinnerungen gepflegt, sind sie identitätsstiftend und von daher gesucht, bisweilen umkämpft. Fast kann man sagen, dass nicht ein Kampf der Kulturen im Allgemeinen, sondern ein Kampf der Erinnerungskulturen in Europa vonstatten geht.⁴ Wir finden demnach zwei gegenläufige Tendenzen vor: Auf der einen Seite die ökonomie- und marktorientierte Konsumgesellschaft mit ihrer fast übermächtigen Tendenz, das Alte hinter sich zu lassen, zu vergessen, um stets und rasch Neues zu schaffen. Auf der anderen Seite der Versuch, Erinnerung und Gedächtnis bewusst zu inszenieren und zu pflegen. Dennoch, die Biotope der Erinnerung sind zwar gegeben, im Großen und Ganzen ist die Gesellschaft jedoch dabei, die Bedeutung der Erinnerung für die Gegenwart zu vergessen. Hatten Gedenkfeiern und Gedenkorte in relativ homogenen Gesellschaften den Sinn, das „kollektive Gedächtnis“ zu beschwören, um damit die Einheit und Identität „des Volkes“ zu stabilisieren, ist in der pluralistischen und radikal heterogenen Gesellschaft das Erinnern fließend und flüchtig, vor allem dann, wenn das Wort „Erinnern“ inflationär gebraucht wird.

Einige Problemfelder der Erinnerung

Erinnerung ist in bestimmten Kreisen zum Megathema avanciert. Jedoch, wenn viel von Erinnerung geredet und viel über Erinnerung geforscht wird – zum Beispiel in den sog. „Cultural Memory Studies“⁵, in psychologischen und sozialpsychologischen Forschungsdesigns –, ist die Konsequenz, dass immer unklarer wird, was unter Erinnerung zu verstehen ist. Oder noch schärfer formuliert: Weil wir ständig über Erinnerung reden, wird Erinnerung vernebelt. Dies sei an einigen Erinnerungsfeldern in unserer Gesellschaft aufgezeigt.

■ **Lieux de mémoire / symbolische Orte:** Seit jeher verdichten sich Erinnerungstraditionen an bestimmten Orten.⁶ Friedhöfe, Grabmale, sakrale Orte oder Gebäude speichern bestimmte Erinnerungen und führen die Menschen zum Gedenken. Ebenso Monumente, Heldendenkmale, Stätten historischen Unrechts, z.B. Konzentrationslager der Nationalsozialisten, Folterkeller der Stasi, Lager der kommunistischen Regime, Kriegsschauplätze (z.B. Verdun) und viele mehr. Es können Orte, an denen die vergangenen Ereignisse tatsächlich stattgefunden haben, unterschieden werden von Orten, an denen das Gedenken inszeniert wird, z.B. „Heldendenkmale“ in Dörfern, Städten, aber auch das Berliner Holocaust-Denkmal für die ermordeten Juden Europas. Doch wie können die Geister unterschieden werden? Haben „Heldendenkmale“ dieselbe Funktion wie ein Denkmal für die Deportierten der Shoah?

■ **Regionale, nationale, europäische Erinnerungstraditionen im Konflikt.** Manche Gedenkorte sind vorwiegend von regionaler oder nationaler Bedeutung, andere weisen über den engeren Rahmen hinaus und haben internationale, gar europäische Dimensionen (z.B. KZ-Gedenkstätten). Doch oft genug überlagern, überlappen sich Erinnerungstraditionen und geraten in Konflikt. Beispielsweise hat Auschwitz für Juden eine andere Bedeutung als für nicht-jüdische Polen. Als weiteres Beispiel: Die rumänische Stadt Sighet, in der eine rege Erinnerungstradition an die Leiden unter dem stalinistisch-kommunistischen Regime virulent ist (Gedenkstätte „Memorial Sighet“ mit Begegnungszentrum). Doch weder auf den offiziellen Websites der Stadt noch im Zusammenhang mit dem Memorial Sighet findet sich eine Erwähnung der Tatsache, dass im Jahre 1944 mehr als 13.000 Juden aus Sighet nach Auschwitz deportiert und größtenteils ermordet wurden, u.a. Elie Wiesel.⁷

■ **Symbolische, erinnerungsschwere Zeiten.** Neben Orten gibt es besondere Gedenkzeiten, Jahrestage, öffentliche Gedenktage, die zu Brennpunkten der Erinnerung werden. Problem: Wem etwa „gehört“ der 9. November? Den Helden des Mauerfalls oder den Opfern der Reichspogromnacht? Zum anderen ist zu fragen, ob die Rituale des 9. Novembers oder des 27. Januars als Gedenktage der Judenverfolgung und -vernichtung nicht oft genug aus „political correctness“ vollzogen werden, ohne dass sie von einer umfassenden

Erinnerungskultur getragen wären?

■ **Erinnerung und Gedächtnis als soziale Konstruktion.** Erinnerung ist niemals neutral oder objektiv, sondern immer selektiv. Sie basiert auf individueller oder kollektiver Beschreibungszuschreibungen für bestimmte historische Ereignisse. Nationen, Völker, ethnische, kulturelle und religiöse Gruppen wählen aus der Geschichte ihrer Gruppe Elemente aus, interpretieren sie vor dem Hintergrund einer bestimmten Hermeneutik, wodurch die Ereignisse für die soziale Identität der jeweiligen Gruppe einen bestimmten Sinn erhalten. Damit ist jedoch auch klar: Erinnerungen können verzweckt und instrumentalisiert werden, insbesondere für politische oder der Eingruppierung dienenden Vorteile, sie können dazu benutzt werden, um andere zu diffamieren, um Konflikte von Zaun zu brechen, gar Krieg und Völkermord. Erinnerung als solche ist zutiefst ambivalent.

Kriterien für eine kritische Erinnerungskultur

Aufgrund der genannten Problemfelder ist in differenzierter und sensibler Weise von Erinnerung zu sprechen, verschiedenste Menschen verstehen verschiedene Dinge darunter. Die entscheidenden Fragen dabei sind: Wer spricht warum von welcher Erinnerung? Und vor allem: Für wen erinnert man sich? Die Fragen führen zu einer kritischen Erinnerungskultur, deren Elemente wie folgt bestimmt werden können:

■ **Pathosnarrativität:** Eine kritische Erinnerungskultur bemüht sich in erster Linie um die Leidenserfahrungen, die erinnert und tradiert werden. Geschichte kann entgegen einer Siegesgeschichte als eine „Landschaft aus Schreien“ (Nelly Sachs) gedeutet werden. In kulturwissenschaftlicher Perspektive

können tradierte Leidensgeschichten von ethnischen, religiösen oder nationalen Gruppen als „Pathosnarrative“ bezeichnet werden.⁸ „Unter Pathosnarrativ versteht er [Geoffrey Hartman] eine hervorgehobene Leidensgeschichte, die emotional so angereichert ist, dass sie für eine Gesellschaft und Kultur zu einer zeitüberdauernden Identifikations- und Erinnerungsfigur wird.“ (ebd. S. 9) Der Begriff Pathosnarrativ stellt einen engen Zusammenhang zwischen Gewalt, Leiden und kulturellem Gedächtnis einer bestimmten Gruppe her. Den Berichten der Zeugen und Überlebenden kommt dabei eine besondere Bedeutung zu, auch dann, wenn die Erzählungen nach dem Tod des Zeugen weiter tradiert werden. Im Akt des Erzählens wird die traumatische Geschichte zum „Zeugnis“, d.h. der aktive Zuhörer wird Partner des Zeugen, er wird zum Partner „im Akt einer auf Zukunft ausgerichteten Erinnerung“ (ebd. S. 82).⁹

■ **Anerkennung.** Dabei ist zu beachten, dass man heutzutage weniger von „collective memory“ sprechen kann, sondern – wie Yames E. Young und Jeffrey Olick – vorschlagen, eher von „collected memory“ (ebd. S. 19), den gesammelten Erinnerungen aus verschiedenen Traditionen, die lernen müssen, sich gegenseitig zu respektieren. Die diversen Gedächtnistraditionen sind in ihrer Spannung und Sperrigkeit wahr- und ernstzunehmen. Nur durch eine Kultur der Anerkennung¹⁰ können die Bemühungen um Erinnerung und Identität einer sozialen Gruppe respektiert werden.

■ **Ethische Dimension der Erinnerung:** Der historische Zeuge berichtet nicht einfach von historischen Fakten, sondern wird zum moralischen Zeugen. Im Blick auf die Schrecken des Holocaust treten derzeit die erzählten Geschichten der Überlebenden aufgrund deren Alter oder Tod in den Hintergrund. Umso bedeutender werden Videodokumentationen (z.B. Geoffrey Hartmans Yale-Video-Projekt der Holocaust-Überlebenden), Literatur und Orte der Erinnerung, die als Aufzeichnung der primären oder sekundären Zeugenschaft von einer traumatischen Vergangenheit berichten, womit sie einen Rahmen für ei-

IN-FO

An der Uni Bonn, Lehrstuhl für Religionspädagogik, besteht ein Forschungsprojekt zur Untersuchung der Erinnerungslandschaft in Deutschland, Österreich und der Schweiz unter besonderem Augenmerk auf Initiativen im christlichen bzw. kirchlichen Kontext (nicht-schulisch).

Forschungsfragen sind u.a. ■ Welchen Beitrag leisten christliche Gruppen, kirchliche Institutionen vor Ort, katholische oder evangelische Kirchengemeinden, Gemeindeverbände, ökumenische Arbeitskreise, christlich-jüdische Gruppen zur Etablierung einer Erinnerungskultur? ■ Wer sind die Träger? ■ Welche Projekte werden realisiert? ■ Welche Motivationen, Erfahrungen, Schwierigkeiten gibt es?

Wenn Sie in einem solchen Projekt engagiert sind, füllen Sie bitte einen kurzen Online-Fragebogen aus oder geben Sie diese Info an Aktive weiter. Direkter Zugang: www.umfrage.uni-bonn.de/erinnerung Weitere Infos auf der Fach-Website zum Christlich-Jüdischen Dialog unter www.nostra-aetate.uni-bonn.de



ne spezifische Erinnerungskultur schaffen. Sie ist nicht moralisierend im negativen Sinn, sondern kommt als „Ethik der Erinnerung“¹¹ zum Vorschein, da der Erinnerung selbst ein Vermögen, eine Kraft bzw. ethische Dynamik innewohnt. Durch ethische Partizipation mit den Opfern und Leidenden kommt eine Solidarisierung in Bewegung, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft miteinander verbindet.

■ **Erinnerung als theologischer Topos:** Religionen sind und schaffen Raum für Erinnerung mehr noch, sie sind eine klar bestimmbare Erinnerungsgemeinschaft. Wer zu einer Religionsgemeinschaft gehört, reiht sich in eine spezifische Erinnerungstradition ein. Judentum und Christentum (in bestimmter Weise auch der Islam) basieren auf Erinnerungsnarrativen. Erinnern ist die Urzelle religiöser Lebensäußerungen, wie sie in der jüdischen und christlichen Bibel sowie den weiteren heiligen Schriften zum Ausdruck kommen.¹² Dabei sind stets zwei Aspekte unterschieden und doch untrennbar miteinander verbunden: Die Erinnerung an die Geschichte von Befreiung und Rettung und die Erinnerung an die Leidenden und die Toten der Geschichte. Die *Memoria passionis* hat ebenso wie die *Memoria salutis* absolute theologische Dignität.¹³ Religionen als Erinnerungsgemeinschaften können einen wesentlichen Beitrag zu einer gesellschaftlichen Kultur der Erinnerung in Deutschland und in Europa leisten.

■ **„Anamnetische Kultur“:** Dieser Gedanke wurde theologisch von Johann Baptist Metz unter Rückgriff auf die religiösen Traditionen in Judentum und Christentum sowie auf philosophische Ansätze, insbesondere der kritischen Theorie (Walter Benjamin; Theodor W. Adorno), konturiert.¹⁴ Kultur der Erinnerung ist mehr als geschichtswis-

senschaftliche Vergewisserung, aber auch mehr als eine moralische Entrüstungs- oder Betroffenheitsrhetorik im Umgang mit dem Holocaust. Zudem kann eine anamnetische Kultur, die den Holocaust im Zentrum hat, nur im Dialog mit konkreter jüdischer Existenz in Geschichte und Gegenwart realisiert werden. Nur eine Theologie, die konsistent im Horizont des christlich-jüdischen Dialogs denkt und agiert, kann Wege in eine Kultur des Eingedenkens eröffnen.¹⁵

■ **Erinnerung als Bildung.** Als weiteres Kennzeichen einer anamnetischen Kultur nennt Metz die Bildungsarbeit, die enge Kontakte zu Literatur und bildender Kunst pflegen muss. Gerade in Kunst und Literatur, beispielsweise in den literarischen Bearbeitungen des Holocaust durch *Elie Wiesel*, *Paul Celan*, *Nelly Sachs*, *Ruth Klüger*, *Imre Kertész* und so vielen mehr, ist ein anderes Gedenken am Werk als in reiner Historiographie. In der Bildungsarbeit müssen Staat, Gesellschaft und Kirchen besondere Anstrengungen unternehmen, um vergangene Ereignisse mit gegenwärtigen Entwicklungen kritisch in Verbindung zu bringen. Mechanismen der Inhumanität sind durch die Brille historischer Erfahrungen in der Gegenwart zu entdecken,



Prof. Dr. Reinhold Boschki ist Professor für Religionspädagogik, Homiletik und religiöse Erwachsenenbildung an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Bonn. Schwerpunkte seiner Arbeit sind unter anderem: christlich-jüdisches Verhältnis, erinnerungsgeleitetes Lernen und Theologie nach Auschwitz.

um gesellschaftskritische Elemente des Antisemitismus und der „Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit“ zu entlarven und zu bekämpfen.¹⁶

■ **Erinnerung für wen?** Jede Erinnerungstradition muss sich kritisch fragen, für wen sie sich erinnert. Eine kritische Kultur der Erinnerung¹⁷ orientiert sich an den Leidensgeschichten der Anderen, der Menschen, die nicht zur eigenen Gruppe gehören. Das „Eingedenken fremden Leids“ (Metz) erweitert den Horizont über die Eigengruppe hinaus. Die Leiden der Anderen nicht aus dem Blick zu verlieren, ihnen die gleiche Priorität und Dignität zu gewähren, wie den Leiden der eigenen Gruppe, und vor allem, die Leidensgeschichten der einen nicht gegen die der anderen auszuspielen, ist die große Herausforderung einer kritischen Erinnerungskultur der Gegenwart. ■

ANMERKUNGEN:

¹ Zygmunt Bauman, *Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust*, Hamburg 1992. [Die Seitenzahlen im Text beziehen sich jeweils auf die letzte Fußnote.]

² Zygmunt Bauman, *Flüchtige Moderne*, Frankfurt 2003, S. 25 u. 131ff.

³ Zygmunt Bauman, *Leben in der Flüchtige Moderne*, Frankfurt 2007, S. 191.

⁴ Claus Leggewie, *Der Kampf um die europäische Erinnerung. Ein Schlachtfeld wird besichtigt*, München 2011.

⁵ Astrid Erll, Ansgar Nünning (Hg.), *A companion to cultural memory studies*, Berlin, New York 2010.

⁶ Aleida Assmann, *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 2009; Pierre Nora, *Les lieux de mémoire*, 7 Bde., Paris 1984-1992.

⁷ Siehe Artikel: Sighetul Marmatiel, in: Israel Gutman et al. (Hg.), *Enzyklopädie des Holocaust. Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden*, Bd. 3, München 1998, S. 1312f.; Elie Wiesel, *Die Nacht. Erinnerung und Zeugnis* [1956], Freiburg 2006.

⁸ Geoffrey Hartman, Aleida Assmann, *Die Zukunft der Erinnerung und der Holocaust*, Konstanz 2012.

⁹ Eines der vielen Beispiele: Paul Niedermann: *Auf Hass lässt sich nicht bauen. Erinnerungen*, Karlsruhe 2011.

¹⁰ Avishai Margalit, *Politik der Würde. Über Achtung und Verachtung*, Frankfurt 2012; Axel Honneth, *Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*, Frankfurt 2003.

¹¹ Avishai Margalit, *Ethik der Erinnerung*, Frankfurt 2000.

¹² Vgl. *Jahrbuch biblische Theologie: Themenband „Die Macht der Erinnerung“*, Bd. 22, Neukirchen-Vluyn 2007; Paul Petzel, Norbert Reck (Hg.), *Erinnern. Erkundungen zu einer theologischen Basis-kategorie*, Darmstadt 2003.

¹³ Johann Baptist Metz, *Memoria Passionis. Ein provozierendes Gedächtnis in pluralistischer Gesellschaft*, Freiburg 2006.

¹⁴ Johann Baptist Metz, *Für eine anamnetische Kultur*, in: Hanno Loewy (Hg.), *Holocaust: Die Grenzen des Verstehens. Eine Debatte über die Besetzung der Geschichte*, Reinbek 1992, S. 35-41.

¹⁵ Reinhold Boschki, Albert Gerhards (Hg.), *Erinnerungskultur in der pluralen Gesellschaft. Neue Perspektiven für den christlich-jüdischen Dialog*, Paderborn 2010.

¹⁶ Wilhelm Heitmeyer (Hg.), *Deutsche Zustände*. Band 10, Frankfurt 2012.

¹⁷ Vgl. Thomas Flierl, Elfriede Müller (Hg.), *Vom kritischen Gebrauch der Erinnerung*, Berlin 2009.

TEXT ■ HANS MAAß

„Gedenkt nicht an das VORIGE!“



Hans Maaß, geb. 1935, Studium der ev. Theologie, Pfarrer, Schuldekan, Kirchenrat i.R., Lehrauftrag an der PH Karlsruhe, Mitglied des DKR-Vorstandes.

„Gedenkt nicht an das Vorige!“, lautet nach der Lutherbibel die Mahnung eines Exils-Propheten nach Jes 43,18. Fast wörtlich gleich übersetzt diesen Satz Leopold Zunz: „Gedenket nicht des Früheren, und auf das Vergangene richtet nicht euren Sinn!“¹ „Sachor! Der Zukunft ein Gedächtnis“, lautet das Jahresthema 2013 der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit. Geschichtsbewusstsein oder Geschichtsvergessenheit? Steht beides nicht in Widerspruch zueinander, zumindest in Spannung?

Spannungen sind gut; sie zeigen an, dass etwas noch im Gang ist, noch nicht ausgegoren. Was also gärt da! Oder sollen wir lieber sagen: Was keimt da?

Aus dem Zusammenhang gerissene Sätze führen mitunter auf falsche Fährten. Man muss nur die unmittelbar vorangehenden Verse ansehen, um zu erkennen, dass dieses Entweder-Oder keine echte Alternative ist, jedenfalls keine biblische.

Der Prophet gibt eine Gottesrede wieder. Sie reicht – und wird so auch in der hebräischen Bibel ausdrücklich abgegrenzt – von V. 16 bis 21. Man muss also das Ganze im Blick behalten, um zu erkennen, was im Einzelnen gemeint ist. Dabei wird eine eindeutige Struktur erkennbar: Um keine Zweifel aufkommen zu lassen, in wessen Namen der Prophet hier spricht, wird zunächst einmal an das entscheidende Heilsereignis in der Geschichte des Volkes Israel erinnert, das sich in Israels kollektivem Gedächtnis erhalten hat, die Rettung am Schilfmeer. In der sehr schönen, den Rhythmus des hebräischen Textes aufnehmenden Übersetzung von Karl Elliger² lautet dieser geradezu hymnische Abschnitt:

„Der da gab im Meer den Weg und in starken Wassern den Pfad, Der da ausziehen ließ Wagen und Ross Streitmacht und Gewaltige zumal – Sie legten sich hin, erhoben sich nimmer, sie waren erloschen, wie der Docht verglommen.“

Diese Worte könnten einem der vielen biblischen Psalmen entstammen, in denen Gottes Taten gepriesen werden. Sie könnten aber auch aus einer Klage stammen, in der die „gute alte Zeit“ beschworen wird, als Gottes Größe und Gegenwart noch an entsprechenden Ereignissen erfahrbar war. In beiden Fällen wäre eine passende Antwort: „Gedenket nicht des Früheren, und auf das Vergangene richtet nicht euren Sinn!“ – Nimmt man diesen Gedankengang ernst, erschließt sich plötzlich ein völlig neuer Horizont: Bleibt nicht am Al-

ten hängen, macht Euch nicht zu Gefangenen eurer Erinnerungen oder gar der Erinnerung eurer Vorfahren, lebt nicht in einer verklärten Traumwelt, sondern öffnet eure Augen! Gewinnt einen Blick für die Zukunft, für die nahe Zukunft. Denn in Elligers Übersetzung lautet der nächste Vers:

„Siehe, ich mache ein Neues! Es sprosst ja schon, merkt ihr's denn nicht? Ja, ich lege in der Steppe einen Weg, in der Einöde Ströme.“

Wer denkt dabei nicht an die biblischen Erzählungen vom Zug Israels in der Wüste, wenn unmittelbar zuvor von der Rettung am Schilfmeer die Rede war! Auch da ist die Vergangenheit präsent; aber sie wird zum Bild für die Zukunft – oder um es mit einem Begriff Frank Crüsemanns zu sagen: zum „Wahrheitsraum des Neuen“. Murrte man beim biblischen Wüstenzug mehrfach über Wassermangel, heißt es jetzt, „ich lege in der Einöde Ströme“; ging man damals über holprige, oft auch gefährliche Wege, über Stock und Stein, so heißt es jetzt: „ich lege in der Steppe einen Weg“.

Auch jetzt, wo es um Neues geht, lässt sich dies nicht aussagen, ohne es in die Erinnerung an das Frühere einzukleiden. Zeichensprachen kommen mit Gesten aus, mit Zeigen und Zeichen. Worte bedürfen der Analogie, der Anknüpfung an Bekanntes, seien es Erinnerungen oder archetypische Bilder. Auch der bekannte und beliebte 23. Psalm, Ausdruck der vertrauenden Geborgenheit kommt nicht ohne Bilder aus, Bilder, die aus der Erfahrungswelt der Nomaden stammen, auch wenn dies in der Übersetzung Luthers nicht mehr so deutlich wird. „Er führt mich auf rechter Straße“, klingt schon nach einem gebeteten Weg. Die Einheitsübersetzung kommt dem hebräischen Text schon näher: „er leitet mich auf rechten Pfaden“. Gemeint sind eigentlich die Trampelpfade der Ziegenherden, die man auch heute noch zwischen Jericho und Jerusalem und im Negev an den Hängen beobachten kann. Wie leicht rutscht man da ab, wenn kein Hirte da ist, der auf seine Herde achtet. Wir kennen die genaue Situation nicht, in der der Prophet diese hoffnungsvollen Worte gesprochen hatte. War schon das Aufkommen des Perserkönigs Kyros wahrzunehmen, den der Prophet an einer Stelle sogar als „Knecht Gottes“ bezeichnet? Konnte man das Ende des Neubabylonischen Reiches schon ahnen? Aber selbst dann war weder gesichert, dass die einst Verschleppten wieder zurück in die alte Heimat durften, ja, ob sie es überhaupt

wieder wollten! Man hatte sich doch mittlerweile in der Fremde häuslich eingerichtet. Und war es nicht der Prophet Jeremia, der dies sogar empfohlen hatte? Und umgekehrt: was erwartete einen im verheißenen Land der Väter? Hatte es überhaupt einen Sinn, dort nochmals von vorn zu beginnen? Der Prophet Haggai beschreibt die Schwierigkeiten der Rückwanderer bei dem Versuch, den Tempel wieder aufzubauen. War es also geradezu ein Gebot der Stunde zu vergessen, was früher war, um nicht falschen Träumen und Wunschbildern nachzuhängen? Aber nicht aus einer solchen defaultistischen Haltung heraus sagt der Prophet, „gedenkt nicht an das Vorige!“, sondern weil er etwas anzukündigen hat, und zwar für „jetzt“: „jetzt“ spriebt es! Entdeckt ihr es nicht? Die letzte Strophe dieser Gottesrede ruft Zeugen dieses Geschehens auf. Wenn schon die Menschen, denen dieses Handeln Gottes eigentlich gilt, es nicht erkennen, dann gilt:

„Es wird mich ehren das Wild des Feldes, Schakale und Straußenvögel, Weil ich geschenkt hab in der Steppe Wasser, Ströme in der Einöde, Zu tränken mein Volk, mein erwähltes, das Volk, das ich gebildet für mich. Meinen Ruhm werden sie erzählen.“

Wieder wird auf die Tradition zurückgegriffen, auf Israels Erwählung; diese ist ein Leitwort im 5. Mosebuch. Sie wird noch überboten durch die Aussage, dass Gott sich dieses Volk „gebildet“, „geformt“ hat wie einst den Menschen nach der Paradieserzählung: Israel, geschaffen, Gottes Ruhmestaten zu erzählen. Von der Zukunft kann Israel nicht erzählen, ohne aus der Vergangenheit zu schöpfen, jedoch ohne ihr in romantischer Verklärung nachzutruern, sondern Zuversicht für die Zukunft daraus zu schöpfen.

Erwartungen an die Zukunft sind oft unrealistische Wunschträume, „Visionen“, von denen ein Bundeskanzler einmal meinte, wer Visionen hat, solle zum Arzt gehen, Projektionen unserer Wunschvorstellungen in die Zukunft. Zukunftsbilder, die auf zurückliegenden Erfahrungen beruhen, sind eine Verlängerung der Vergangenheit in die Zukunft, Hoffnungen mit realistischem Hintergrund. Deshalb „Sachor – Der Zukunft ein Gedächtnis!“ ■

ANMERKUNGEN:

¹ [Übers.] Leopold Zunz, *Die vierundzwanzig Bücher der Heiligen Schrift nach dem masoretischen Text*, zweisprachige Neuausgabe, Sinai Verlag, Tel-Aviv 1997, S. 812

² Karl Elliger, *Deuteronomiosaja*, 1. Teilband: *Jesaja 40, 1-45,7* (BK XI/1), Neukirchener Verlag, Neukirchen-Vluyn 1978, S. 342

ÜBER DAS Vergessen

TEXT ■ YOSEF HAYIM YERUSHALMI

Präludium

Im Frühjahr 1987 erfuhr ich von einer Tagung, die während meines Frankreichaufenthaltes stattfinden sollte; weil ich dann aber nichts weiter hörte, vergaß ich die ganze Angelegenheit. Doch als das Frühjahrssemester an der Columbia University zu Ende ging und ich mein erstes Seminar an der École des Hautes Études vorbereitete, kam tatsächlich eine Einladung. Das Thema lautete: „Usages de l'oubli“ - „Vom Nutzen des Vergessens.“ Nein, ich hatte mich nicht verlesen.

Man fragte an, ob ich über „Hypertrophie des Gedächtnisses - Vergessen der Geschichte“ sprechen wolle. Das kam gar nicht in Frage, allenfalls vielleicht „Atrophie des Gedächtnisses - Hypertrophie der Geschichte“. Lieber gar kein Titel oder ein ganz vager, und am liebsten wäre es mir eigentlich gewesen, nur dazusitzen und dem großartigen Jacques Le Goff zuzuhören. Doch es kam anders. Ich hatte mir angemaßt, über Erinnerung zu schreiben, nun hieß es anscheinend Buße tun und über Vergessen reden. Bekommen fügte ich mich in mein Schicksal. Was konnte ich noch sagen, was ich nicht schon - wenigstens andeutungsweise - geschrieben hätte?

Gemildert wurde mein erster Schrecken durch einen Zufall, den ich, abergläubisch genug, als gutes Omen deutete.

Ein paar Tage bevor die Einladung zu dieser Tagung eintraf, hatte ich mir zwei Bücher des russischen Psychologen Alexander Romanowitsch Lurija gekauft und sie sofort verschlungen: *The Man With a Shattered World: The History of a Brain Wound* [Der Mann mit einer zerbrochenen Welt: Die Geschichte einer Hirnverletzung] sowie *The Mind of A Mnemonist: A Little Book about a Vast Memory* [Die Innenwelt eines Gedächtniskünstlers: Ein kleines Buch über ein riesenhaftes Gedächtnis].² Bei diesen beiden Klassikern der psychiatrischen Literatur handelt es sich um Fallgeschichten; jede ist das Spiegelbild der anderen. Jedenfalls hatte ich jetzt Stoff zum Nachdenken für den Flug nach Paris.

I.

Der Mann, dessen Welt zerbrochen war, war im Zweiten Weltkrieg in der Schlacht von Smolensk von einer Kugel in den Kopf getroffen worden. Er überlebte zwar, hatte aber sein Gedächtnis und die Fähigkeit, sich zu erinnern, fast vollständig verloren. Mühsam und mit äußerster Willensanstrengung begann er zu schreiben, je-

den Tag ein paar Sätze, fünfundzwanzig Jahre lang. Langsam, qualvoll gelang es ihm, Bruchstücke seiner Vergangenheit auszugraben und sie sogar in eine sinnvolle Reihenfolge zu bringen. So schuf er sich zwar ansatzweise eine Verbindung zum Leben, aber ein normales Leben war ihm unmöglich. Einmal schreit er auf: „Ich erinnere mich an nichts, an rein gar nichts! Isolierte Einzelheiten, ... das ist alles! Über nichts weiß ich wirklich Bescheid. Meine Vergangenheit ist einfach völlig ausgelöscht!“ Der Gedächtniskünstler hingegen brachte mit seinem gewaltigen Gedächtnis von klein auf die Psychologen, die ihn untersuchten, ebenso zum Staunen wie das Publikum, das ihn auf der Bühne sah.

Die Tragödie des Mannes von Smolensk überrascht uns nicht, sind wir es doch gewohnt, Amnestie für pathologisch zu halten. Das Phänomen des Gedächtniskünstlers war aber nicht weniger pathologisch. Der eine konnte sich nicht erinnern, der andere nicht vergessen. Wenn dem Gedächtniskünstler das Lesen ebenfalls schwer fiel, so lag es nicht wie bei dem Gehirngeschädigten daran, dass er die Bedeutung der Wörter vergessen hatte, sondern daran, dass ihm beim Lesen ununterbrochen Wörter und Bilder aus der Vergangenheit in den Sinn kamen und die Wörter, die er vor sich hatte, geradezu ersticken. Lurija bringt das Problem im Zusammenhang mit dem Gedächtniskünstler so auf den Punkt:

„Viele von uns suchen Wege, ihr Gedächtnis zu verbessern; keiner von uns braucht zu lernen, wie man vergisst. Im Fall von S. war es genau umgekehrt. Ihn quälte die Frage, wie er das Vergessen lernen konnte.“³

Unwillkürlich erinnert uns dies an Nietzsche, der bereits 1874 die Krise des Historismus als *historische Krankheit* diagnostiziert, „weil ich sogar glaube, dass wir Alle an einem verzehrenden historischen Fieber leiden und mindestens erkennen sollten, dass wir daran leiden.“⁴ Und weiter: „es ist aber ganz und gar unmöglich, ohne Vergessen überhaupt zu leben.“⁵ Nach diesem mit Verve vorgebrachten Thesen stellt er nüchtern fest, die Überwindung dieses Siechtums hänge davon ab, „dass man ebenso gut zur rechten Zeit zu vergessen weiß als man sich zur rech-

ten Zeit erinnert, davon dass man mit kräftigen Instincte herausfühlt, wann es nötig ist, historisch, wann unhistorisch zu empfinden. Dies gerade ist der Satz, zu dessen Betrachtung der Leser eingeladen ist: das Unhistorische und das Historische ist gleichermaßen für die Gesundheit eines einzelnen, eines Volkes und einer Cultur nötig.“⁶

Ja, natürlich. Der Leser nickt zustimmend, denn im Grunde ist die Aussage banal. Außerdem geht sie an der eigentlichen Frage vorbei. Selbstverständlich kann man sagen, dass das Gesunde irgendwo zwischen dem Gedächtniskünstler und dem Mann von Smolensk liegt. Aber wo sind die Grenzen zu ziehen, wenn beides, Erinnern und Vergessen, vonnöten ist? Nietzsche hilft uns da nicht weiter. Wie viel Geschichte brauchen wir? Welche Art von Geschichte? Woran sollten wir uns erinnern, was können wir getrost vergessen, was müssen wir vergessen? Diese Fragen sind heute ebenso offen wie zu Nietzsches Zeiten; doch sie sind dringlicher geworden. Ich fürchte, wir können sie - aus Gründen, die gleich zu erörtern sein werden - weder hier noch in der unvorhersehbaren Zukunft beantworten.

II.

Doch ich eile voraus. Noch sind die Begriffe nicht geklärt. Man kann nicht sinnvoll über „Vergessen“ sprechen, ohne sich gleichzeitig klarzumachen, was man unter „Erinnern“ versteht. Ich möchte zunächst zwischen Gedächtnis (mneme) und Erinnerung (anamnesis) unterscheiden. Unter Gedächtnis verstehe ich hier et was im wesentlichen Ungebrochenes und Zusammenhängendes, unter Erinnerung die Erinnerung an etwas Vergessenes. Die Begriffe habe ich natürlich, wie es sich für einen Juden gehört, von den Griechen entlehnt, von Platon, bei dem sie sich nicht auf die Geschichte beziehen, sondern auf die Philosophie, genauer: auf die Erkenntnis der ewigen Ideen. Abgesehen von dem seltenen Fall, in dem die Seele eines einzelnen pränatale Erinnerungsspuren aus der Welt der Ideen bewahrt hat, ist bei Platon alle wahre Erkenntnis Anamnese, alles echte Lernen der Versuch, sich an Vergessenes zu erinnern. Eine merkwürdige Parallele dazu findet sich im Talmud (Traktat *Nidda*), wo es



heißt, dass das Ungeborene im Mutterleib die ganze Thora kennt und von einem Ende der Welt zum anderen sieht. Im Augenblick der Geburt kommt aber ein Engel und schlägt dem Neugeborenen auf den Mund (in der Legende wird aus dem Schlag später ein Kuss), woraufhin das Kind sofort alles vergisst und die Thora (leider) von Anfang neu lernen muss. Angesichts der Anwesenheit von Kollegen, die die Griechen weitaus besser kennen als ich, beginne ich jetzt, wie ich es meist tue, mit den Juden, um mich dann zu allgemeineren Betrachtungen voranzuarbeiten.

III.

Nach dem „Nutzen des Vergessens“ sucht man in der hebräischen Bibel vergeblich. Sie kennt nur den Schrecken des Vergessens. Vergessen, das Gegenteil des Gedächtnisses, ist dort immer negativ, die Kardinalsünde, die alle anderen nach sich zieht. Der *locus classicus* findet sich wohl im achten Kapitel des fünften Buches Mose:

„Wahre dich! sonst könntest du deinen Gott vergessen, ungewahrt zu lassen seine Gebote, so seine Rechtsgeheiß so seine Satzungen ... vergessen möchtest du ihn deinen Gott, - der dich führte aus dem Land Ägypten, aus dem Haus der Dienstbarkeit ... Es wird geschehn, wirst du vergessen ihn deinen Gott ... ich zeuge heutzutage gegen euch, dass ihr dann schwinden, hinschwinden müsst!“⁷

Die verblüffende Annahme, ein ganzes Volk könne nicht nur zur Erinnerung aufgefordert,

sondern tatsächlich für das Vergessen verantwortlich gemacht werden, wird so vorgebracht, als handle es sich um eine Selbstverständlichkeit. Dabei ist die Vorstellung eines kollektiven Vergessens gewiss mindestens ebenso problematisch wie die eines kollektiven Gedächtnisses. Psychologisch gesehen ist sie praktisch bedeutungslos. Völker und Gruppen können genaugenommen nur die Gegenwart vergessen, nicht aber die Vergangenheit, d.h. die der Gruppe zugehörigen Einzelnen können zwar Ereignisse vergessen, die sich zu ihren Lebzeiten abspielten, doch die Vergangenheit, die sie nicht selbst miterlebt haben, können sie nicht im Sinne vergessen wie ein Einzelner Teile seiner Lebensgeschichte vergessen kann. Wenn wir sagen, dass ein Volk „sich erinnert“, sagen wir eigentlich, dass ein Teil der Vergangenheit der gegenwärtigen Generationen bewusst vermittelt und von dieser als bedeutungsvoll akzeptiert wurde. Umgekehrt „vergisst“ ein Volk, wenn eine Generation, die im Besitz der Vergangenheit ist, diese nicht an die nächste weitergibt oder wenn - was auf das gleiche hinausläuft - die jüngere Generation das Überlieferte nicht annimmt und daher auch nicht weitergibt. Abbrechen kann eine Überlieferung entweder abrupt oder durch einen Erosionsprozess. Prinzipiell aber gilt, dass ein Volk nichts „vergessen“ kann, was ihm nicht vorher überliefert wurde.

Der Mann von Smolensk und der Gedächtniskünstler haben uns als einleitende Metaphern

gute Dienste geleistet; doch jetzt müssen wir uns von ihnen trennen, damit sie nicht etwa zu Analogien werden. Wie das »Leben eines Volkes« eine biologische Metapher ist, so ist das „Gedächtnis eines Volkes“ eine psychologische Metapher - es sei denn, man personifiziert das Volk als einen Organismus mit einer kollektiven Seele, die ebenso funktioniert wie die Psyche des Einzelnen. Das aber hieße, die Geschichte so zu lesen wie Freud und sich zu einem mittlerweile diskreditierten Psycho-Lamarckismus zu bekennen.⁸

IV.

Kollektives „Vergessen“ tritt also ein, wenn eine Gruppe - sei es auf rebellischer Absicht, sei es passiv aus Gleichgültigkeit oder Trägheit, sei es als Folge einer historischen Katastrophe - ihr Wissen über die Vergangenheit den Nachgeborenen nicht überliefert. Alle an die Juden gerichteten Ermahnungen, sich zu „erinnern“ und nicht zu „vergessen“, wären nutzlos gewesen, wären die Riten und historischen Erzählungen nicht in Form der „Thora“ (der „Lehre“ im weitesten Sinne) kanonisiert worden, und hätte sich die Thora ihrerseits nicht ständig in Form der „Überlieferung“ erneuert.

Erster Text: „Moses empfing die Thora am Sinai und brachte sie zu Joshua, und Joshua brachte sie den Weisen, und die Weisen brachten sie den Propheten, und die Propheten brachten sie den Männern der Großen Synagoge.“

So etabliert das Mischna-Traktat *Abot* gleich am Anfang die pharisäische „Traditionskette“ (*Shalshelet ha-qabbalah*), die sich dann über die talmudische Zeit bis zum Ende des Mittelalters fortsetzt. Der lakonische Passus erfasst meines Erachtens das Wesen des kollektiven Gedächtnisses als in die Zukunft zielende Doppelbewegung des Empfangens und Weitergebens. Dieser Prozess formt die *mneme* der Gruppe, das Kontinuum ihres Gedächtnisses, wie die Glieder einer Kette, nicht wie ein seidener Faden. Die Juden waren nicht etwa Gedächtnisvirtuosens, sondern bereitwillige Empfänger und glänzende Überlieferer.

Zweiter Text (Babylonischer Talmud, Traktat *Sabbath* 138 b): „Als unsere Lehrer in der Akademie zu Jabne zusammentraten, sprachen sie: Dereinst wird die Tora in Jisraél in Vergessenheit geraten, denn es heißt (Amos, 8,11): Wohlan, Tage kommen. Erlauten ists von meinem Herrn, ihm, da sende ich einen Hunger ins Land, nicht einen Hunger nach Brot, und nicht einen Durst nach Wasser, sondern, Meine Reden zu hören.“

Dieser düstere Passus kommt unerwartet, fast als ein Schock, und lässt sich nicht einfach als die unumgängliche Exegese des darin zitierten Bibelspruchs erklären. Der Schlüssel zum Verständnis liegt in der Zeit und dem Ort, welche die Tradition selbst diesen Worten zuweist. Die Akademie zu Jabne errichtete Rabbi Jochanan ben Sakkai, nachdem die Römer den Zweiten Tempel, diese bedeutendste aller jüdischen Gedächtnis-

stätten, zerstört hatten. Jabne war die Festung gegen das Vergessen. Hier wurde die Überlieferung gerettet, studiert und in Formen gegossen, die ihre Kontinuität bis in kommende Zeitalter gewährleisten. Die von Jabne ausgehende dauernde Kraft zeigt sich für mich besonders sinnfölig in der Tatsache, dass Freud die „Traditionskette“ als Psychologe zwar zugunsten einer Kette unbewusster Wiederholungen verwarf, als Jude jedoch die Bedeutung dieses fernen Ereignisses immer noch verstand und empfand. Nach dem Anschluss Österreichs aus seinem Wiener Jerusalem geflohen, griff er im August 1938 instinktiv auf Jabne als tröstliches Gleichnis zurück, das er durch Anna Freud der in Paris zum Fünfzehnten Internationalen Psychoanalytischen Kongress versammelten Diaspora übermitteln ließ:

„Das politische Unglück der [jüdischen] Nation lehrte sie, den einzigen Besitz, der ihnen geblieben war, ihr Schrifttum, seinem Werte nach einzuschätzen. Unmittelbar nach der Zerstörung des Tempels in Jerusalem durch Titus erbte sich Rabbi Jochanan ben Sakkai die Erlaubnis, die erste Thoraschule in Jabne zu eröffnen. Fortan war es die heilige Schrift und die geistige Bemühungen um sie, die das versprengte Volk zusammenhielt.“⁹

Völlig richtig. Umso merkwürdiger wirkt es, dass ausgerechnet diejenigen Männer, die das Fundament für die zukünftige Überlieferung der Thora legten, die schreckliche Voraussage trafen, sie werde vergessen werden. Natürlich konnten sie selbst nicht wissen, dass ihrem Werk solche Dauer beschieden sein würde. Es handelte sich wohl weniger um eine Voraussage als um die Projektion ihrer Angst, die Thora könnte in Vergessenheit geraten. Was also war Thora für die Weisen von Jabne? Zur Lehre gehörte ja auch sehr viel Historisches. Es wird sich sogleich zeigen, dass ihre Sorge nicht etwa dem Vergessen der „Geschichte“ gilt; sie fürchten vielmehr, die *halacha*, das Gesetz, könnte in Vergessenheit geraten. Die Prioritäten sind eindeutig, die *halacha* steht an erster Stelle. Erinnerung wurde die Geschichte tatsächlich auch nur, soweit sie für das Wertesystem der *halacha* relevant war. Der Rest wurde ignoriert, wurde „vergessen“.

Dritter Text (Babylonischer Talmud, Traktat *Sukka* 20a):

„Als die Tora zuerst bei Jisraél in Vergessenheit geriet, kam ÉZRA aus Babylonien und begründete sie; später geriet sie abermals in Vergessenheit, und Hillel, der Babylonier, begründete sie; und als sie wiederum in Vergessenheit geriet, kamen R. Hija und seine Söhne und begründeten sie wieder.“

Die Überlieferung kennt also drei Fälle, in denen die Lehre ganz oder teilweise in Vergessenheit geriet und dann wieder begründet wurde. Der Sinn der Talmudstelle liegt auf der Hand: Was das Volk „vergessen“ hat, kann unter bestimmten Umständen zurückgeholt werden. Von den drei Beispielen ist das erste das bekannteste und wichtigste. Im achten Kapitel des Buches Nehe-



mia ruft Esra das Volk am Wassertor in Jerusalem zusammen und unternimmt einen dramatischen Versuch nationalen Erinnerens. Doch das Zurückgeholte wird – wie bei jeder kollektiven Anamnese – dabei auch verwandelt. Während der sieben Tage des Laubhüttenfestes lesen Esra und seine Begleiter zum erstenmal den ganzen Text der Thora (gemeint sind hier die fünf Bücher Mose) öffentlich vor dem ganzen Volk als zusammenhängendes „Buch“ (*sefer*) laut vor, während die Leviten den Sinn auslegen. Das bedeutet, dass ein heiliger Text zum erstenmal in der Geschichte gemeinsamer Besitz eines Volkes und nicht nur seiner Priester wird. Es ist die Geburtsstunde der Heiligen Schrift und der Exegese. Die Religion des alten Israel wird zum Judentum, und Jabne wird möglich.

V.

Wir sind in Royaumont versammelt, nicht am Wassertor, und ich werde Sie nicht weiter mit alten Texten plagen. Diese habe ich Ih-

nen vorgelegt als – sicher unvollständige – Paradigmen für die Funktionsweise des kollektiven Gedächtnisses, für eine Krise des Vergessens und für die kollektive Erinnerung. Alle drei stammen aus einer spezifischen Tradition, in der das Problem der Erinnerung und des Vergessens immer einen hohen Stellenwert hatte. Unsere Texte haben ihre Grenzen des Vergessens abdecken. Selbstverständlich gab es auch eine Art des Vergessens, die in den Quellen naturgemäß nie erwähnt wird, denn es gab manches, auch höchst Bedeutsames, das wirklich vollständig *vergessen* wurde. Ein Beispiel mag genügen: Als sich im alten Israel der Monotheismus durchsetzte, wurde die ganze üppige und eindrucksvolle Welt der heidnischen Mythologie des Nahen Osten unterdrückt und vergessen – spurlos bis auf die Karikatur als reiner Götzendienst, die die Propheten von ihr zeichneten: Verehrung lebloser hölzerner und steinerner Figuren. Paradigmatisch sind unsere Texte meines Er-

achtens deshalb, weil die darin aufgeworfenen Fragen über den jüdischen Kontext hinausgehen. Die Phänomenologie kollektiver Erinnerung und kollektiven Vergessens ist trotz großer Unterschiede im Detail im Wesentlichen bei allen Gesellschaften die gleiche. Bei allen Völkern werden bestimmte fundamentale Elemente der Vergangenheit – historische oder mythische, oft auch gemischt – zu einer mündlichen oder schriftlichen „Thora“, einer gemeinsamen, konsensfordernden kanonischen Lehre. Und diese „Thora“ überlebte nur, wenn sie zur „Überlieferung“ wird. Jede Gruppe und jedes Volk besitzt eine eigene *halacha*, denn *halacha* ist nicht etwa Gesetz, *nomos*, im alexandrinischen, geschweige denn im paulinischen Sinne. Im Hebräischen ist das Substantiv aus dem Verb *halacha*, „gehen, beschreiten“, abgeleitet; *halacha* – der Pfad, den man beschreitet, der Weg, das „Tao“ – ist der sinnstiftende Komplex aus Ritualen und Glaubenssätzen, der einem Volk Identität und Richtung gibt aus der Vergangenheit werden nur diejenigen Augenblicke überliefert, die für die gegenwärtig gelebte *halacha* eines Volkes als prägend oder exemplarisch empfunden werden. Die übrige „Geschichte“ bleibt am Rande des Weges liegen.

An bestimmten Punkten seiner Geschichte ist auch ein ganzes Volk zur Erinnerung fähig, ein Vorgang, der nicht von der Gruppe selbst in Gang gebracht wird, sondern von herausragenden Einzelnen oder von Eliten – Esras und Leviten, wenn man so will. Jede „Renaissance“ und jede „Reformation“ greift auf vergessene oder vernachlässigte Elemente einer oft fernen Vergangenheit zurück, die plötzlich wahlverwandt und fast vertraut wirken. Dieser Erinnerungsprozess verwandelt die wiederentdeckte Vergangenheit notwendigerweise in etwas Neues und schmälert ebenso unweigerlich die Bedeutung der jüngeren Vergangenheit, die nun getrost vergessen werden kann. Wenn das neu Erinnerung von Dauer sein soll, muss es selbst zur Überlieferung werden, mit allem, was dazugehört.

Bei der modernen Geschichtsschreibung handelt es sich weder um *mneme* noch um *anamnesis*, auch wenn es vielleicht so aussieht, als wären kollektives Gedächtnis und kollektive Erinnerung im Spiel. Sie ist vielmehr ein radikal anderes Unterfangen, und in der Vergangenheit, die sie ständig neu schafft, sind die Spuren des kollektiven Gedächtnisses oft kaum noch auszumachen. Die Geschichtsschreibung entdeckt zwar wirklich verlorene Vergangenheit wieder, aber nicht die, die wir verloren zu haben glauben. Auf dieses Thema will ich hier nicht weiter eingehen, da ich mich in *Zachor* zur Genüge damit befasst habe.

Der moderne Historiker hat sich nicht mit einem Schlag von der Gruppe und ihrem Gedächtnis gelöst. Noch verwurzelt im organischen Leben seines Volkes und einer gemeinsamen paneuropäischen Kultur, macht er sich im neunzehnten Jahrhundert daran, Gedächtnis zu bilden, zu verfeinern und wiederherzustellen. Nicht ganz zu Unrecht versteht er sich nicht nur als Geschichtsgelehrter und Geschichtsschreiber, sondern auch als in der Geschichte Handelnder. Bei seiner Arbeit stellt er dann aber fest, dass seine Methoden ihn zu einer für die Gruppe ganz unvorstellbaren *anamnesis* befähigen. Seine Untersuchungsmethoden eröffnen den Zugang zur ganzen Vergangenheit, und die Suche nach dieser Totalität erweist sich als unwiderstehlich. Gleichzeitig fordert sein zunehmendes Bedürfnis nach wissenschaftlicher Objektivität anscheinend mehr und mehr Distanz von den gegenwärtigen Sorgen der Gruppe, ja sogar von dem gewählten Stoff. Im Rückblick kommen einem beide Tendenzen nahezu unvermeidlich vor. So entwickelt die Geschichtsschreibung ein akzelerierendes Eigenleben, bis dann Nietzsche ein „verzehrendes Fieber“ diagnostiziert. Was als Heilung begann ist zur Krankheit geworden. Nietzsche war der erste, aber keineswegs der einzige, der es so sah. Unsere ursprüngliche Frage – wie viel man erinnern und wie viel man vergessen soll – lässt sich keinesfalls aus dem Blickwinkel der Geschichtsschreibung beantworten, denn ihr geht es nicht um das Gedächtnis. Das soll nicht etwa heißen, die moderne Geschichtsschreibung wäre nicht selektiv, sondern nur, dass sie rein immanente Selektionsprinzipien hat – Forschungsstand, Darstellungsstruktur, Schlüssigkeit der Argumentation. Andererseits gibt es aus eben dieser fachinternen Perspektive keinen Aspekt der Vergangenheit, und sei es der entlegenste, der der Erforschung und Darlegung prinzipiell unwürdig wäre. Uns das ist auch ganz in Ordnung. Denn wer wollte solange es uns um Wissen über die Vergangenheit geht, *a priori* entscheiden, welches Faktum auch potentiell keinen Wert darstellt? Hat nicht schon jeder ernsthafte Historiker in irgendeiner verstaubten und unbeachteten Monographie das winzige, aber entscheidende Bindeglied gefunden, das es ihm erst ermöglichte, einem Thema weiter nachzugehen? Für den Historiker steckt Gott wirklich im Detail, auch wenn das Gedächtnis darüber lamentiert, dass die Details zu Göttern geworden sind. Aus die-

sem Dilemma führt kein Weg heraus; aber darum geht es auch gar nicht.

Unser wahres Problem ist, dass wir ohne *halacha* leben. Wie Kafkas Mann vom Lande sehnen wir uns nach dem Gesetz, das uns aber nicht mehr zugänglich ist. Die vielberufene Krise des Historismus spiegelt lediglich die Krise unserer Kultur und unseres spirituellen Lebens. Dieser Krebschaden, wenn es ihn denn gibt, hat seinen Herd nicht in der Suche nach Geschichte, sondern im Verlust einer *halacha*, die uns sagt, was wir uns aneignen und was wir vergessen sollen, im Verlust gemeinsamer Werte, die es uns ermöglichen würden, Geschichte in Gedächtnis zu verwandeln. Der Historiker allein kann diesen Verlust nicht wettmachen. Er kann zwar eine bis dato ungeschriebene Geschichte des Vergessens schreiben – ein kleines Kapitel da raus hätte ich Ihnen heute auch vortragen können –, aber er kann uns nicht sagen, was vergessen werden sollte, denn das steht nur der *halacha* zu. ■

ANMERKUNGEN:

- 1 Y.H. Yerushalmi, *Zachor. Jewish History and Jewish Memory* (Seattle und London, 1982) Deutsch: *Zachor: Erinnere Dich! Jüdische Geschichte und jüdisches Gedächtnis*. Übersetzt von Wolfgang Heuss (Berlin, 1988)
- 2 A.R. Luria, *The Man with a Shattered World* (New York, 1972 und Cambridge, Mass., 1987). Übersetzt von Lynn Solotaroff Vorwort von Öliwer Sacks. Ders., *The Mind of A Mnemonist* (New York, 1968, und Cambridge, Mass. 1987). Übersetzt von Lynn Solotaroff, Vorwort von Jerome Bruner. Auf Deutsch liegen diese Werke nicht vor.
- 3 Lurija, *The Mind of A Mnemonist* (1987), S. 67.
- 4 F. Nietzsche, „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“ in: „Unzeitgemäße Betrachtungen, Teil 2“, in: *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Einzelbänden*, hrsg. von G. Golli und M. Montinari, München 1988, I. S. 246.
- 5 Ebd., S. 250.
- 6 Ebd., S. 252.
- 7 S. Mose, 8,11,8,14,8,19. Zitiert nach der Übersetzung von Martin Buber und Franz Rosenzweig (Heidelberg, Lambert Schneider, 1987), I. S. 500 f. Hervorhebungen von mir.
- 8 Siegmund Freud, *Totem und Tabu, Das Unbehagen in der Kultur* und vor allem *Der Mann Moses*. Vgl. auch die lange verschollene „metapsychologische“ Abhandlung von 1915, herausgegeben von Ilse Grubrich-Simitis in Übersicht der Übertragungsneurosen. Ein bisher unbekanntes Manuskript (Frankfurt, 1985). Zum Lamarckismus im allgemeinen und zu Freuds Psycho-Lamarckismus im besonderen gibt es umfangreiche kritische Literatur. Das Wesentliche findet sich bei Stephen Jay Gould, *Ontogeny and Phylogeny* (Cambridge, Mass., 1977), S. 155-61 et passim sowie bei Frank J. Sulloway, *Freud, Biologist of the Mind* (New York, 1979), S. 274 f., 439ff.
- 9 Freud, der für die Reise selbst zu alt und zu krank war, schickte Anna nach Paris, um einen kurzen Abschnitt aus dem noch nicht veröffentlichten 3. Teil von *Der Mann Moses* und die monotheistische Religion vorzulesen („Der Fortschritt in der Geistigkeit“) aus dem auch dieser Passus stammt; zitiert nach S. Freud, *Gesammelte Werke* (London, 1940-1952), XVI, S. 223. Zum Pariser Kongress vgl. auch *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse* und *Imago* 24 (1939), 6-9 und das Kongressprogramm im Korrespondenzblatt, ebd., 363 f.

Yosef Hayim Yerushalmi (* 20. Mai 1932 in New York; † 8. Dezember 2009 in New York) war ein US-amerikanischer Historiker. Yerushalmi, als Sohn russischer Einwanderer in der Bronx geboren, studierte in New York an der Yeshiva University und am Jewish Theological Seminary. Yerushalmi wurde 1957 zum Rabbiner ordiniert. Seit 1980 war er als Nachfolger von Salo W. Baron Professor of Jewish History, Culture and Society und Direktor des Center for Israel and Jewish Studies an der Columbia University in New York. Von 1987 bis 1991 war er Präsident des Leo Baeck Institutes in New York.



ERINNERUNG und UMKEHR – der 9. November als kirchlicher Gedenktag

TEXT ■ MICHAEL VOLKMANN

Der württembergische Synodalbeschluss zum 9. November

Am 25.10.2007 fasste die Evangelische Landessynode in Württemberg den folgenden Beschluss: „Der Oberkirchenrat wird gebeten, 1 den 9. November als Tag der Erinnerung und Umkehr einzuführen, 2 landeskirchenweit dafür sorgen, dass der 70. Jahrestag der Reichspogromnacht im Jahr 2008 allgemein verbindlich begangen wird, 3 den Gemeinden zu empfehlen, jährlich am 9. November der Ereignisse am 9. November 1938 zu gedenken, wo möglich in ökumenischer Verbundenheit und in Verbindung mit den Kommunen, 4 die Möglichkeit zur Aufnahme in den liturgischen Kalender des Evangelischen Gesangbuchs zu prüfen, 5 das Anliegen dieses Antrags der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) und über den Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) den übrigen Mitgliedskirchen der EKD bekannt zu machen.“

Der Ausschuss geht davon aus, dass der Oberkirchenrat den für Mission und Ökumene zuständigen Geschäftsausschuss der 14. Landessynode über das Ergebnis der unter Nummer 4 des Antrags erbetenen Prüfung informiert.“

Vorgeschichte I: Der Aufruf

Der Antrag für diesen Beschluss resultierte aus einer Initiative des Arbeitskreises „Begegnung mit der jüdischen Gemeinde Petrosawodsk“ der Dietrich-Bonhoeffer-Gemeinde Tübingen. Die Initiative war am 7. September 2005 durch Pfarrer i. R. Dankwart-Paul Zeller (1924 - 2009) und den Autor dieser Zeilen gestartet worden. Nacheinander machten sich der Kirchengemeinderat der Dietrich-Bonhoeffer-Kirche, der Gesamtkirchengemeinderat Tübingen, die Kirchenbezirkssynode Tübingen und die Kirchenbezirke Münsingen,

Leonberg und Blaufelden sowie die landeskirchliche Arbeitsgruppe „Wege zum Verständnis des Judentums“ in Denkendorf den Beschluss zu eigen. Am 17.3.07 durch den Synodalen Hartmut Fleischmann (Offene Kirche) mit Hilfe von 14 weiteren Synodalen der drei großen Gesprächskreise (Offene Kirche, Evangelium und Kirche, Lebendige Gemeinde) in die Landessynode eingebracht, war er zunächst an den Ausschuss für Mission und Ökumene verwiesen worden und kam nach gründlicher Vorberatung von dort wieder ins Plenum der Synode. Der Beschluss fiel mit überwältigender Mehrheit bei einer Gegenstimme und 4 Enthaltungen. Der Tübinger Arbeitskreis „Begegnung mit der jüdischen Gemeinde Petrosawodsk“ pflegt die einzige Partnerschaft einer württembergischen evangelischen zu einer jüdischen Gemeinde durch jährliche Begegnungen. Zeller und ich

Verständigung wurde ich von der Landeskirche hauptamtlich mit dem Gespräch zwischen Christen und Juden beauftragt. 2010 beteiligte ich mich an der Gründung des Stuttgarter Lehrhauses, Stiftung für interreligiösen Dialog.

Der von uns initiierte Aufruf „Erinnerung und Umkehr“ für einen offiziellen kirchlichen Gedenktag am 9. November war also fundiert durch ein jahrelanges intensives Basis-Engagement im christlich-jüdischen Dialog. Wir richteten ihn mit Datum vom 7. September 2005 mit dem folgenden Wortlaut „an die Kirchen aller Konfessionen in unserem Land“:

„Mit dem Angriff auf die Juden, ihre Synagogen, ihre heiligen Schriften und ihr wirtschaftliches und soziales Leben am 9. November 1938 offenbarte das Naziregime das Ziel, mit dem jüdischen Volk auch die Erinnerung und den Glauben an den Gott Israels auszulöschen.“

Die Kirchen ließen diese Verbrechen an den Juden in mutlosem Schweigen geschehen. Einzelne Christen, die den Weg des Martyriums gingen, konnten sich auf die Unterstützung ihrer Kirche nicht verlassen. Zu tief verwurzelt waren im europäischen Christentum Ablehnung und Ausgrenzung der Juden. Zweitausend Jahre christliche Judenfeindschaft machten gefühllos gegenüber dem staatlich propagierten Juden Hass und der organisierten Vernichtung. Für die NS-Führung war der Novemberpogrom der Test, der ihr zeigte, dass sie bei der Judenverfolgung nun freie Hand haben würde.

Obwohl Christen den Juden Jesus als Herrn bekennen, wuchs in den Kirchen nach dem Zweiten Weltkrieg nur zögernd die Erkenntnis der Mitschuld am Schicksal der Brüder und Schwestern Jesu. Zunächst gingen nur wenige den Weg der Erinnerung und Umkehr voran, auf dem dann Synoden und Kirchenleitungen folgten.

Die Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden aus ihrer gemeinsamen Wurzel (Römer 11) ist uns bleibende Verpflichtung. Darum sind Erinnerung und Umkehr auch künftig vordringliche und andauernde Aufgabe aller Christen.

Erinnerung braucht einen festen Ort in der Zeit. Am 9. November 2008 jährt sich die Reichspogromnacht zum 70. Mal. Wir rufen die Kirchen in unserem Land auf, bis zum Jahr 2008 den 9. November als offiziellen kirchlichen Gedenktag, als TAG DER ERINNERUNG UND UMKEHR einzuführen. Wir brauchen ein gemeinsames Zeichen - diesen gemeinsamen Tag - um unsere Erinnerung an den christlichen Irrweg der Judenfeindschaft, unseren Schmerz über das Versagen der Kirchen, unsere Trauer über die Vernichtung der Juden Europas und unsere Verbundenheit mit dem jüdischen Volk zum Ausdruck zu bringen.“

Vorgeschichte II: Anfragen und Erläuterungen zum Aufruf

Rasch wurden an uns als Unterzeichner des Aufrufs Fragen, Bedenken und Missverständnisse herangetragen, auf die wir in ausführlichen Erläuterungen eingingen:

„Der 9. November gehört als Gedenktag in den Kalender des Kirchenjahres. Die Kirche gedenkt der Ereignisse des 9. November 1938 und des christlichen Irrwegs der Judenfeindschaft. Christen sind als Mittäter und Zuschauer mit schuldig geworden an der Vernichtung der Juden Europas. Die Kirche als ganze hatte die Verwerfung der Juden gelehrt und ihnen das Recht als Juden zu leben abgesprochen, lange bevor ihnen die Nationalsozialisten das Recht auf Leben schlechthin entzogen. Die Kirche muss erkennen, dass der Völkermord an den Juden ein Angriff auf die Erwählten und Geliebten Gottes und damit auch auf die Wurzeln des christlichen Glaubens war.“

Im Folgenden wird auf drei Fragen eingegangen, die im Zusammenhang mit dieser Aktion immer wieder gestellt werden:

1 Gibt es nicht schon zu viele Gedenktage?

Es gibt viele Gedenktage, die von den unterschiedlichsten Organisationen und Gruppen begangen werden. Neue Gedenktage werden geschaffen, andere, auch christliche, geraten in Vergessenheit. Ein Gedenktag lebt davon, dass Menschen ihn begehen. Am 9. November wird bereits an vielen Orten des Pogroms von 1938 gedacht, von Vereinen, Initiativen, Kommunen, Kirchengemeinden und besonders auch von Synagogengemeinden.

Wir sind der Überzeugung, dass die Kirchen in unserem Land diesen Tag nie vergessen dürfen, weil die Synagogenbrände für uns Christen theologische Bedeutung haben. Dietrich Bonhoeffer hat gesagt, wo Synagogen brennen, brennen bald auch Kirchen. Er sagte dies, weil er in diesen Angriffen Angriffe auf den Gott der Bibel erkannte. Darum betrifft uns dieses Datum als gläubige Christen. Aber warum haben die Kirchen nicht mit gebrannt? Weil die Kirchen als Institutionen von den Juden weiter weg waren als von den Nazis, also auch von ihrem Herrn, der ein Jude ist. Weder in der Barmer Theologischen Erklärung von 1934 noch im Stuttgarter Schuldbekenntnis, als die Evangelische Kirche nach dem Krieg bekannte: Durch uns ist unendliches Leid über viele Länder und Völker gekommen, sind die Juden oder die Verbrechen an den Juden erwähnt. ‚Israelvergessenheit‘ war ein Hauptgrund für christliche Judenfeindschaft. Wir überwinden sie nicht durch Vergessen, sondern durch Gedenken, nicht durch Schweigen, sondern durch Sprechen. Diese Aufgabe bleibt uns dauernd erhalten. Denn nur, wer sich erinnert, weiß, wo er herkommt und was er künftig anders machen möchte.

2 In welchem Verhältnis steht der 9. November zu anderen Gedenktagen?

Die angesprochenen theologischen Gründe ma-

chen den 9. November zu einem einzigartigen Gedenktag. Sein Anliegen kann nur an diesem Tag selbst besprochen werden. Er ist durch keinen anderen Gedenktag zu ersetzen. Allein der 9. November kann zu einem ökumenischen Gedenktag aller Kirchen werden. Immer wieder wird uns die Befürchtung entgegen gehalten, durch unsere Initiative werde der Buß- und Bettag abgewertet. Der Buß- und Bettag ist ein Feiertag allein der Evangelischen Kirche. Er zielt auf die persönliche und gesellschaftliche Bereitschaft zur Selbstprüfung und Buße. An ihm finden Gottesdienste statt, die Auswahl der Predigttexte hat keinen Bezug zum Anliegen des 9. November. Mit seinem Profil als allgemeiner Bußtag am Ende des Kirchenjahres ist er durch einen Gedenktag 9. November weder gefährdet, noch kann er das Anliegen des Gedenkens am 9. November übernehmen. Die Erinnerung an die Synagogenbrände, an die Passivität der Kirchen und ihre Ursachen hat ihr eigenes Gewicht und muss am Jahrestag erfolgen. Der Bußtag ist Schlusstag der Ökumenischen Friedensdekade. Auch in der Friedensdekade und im Bittgottesdienst für den Frieden kommt das Anliegen des 9. November kaum vor. Sie zielen in eine andere Richtung, manchmal sogar in eine Israel kritische, ohne auch nur erwähnt zu haben, wie nahe Kirche und Israel theologisch zusammen gehören. Unserem Aufruf entspricht es, dem 9. November seinen eigenen Ort am Beginn bzw. innerhalb der Friedensdekade zu geben. Der 27. Januar ist von der UNO zum weltweiten Holocaust-Gedenktag ausgerufen worden. Bei uns ist er der Tag zur Erinnerung an alle Opfer des Nationalsozialismus, nicht speziell an die jüdischen. An diesem Datum wurde das KZ Auschwitz befreit, tausend km östlich von hier. Der 9. November fand hingegen an jedem Ort in Deutschland, wo Juden lebten, statt, praktisch vor unserer Haustür. Darum gibt es auch schon die vielen örtlichen Initiativen, die diesen Tag nicht einfach ohne zu gedenken verstreichen lassen. Auch viele nicht religiöse Menschen gedenken der Zerstörung der jüdischen Gotteshäuser. Am 10. Sonntag nach Trinitatis, dem Israelsonntag, thematisiert die Evangelische Kirche und nur sie das theologische Verhältnis von Kirche und Volk Israel und die Treue Gottes zu Israel. Der Tag liegt in der Regel in den Sommerferien, schon sein eigentliches Anliegen kommt mit Mühe zur Geltung. Er eignet sich daher nicht dafür, auch noch mit der Erinnerung an die Synagogenbrände verbunden zu werden. In der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts kam der 9. November mehrmals zu Bedeutung: 1918 (Revolution), 1923 (Hitler-Putsch), 1938 (November-Pogrom), 1939 (J. G. Elser's Attentat auf Hitler), 1989 (Öffnung der Berliner Mauer). Für die Kirchen hat der 9. November 1938 eine Bedeutung, die nicht nur aus der Reihe der genannten Ereignisse herausragt, sondern weit über das 20. Jahrhundert hinaus nachwirken wird.

3 Wie soll das Gedenken am 9. November ausgestaltet werden?

Das Gedenken der schuldig Gewordenen und ihrer Nachkommen unterscheidet sich vom Gedenken der Opfer und ihrer Nachkommen. Es muss Gewissen treffendes Gedenken sein, sonst droht die Gefahr, der eigenen Geschichte auszuweichen, indem man sich unberechtigt auf die Seite der Opfer stellt. Darum ist christliches Gedenken nicht erfüllt durch die Teilnahme an jüdischen Gedenkveranstaltungen. Die christliche Schuldgeschichte verlangt ein eigenes Gedenken der Kirchen in ökumenischer und kommunaler Kooperation. Nicht nur die einzelnen in den nachfolgenden Generationen, sondern auch die Kirche als ganze ist Trägerin des Gedenkens. Orte des Gedenkens am 9. November sind Synagogen, Kirchen und Gedenkstätten. Aktivitäten, die zum Gedenken an den November-Pogrom von 1938 an diesem Tag an vielen Orten von den unterschiedlichsten Gruppen bereits unternommen werden, sollen in ihrer Vielfalt gewürdigt und ermutigt werden. Wir wollen einen Gedenktag, keinen kirchlichen Feiertag. Besondere Gedenktage wie etwa der Tag der Übergabe des Augsburger Bekenntnisses 1530 stehen auch jetzt schon im Liturgischen Kalender im Evangelischen Gesangbuch. Dort sind ihnen biblische Textzugeordnet. Als Text für den 9. November liegt der 74. Psalm nahe. Das bedeutet nicht, dass die Kirchen an diesem Tag die Gedenkform eines Gottesdienstes vorgeben sollten, wir schließen sie aber auch nicht aus. Vielmehr soll die bestehende Vielfalt des Gedenkens gewürdigt und ermutigt werden. In Tübingen z.B. erscheinen der Stadtrundgang (Geschichtswerkstatt Tübingen e.V.), die Feier am Denkmal Synagogenplatz (Gemeinderat) und die Gedenkstunde in der Stiftskirche (Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen ACK) neben einander auf einem Plakat. So soll es auch in Zukunft bleiben. Wir wollen nicht, dass der kirchliche Gedenktag anderes verdrängt, dominiert oder vereinheitlicht, sondern es unterstützt, vor allem auch das jüdische Gedenken an diesem Tag. Wir halten einen offiziellen kirchlichen Gedenktag „Erinnerung und Umkehr“ am 9. No-



Dr. Michael Volkmann, geboren 1954, Pfarrer, Dr. der Sozialwissenschaften, Geschäftsführer der Arbeitsgruppe „Wege zum Verständnis des Judentums“ im Bereich der ELK-Wü. Vorsitzender der Konferenz landeskirchlicher Arbeitskreise „Christen und Juden“ (KLAK) im Bereich der EKD. Mitglied des Gemeinsamen Ausschusses „Kirche und Judentum“ der EKD, VELKD und UEK. Ehrenmitglied der jüdischen Gemeinde Petrosawodsk/Russland.

vember für eine Notwendigkeit, deren Zeit jetzt – zum 70. Jahrestag – gekommen ist. Unser Aufruf richtet sich an alle Kirchen. Kirchliche Gruppen, Gemeinden und Gremien, die sich diesen Aufruf zu eigen machen, bitten wir, ihn an Kirchenleitungen und Synoden bzw. kirchliche Beschlussgremien heran zu tragen und uns darüber zu informieren. Synoden bzw. kirchliche Beschlussgremien mögen in einen Diskussions- und Entscheidungsprozess eintreten und im Lauf des Jahres 2007 zum Beschluss kommen.“ Soweit die Erläuterungen.

Nachgeschichte

In einigen weiteren EKD-Gliedkirchen wurde der Aufruf durch im christlich-jüdischen Dialog Engagierte in Synoden eingebracht. Nirgends mehr entstand ein von einer breiteren kirchlichen Basis getragener Prozess, der dem in Württemberg vergleichbar gewesen wäre. Der württembergische Landesbischof berichtete in der EKD-Kirchenkonferenz über den Synodenbeschluss vom 25.10.2007. Die dort vertretenen Repräsentanten der EKD-Gliedkirchen verständigten sich offenbar auf eine Behandlung des Aufrufs, wie sie etwa in dem Beschluss der badischen Landessynode vom 21.10.2010 zum Ausdruck kommt: „Die Landessynode empfiehlt den Gemeinden, weiterhin den 9. November als Tag der Erinnerung und Umkehr zu gestalten. Dazu bedarf es keiner Aufnahme des 9. November in den liturgischen Jahreskalender der Kirche.“ Soweit es uns Initiatoren bekannt wurde, führt lediglich die katholische Diözese Rotenburg-Stuttgart den 9. November als Gedenktag in ihrem liturgischen Jahreskalender.

Die meisten deutschen Kirchen halten also die bisherig übliche Gedenkpraxis für ausreichend. Das heißt: das Anliegen des Aufrufs bleibt aktuell. Denn wenn die andauernden Friedhofschändungen, tätlichen Angriffe gegen Juden auf offener Straße und immer wieder aufflammenden gesellschaftlichen Debatten um jüdische religiöse Riten oder die Lage im Nahen Osten eines zeigen, dann dieses: beunruhigend viele Deutsche haben aus der Erfahrung des Nationalsozialismus die wesentlichste Konsequenz nicht gezogen – Verständnis für das Judentum als Religion und Respekt vor Juden so, wie sie sind. ■



„... nun ja, ob ich will oder nicht will, ich kann nicht anders; wenn ich schreibe, erinnere ich mich, muß ich mich erinnern, auch wenn ich nicht weiß, warum ich mich erinnern muß, es hängt offensichtlich mit dem Wissen zusammen, Erinnerung ist Wissen, wir leben, um uns all dieses unser Wissen zu erinnern, weil wir nicht vergessen können, was wir wissen, nur keine Angst, Kinder, nicht aus irgendeiner ‚moralischen Verpflichtung‘, nein, ich bitte euch, es steht uns einfach nicht frei, wir können nicht vergessen, wir sind so geschaffen, wir leben um zu wissen und um uns zu erinnern, und vielleicht, oder gar wahrscheinlich, mehr noch: fast gewiß wissen wir und erinnern wir uns aus dem Grund, damit irgend jemand – wer er auch immer sei – sich wegen uns schäme, wenn er uns schon erschaffen hat, ja, wir erinnern uns für ihn, den es entweder gibt oder nicht gibt, das ist aber doch einerlei, denn ob es ihn gibt oder nicht: es läuft letztendlich auf dasselbe hinaus, das Wesentliche ist, dass wir uns erinnern, dass wir wissen und uns erinnern, damit sich jemand – irgend jemand – wegen uns und (vielleicht) für uns schämt“.

Imre Kertész, Kaddish für ein nicht geborenes Kind
1990 Imre Kertész; 1992 Rowolth Verlag, Berlin

DEUTSCHE WERDEN WIEDER ÖFTER ALS NAZIS BESCHIMPFT. ZUGLEICH SOLLEN SIE EUROPA FÜHREN. UND DIE JÜNGERE GENERATION WILL SICH NICHT MEHR SCHULDIG FÜHLEN. EINE REISE IN DIE ZUKUNFT UNSERER VERGANGENHEIT.

Wer sind wir heute?

TEXT ■ BERND ULRICH

Ich bin noch in Hörweite des Holocaust geboren, 1960 war das. Wir Schüler der Sechziger und Siebziger kennen den Nazi-Sound nicht nur aus dem Fernsehen, sondern auch von alten Männern vorn am Pult. Zudem fiel es mir leicht, Zugang zum Schweren zu finden, weil die Propagandabücher des Großvaters im Regal standen, auch Mein Kampf. Ich habe Aschenbecher mit Hakenkreuzen in Familienschränken gefunden und Orden, die nicht ehren. Die spätere Politisierung vertiefte den Vergangenheitsbezug. Über den Holocaust nachzudenken, sich in die Kollektivverantwortung zu stellen, das galt immer als Mindestvoraussetzung, um in Deutschland Politik machen oder darüber schreiben zu können. Und ich übernahm historische Verantwortung, selbst wenn das schon wieder eine von diesen offiziös klingenden Formulierungen ist, die ich selbst nicht mehr hören mag.

Offen gestanden, hatte ich in den letzten Jahren weniger darüber nachgedacht, schließlich ist der Holocaust kein Gottesdienst, wo man jede Woche liturgische Worte murmelt. Zudem hatte ich das Gefühl, dass Deutschland es ganz gut macht mit Erinnerung und Verantwortung, die Revisionisten sind geschlagen, die Leugner sowieso.

1. Soso, das vierte Reich

Doch neuerdings kommt Bewegung in die Sache, ungute Bewegung: Brachial kritisiert Günter Grass in einem Gedicht Israel und tut dabei so, als verletze er mutig ein Tabu. Perfide.

Eine junge Frau, die bei den Olympischen Spielen rudert, hat einen Neonazi-Freund; als das herauskommt, wird sie zur Abreise gedrängt, aus Sorge um das deutsche Ansehen im Ausland. Feige.

In Bayreuth darf ein Russe nicht den Fliegenden Holländer singen, weil er auf seiner Brust ein Tattoo aus seiner Jugend trägt, das nach einem Hakenkreuz aussah. Absurd.

Und das sind nur die Kleinigkeiten. Es passieren noch mehr Dinge, größere. Seit 1945 galt das außenpolitische Paradigma, niemals wieder allein zu stehen. Striktes Sonderwegsverbot. Das

durchbrach spektakulär Gerhard Schröder, als er den USA 2003 nicht in den Irak folgen wollte. Das Verbot wurde weiter aufgeweicht, als sich Angela Merkel in der Libyenfrage gegen alle drei alten Alliierten stellte. Sonderwege, so war zu spüren, bleiben unbestraft. Mehr noch: Die Euro-Krise zeigte, dass Deutschland nicht nur seinen eigenen Weg geht, sondern dass es das erfolgreichste Land Europas geworden ist. Vom Sonderweg zum Sondermodell. Und auf einmal wollen die anderen deutsche Führung. Sagen sie. In scheinbarem Widerspruch dazu nehmen die Nazi-Vergleiche wieder zu, eu-

ropäische Zeitungen bilden Merkel in SS-Uniform ab, sprechen vom „vierten Reich“. Auch in der Politik wird so geredet. Etwa wenn der spanische Europaminister die deutsche Regierung in die Euro-Pflicht nehmen will: „Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Deutschland in einer weit schwierigeren Situation auch sehr geholfen, viele Länder haben auf Geld zugunsten von Deutschland verzichtet.“ Reparationsforderungen, wann immer, wie hoch auch immer und wem immer beliebt, sie zu erheben?

Man kriegt Kopfschmerzen von alledem, würde gern den nazivergleichenden Griechen

und Spaniern einen Finger ihrer Wahl zeigen, der Ruderin einen Arm um die Schulter legen und sich dabei von dem Sänger etwas vorsingen lassen.

Vielleicht sind all diese Irritationen aber auch nur die logische Folge einer tieferen Vergänglichkeit der Vergangenheit. Zum einen ist da der zeitliche Abstand, erstmals wächst eine Generation heran, die keinen Opa mehr hat, der dabei war. Zum Zweiten leben hierzulande immer mehr Migranten, die sich nicht automatisch mit dem Holocaust identifizieren. Man muss tatsächlich fürchten, dass da etwas verblasst. Kehren die absichtsvollen Relativierungen, wie sie im Historikerstreit der Achtziger von rechten Professoren um Ernst Nolte unternommen und dann von der Öffentlichkeit erfolgreich zurückgewiesen wurden, nun wieder als Relativierungen durch schieren Zeitablauf?

2. Ein Trainingslager ist kein Lager

Man könnte sich wünschen, dass es bei alledem bloß um Politik geht, um Macht, Geld und dergleichen. Nur, so ist es nicht: Am 20. Juni gab Joachim Löw eine Pressekonferenz im Danziger Trainingslager der deutschen Nationalmannschaft, da meldet sich ein holländischer Journalist und fragt den Bundestrainer auf Englisch, ob er nicht fürchte, dass die Polen es als Provokation empfinden könnten, wenn die deutsche Nationalmannschaft aus-

gerechnet da ihr Trainingslager aufschlägt, wo der Zweite Weltkrieg begonnen hat. So weit kam der Kollege mit seiner Frage, da schnitt ihm Löw das Wort ab und sagte: „No. Not a minute!“ Das wirkte rau, andererseits: Was geht bloß im Kopf eines Holländers um die 40 vor, dass er den 52-jährigen deutschen Trainer 73 Jahre nach Kriegsbeginn fragt, ob es provozierend sein könnte, wenn deutsch-türkische, deutsch-polnische und deutsch-tunesische junge Männer in Danzig Fußball spielen?

3. Über alles in der Welt?

Eine sehr persönliche Irritation ergab sich bei einem Abendessen mit meinem Sohn. Er ist jetzt 15 und geht in die zwölfte Klasse einer guten Schule, gut im Sinne von: Da wird ihm schon einiges über den Holocaust beigebracht. Dennoch geraten wir zwei in einen Streit über die erste Strophe der Nationalhymne. Er findet sie nicht so schlimm, ich finde dieses Deutschland, Deutschland über alles einfach scheußlich. Das musst du im historischen Kontext sehen, erwidert er, das wurde als Reaktion auf das uneinige Vaterland gedichtet. Ja, gebe ich zu, aber die Nazis haben den Text missbraucht. Daraufhin sagt er nur: »A-u-t-o-b-a-h-n«, dabei betont er das Wort wie für einen Schwerhörigen. Ich frage: »Wieso Autobahn?« - »Nax«, sagt er, »die Nazis haben auch Autobahnen gebaut und das Wort benutzt, und trotzdem sagen wir heute

Autobahn.« Ich setze nicht mehr nach, denn eines wird mir klar, mehr an der Tonlage als am Wortlaut unseres Gesprächs: Das Vergangenheitspäckchen, das ich einst bekommen habe, werde ich nicht mit exakt demselben Inhalt und demselben Gewicht weitergeben können.

Zumal: Wenn ich ehrlich bin, dann war das bei mir eine Verantwortung, die sich anfühlte wie Schuld. Schon weil man sich im Ausland oft schämte, ein Deutscher zu sein. Aber auch, weil die 68er nicht nur gegen ihre Eltern mit der Schuld hantierten, sondern auch uns Jüngeren gegenüber. Das alles kann und will ich gewiss nicht weitergeben. Doch was ist dann das Minimum, das History-Kit für junge Deutsche? Und wer bestimmt das?

4. Da will ich hin

Es gibt einen Ort, wo man ohne die deutschen Sprachkonventionen über den Holocaust auskommt, wo man auch nicht mit politischen Absichten vom vierten Reich fabuliert. Dieser Ort heißt Israel. Im Land der Opfer spricht man freier als im Land der Täter. Da will ich hin. - Und es gibt einen Ort, wo es gar nicht aufs Reden ankommt, wo die betonierten Diskurse verstummen. Dieser Ort heißt Auschwitz. Da will ich auch hin.

5. Gefühle eines Botschafters

Israel ist viel mehr als eine Staat gewordene Antwort auf die Judenvernichtung, und die Israelis haben beileibe anderes zu tun, als Deutsche geschichtspolitisch zu beraten. Und doch: Nur hier wird noch mehr über den Holocaust nachgedacht als bei uns. Und es wird einem deutlich gesagt.

Der Mann, der in Israel der Deutsche vom Dienst ist, heißt Andreas Michaelis. Er ist Botschafter, mit 52 Jahren der jüngste der hier je gedient hat. Nun sitzen wir am Strand von Tel Aviv und reden über Gefühle. Bei seiner Ernennung vor einem Jahr, erzählt Michaelis, hätten sich Betonplatten auf seine Schultern gelegt: so viel Verantwortung, so viele Gelegenheiten, etwas falsch zu machen. Dabei hat er profunde Erfahrungen mit dem Deutsch-Israelischen. Anfang der neunziger Jahre war er schon mal hier, als »Baby-Diplomat«. Außerdem hat Michaelis drei Jahre lang als Sprecher von Außenminister Joschka Fischer gedient, und der ist nun wirklich die Vergangenheitsbewältigung auf zwei Beinen. Fischer sagte bei seinem Antrittsbesuch in Israel als Erstes: Ich komme als Schuldiger.

Genau diese Vorerfahrungen machen Michaelis heute beklommen. Fischer, das war zu viel Vergangenheit, zu überbordend. Und seine persönlichen Erlebnisse der Neunziger? Da hätten sich Juden von ihm weggesetzt, als sie merkten, dass er Deutscher ist, nicht ohne ihm vorher anzukündigen, nie, nie ein deutsches Auto zu kaufen. Nun tut sich der robust wirkende Michaelis schwer mit dem eigenen Maß. Bei seiner Rede zum Holocaust-Gedenktag habe ihn die Rührung fast davongetragen. Was rührte ihn so? Beides, sagt er, die Grausamkeit der Verbrechen und die gelungene Versöhnung. Stolz auf die Vergangen-



heitsbewältigung? Das Wort mag er nicht, aber so etwa, ja. Wissen Sie, er beugt sich vor, um die Brandung zu übertönen, immer mehr Juden beantragen bei mir die deutsche Staatsbürgerschaft, manche schicken die Kopie ihres KZ-Ausweises mit.

Auf der anderen Seite, niemand weiß das besser als er, wird der Holocaust hier immer auch als Argument verwendet. Jeder deutsche Politiker besucht als Erstes Jad Vaschem, die Jerusalemer Gedenkstätte für die ermordeten Juden, zu Michaelis' Aufgaben gehört es, sie zu begleiten. Wie oft waren Sie denn schon in Jad Vaschem? Achtzig Mal, antwortet er, ohne zu zögern. Im Ernst, können Sie da überhaupt noch etwas empfinden? Ja, behauptet er, es gibt immer wieder etwas in diesem Museum, das mich neu berührt.

Denken Sie, dass die nächste Generation von Deutschen diese Intensität noch einmal aufbringt, dass sie sich so tief beschäftigt mit dem Holocaust? Nun wird Michaelis zum ersten Mal an diesem Abend etwas scharf, er könne es nicht akzeptieren, wenn junge Leute diesen individualistischen Trip fahren, wenn sie sich nicht mehr in das historische Kollektiv der Deutschen einfügen. Jetzt klingt er ein bisschen wie Joschka Fischer. Autoritär.

6. Hitler, Gauck und Jad Vaschem

Ich selbst war bisher vier Mal in Jad Vaschem, zuerst privat, dann in Delegationen mit Joschka Fischer, Angela Merkel und zuletzt mit dem neuen Bundespräsidenten Joachim Gauck. Alle bewegen sich hier auf dünnem Eis, die Politiker bekommen vorher einen Plan, in welcher Schrittfolge sie sich in der düsteren Halle der Erinnerung bewegen müssen, wenn sie die ewige Flamme entzünden. Doch auch in dem modernen Museum, heute das Herzstück von Jad Vaschem, haben sie es schwer. Sie besichtigen Zeugnisse deutscher Verbrechen, die jeden Menschen tief verstören - und werden dabei genaubeobachtet.

Beim Rundgang von Gauck gab es einen beinahe witzigen Moment, als der Präsident in einer Art Übersprunghandlung auf einmal rief: „Gibt's hier auch was aus Auschwitz!“ Da war er nämlich schon mal, vertrautes Grauen im Unvertrauten. Ich bin jetzt froh, meinen Rundgang machen zu können, ohne Politiker dabei zu beobachten, wie sie ihren Rundgang machen. Die Chronologie des Schreckens führt mich weiter und weiter hinein in die Vergangenheit, die Bilder werden immer unerträglicher. Dabei geht man, das haben sich die Museumsmacher klug ausgedacht, leicht bergauf, der Ausgang führt dann ins sonnenhelle Israel. Das ist die Botschaft: Der Holocaust und Israel verhalten sich zueinander wie dunkel und hell, wie Problem und Lösung. Ist das eine Instrumentalisierung? Im Grunde ist mir das egal. Ich habe hier andere Sorgen: Auf einem Monitor sehe ich Hitler, erhält eine Rede vordem Reichstag, sie ist unterlegt mit hebräischen Untertiteln, die ich nicht lesen kann. Also trete ich näher heran, um ihn zu verstehen, er brüllt gerade: »... dann

wird das Ergebnis nicht die Bolschewisierung der Erde und damit der Sieg des Judentums sein, sondern die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa...« Als ich mich umsehe, entdecke ich einige Juden mit Schläfenlocken, etwas weiter weg von mir und von ihm, den Blick auf die Untertitel gerichtet. Das ist die deutsch-israelische Familienaufstellung, Hitler, dann die Deutschen, dann die Juden. Anschließend treffe ich Avner Schalev, er trägt einen langen Titel, salopp gesagt ist er der Chef von Jad Vaschem - seit fast 20 Jahren, er repräsentiert das offizielle Israel.

Doch, ja, ihm sei auch schon aufgefallen, dass deutsche Politiker nervös sind, wenn sie hier herumlaufen. Schalev ist ein bedächtiger Herr von über 70 Jahren, er sagt nicht, dass ihn das Thema kaum interessiert, doch treibt ihn etwas anderes um: die Verrostung der Erinnerung. Der Osten Europas, wo man sich wenig mit den eigenen Verbrechen an den Juden beschäftigt habe; der Osten, wo ehemalige Bürgerrechtler Stalinismus und Nationalsozialismus gleichsetzten und damit den Holocaust verharmlosten; der Osten, aus dem doch auch Joachim Gauck komme, nicht wahr?! Schalev missbilligt, dass Gauck vor drei Jahren die Prager Erklärung unterzeichnet hat, in der Kommunismus und Nationalsozialismus als »völlig gleichwertige verbrecherische Regime« bezeichnet werden. Und selbst wenn beide gleich schlimm gewesen wären, denke ich, spielte das für Deutsche keine Rolle, denn der Gulag ging von Moskau aus, der Holocaust von Berlin.

Es gibt im Museum von Jad Vaschem übrigens etwas aus Auschwitz: Schuhe.

7. Schuld macht klug

Um Schuhe geht es gleich zu Anfang auch bei der Begegnung mit Etgar Keret, dem berühmten israelischen Schriftsteller. Er hat mal eine Kurzgeschichte geschrieben über einen Jungen, der von seinem alten Lehrer mit Eifer über die Verderbtheit aller Deutschen aufgeklärt wurde und dann von seiner Mutter Adidas-Turnschuhe geschenkt bekam und sich weigerte, sie zu tragen. Waren Sie dieser Junge?

Ja, antwortet Keret, aber das war in den siebziger Jahren, heute gibt es das kaum noch. Keret, Jahrgang 67, ist munter, ironisch und hellwach, seine Eltern sind Holocaust-Überlebende. Wir sitzen in einem Tel Aviver Restaurant, das Gespräch mit ihm ist wie Fangenspielen mit Gedanken, eine Freude. Auf meine Fragen nach Prinzipien antwortet er am liebsten mit Geschichten.

Haben Sie Probleme mit den Deutschen? Mit den Deutschen? Nein, mit den Österreichern! Ich habe mal bei einem Benefizessen neben einer älteren Dame gesessen, die hat mich gefragt, ob ich wüsste, warum es so viele Hollywoodfilme über das Leid der Juden im

Zweiten Weltkrieg gebe und gar keine über das Leid der österreichischen Soldaten. Nein, habe ich geantwortet, aber Sie wissen es bestimmt! Ja, sagt sie, weil es da so wie le jüdische Regisseure gibt.

Und das passiert Ihnen mit Deutschen nicht? Die Deutschen mussten, anders als andere Europäer, nach dem Krieg gegen die eigenen Klischees anleben, sie mussten sich ändern und haben das geschafft, sie sind ein gerechtes, ein liberales Volk geworden.

In welchem Alter kann man Kindern vom Holocaust erzählen, wann wollen Sie mit ihr em sechsjährigen Sohn darüber sprechen?

Nun, antwortet Keret, als wir letztes von meiner Mutter nach Hause gefahren sind, da hat sie ihm eine Tüte mit Snacks mitgegeben. Ich habe ihn gefragt, ob er mir einen Snack abgeben würde. Da hat mein Sohn kurz überlegt und nein gesagt. Warum nicht, frage ich ihn. Weil du mir auch nie einen Snack von deiner Großmutter gegeben hast, antwortet er listig. Ja, weil meine Großmutter im Krieg gestorben ist. War sie denn Soldat, fragt der Junge. Nein, sie wurde einfach so von Deutschen umgebracht. Da nimmt der Kleine die Tüte mit den Snacks, legt sie seinem Vater in den Schoß und sagt: Nimm alles, ich hab keinen Hunger mehr.

Und was passiert, wenn die Generation der Täter und der Opfer ausstirbt?

Das ist kein Problem, sagt er, ich trage das Leben meiner Eltern in mir, es ist ein Teil von mir.

Sie wollen Ihre Eltern in sich haben, erwidere ich, ich will meinen Nazi-Opa keinesfalls in mir haben.

Jetzt, wo Sie sagen, dass Sie einen Nazi-Opa haben, ruft Keret laut ins Lokal (ich ducke mich etwas), jetzt weiß ich, dass wir zwei mehr gemeinsam haben als die anderen Leute hier, deren Großeltern womöglich nur im Kibbuz Hühner geklaut haben.

An dieser Stelle denke ich: Herr, halt ein mit deinem Segen! Dann frage ich, ob man heute noch von Schuld sprechen kann.

Schuld ist etwas Gutes, Schuld lässt sie nachdenken, Schuld macht sie klug.

Kann der Holocaust auch zur Obsession werden, frage ich ihn, und noch bevor ich den Satz beendet habe, fällt mir auf, was für eine dämliche Frage das an einen Sohn von Holocaust-Überlebenden ist.

Keret geht darüber hinweg und sagt: Wenn Sie Krebsarzt sind, beschäftigen Sie sich auch mit dem schwersten Krebs, nicht mit dem harmlosen.

Nun muss Etgar Keret weg, ich bleibe zurück, verblüfft und froh.

8. Ist der Holocaust für alle da?

Mein letzter Gesprächspartner in Israel ist zugleich der jüngste: Barak Ravid, Anfang 30, ein linker Journalist von der regierungskriti-

schen Zeitung Ha'aretz. Viele seiner polnischstämmigen Verwandten sind dem Holocaust zum Opfer gefallen, trotzdem sagt er heute: Angela Merkel schuldet mir gar nichts. Ihm missfällt, wie seine Regierung die deutsche mit der Schuldfrage traktiert. Bibi, so nennt er seinen Premierminister, schert sich einen Dreck um die Meinung der Deutschen, obwohl sie ihn immer unterstützen, etwa mit den intelligentesten U-Booten, die es auf dieser Erde gebe.

Den Holocaust benutze Netanjahu jedoch nicht nur als Instrument gegen die Deutschen, er spalte damit auch Israel. Wenn ein aggressiver israelischer Nationalismus als einzig richtige Konsequenz aus der Judenvernichtung dargestellt wird, dann schließt das alle jene Juden aus, die diese Politik der Stärke und des offensiven Siedlungsbaus ablehnen. Für Barak Ravid ist die Lehre aus Auschwitz gerade nicht national, sie ist universal. Die Konsequenz könne nicht sein, dass niemand mehr in die Lage käme, Juden zu bedrohen, vielmehr müsse jede Art von Diskriminierung schon in ihren Anfängen bekämpft werden. Er drückt das alles so politisch aus, dass ich ihn frage, wie denn seine persönliche Beziehung zum Holocaust sei. Da erzählt er von einem Besuch in Auschwitz, den er als Schüler mit seiner Klasse unternommen hat. Da habe man sie vorher vor den Polen gewarnt, weil die so antisemitisch seien, außerdem hätten sie dort mit Bodyguards rumlaufen müssen.

Und die Deutschen, was denkt er über die? Das Wichtigste, antwortet Ravid, ist, dass jeden Tag ein Direktflug von Frankfurt nach Tel Aviv geht. Der Alltag schafft Versöhnung, so ist das wohl gemeint. Und wirklich vermeldet die Statistik über Besuche von Israelis in Deutschland für das Jahr 2011: 203.595 Ankünfte per Flugzeug, 554.795 Übernachtungen (inkl. Camping).

Was hat der Besuch in Israel nun erbracht? Eine ganze Menge: Wenn europäische Nachbarn die Deutschen mit Nazi-Vergleichen traktieren, dann hilft es, um dabei ganz cool zu bleiben, an die Versöhnung, den Respekt, ja die Wärme zu denken, die man in Israel erfahren kann. Wem die Schuld zu schwer wird, der mag sich darauf besinnen, dass auch viele Juden davon heute nicht mehr sprechen, dass sie uns nicht mehr anklagen. Aber will man eingehen auf den Vorschlag, den Holocaust nicht mehr national zu begreifen, sondern universal, wäre das nicht ein schönes, niederschwelliges Angebot an die jungen Deutschen, insbesondere an die mit nicht-deutschen Wurzeln? Die Antwort auf diese Frage findet man nicht mehr in Israel, die findet man hoffentlich in Auschwitz.

9. Ein Städtchen in Polen

Auf seiner Homepage wirbt das direkt neben dem KZ gelegene Hotel Olecki mit deutschen Worten: „Das Hotel ist aufgrund seiner ruhigen Lage bei Auschwitzzurlaubern und Geschäftsreisenden gleichermaßen beliebt.“ Auschwitzzurlauber! Was für ein Wort! Und was für ein grandioses Missverständnis, damit deutsche Besucher anlocken zu können! Ich buche es trotzdem.

Daheim in Berlin gelingt es allerdings gar nicht, dem Wort Auschwitz Normalität abzugewinnen. Als ich meine 20-jährige Tochter frage, ob sie mitfahren will, schluckt sie erst mal, bevor sie sich ein Ja abringt. Als sie ihren Freunden von der geplanten Reise erzählt, schauen die nur betreten. Und als wir schließlich in das Navi unseres Leihwagens den Zielort Auschwitz eingeben, kommen wir uns beinahe vor wie Holocaust-Leugner. Gibt es eine Auschwitz-Normalität? Erst mal doch, denn das Städtchen - ja, Auschwitz ist ein Städtchen - sieht ganz gewöhnlich aus, ein bisschen schön, ein bisschen hässlich, mittendrin steht fremd ein französischer Supermarkt in futuristischem Design. Und selbst Auschwitz I wirkt zunächst harmlos, der blaue Himmel tut ein Übriges. Doch das war es dann auch mit der Normalität. Spätestens als wir durch das Tor mit der Inschrift „Arbeit macht frei“ treten, ändert sich alles. Auch wer einiges weiß, ist neu schockiert. Wir klettern in einen Keller, wo die Gefangenen zu viert auf einem Quadratmeter ihre Strohfolter erleiden mussten. Bis zu acht Stunden, bis zu zwölf Tagen. Dann entdecken wir einen Meldezettel, wo eine schwere Strafe verhängt wird für das „Verrichten der Größnotdurft“. Wir treten in schmale Gänge, die vollgehängt sind mit den Bildern der KZ-Insassen, man kann ihren Blicken nicht ausweichen, sie schauen voller Angst, manche stolz, andere wirken leer. Nebenan dann das Folterarsenal der SS-Schergen: Holzgestelle zum Auspeitschen, mobile Galgen, Verhungerzellen. Wann es einen packt, wann man anfängt, es nicht mehr auszuhalten, lässt sich nicht vorhersagen. Meine Tochter verlässt den Raum mit den gesammelten Prothesen sofort, sie erschrickt vor dem Koffer, der eine Aufschrift mit ihrem Namen trägt, Zufall. Bei mir sind es die gebrauchten Rasierpinsel, von den Nazis gestohlen und verwertet. All das ist noch schlimmer als Jad Vaschem. Wahrscheinlich weil es genau hier war, da, wo wir jetzt stehen.

Es gibt übrigens etwas Hoffnungsvolles in Auschwitz I: Es ist voll, Hunderte von Besuchern, Europäer, Japaner, Brasilianer, sie kommen mit Bussen, Motorrädern, Wohnwagen. Es ist etwas dran an der Idee von der universalen Tragödie.,

10. Juden zu Besuch in Auschwitz

Am nächsten Tag besuchen wir Auschwitz-Birkenau, das Lager, in dem es nur noch ums Töten ging, in dem anderthalb Millionen Menschen vergast und verbrannt wurden. Um neun Uhr stehen wir vor dem Tor, es ist diesig, der Tag will nicht so recht beginnen. Jetzt sind nur wir hier - und vier israelische Schülergruppen, alle mit weißen Kapuzenpullis, sie führen israelische Fahnen mit sich, es hat etwas Demonstratives, aber wer wollte ihnen das hier verdenken? Und da sind auch, wie Barak Ravid es gesagt hat, die Bodyguards. Juden brauchen in Auschwitz Leibwächter?

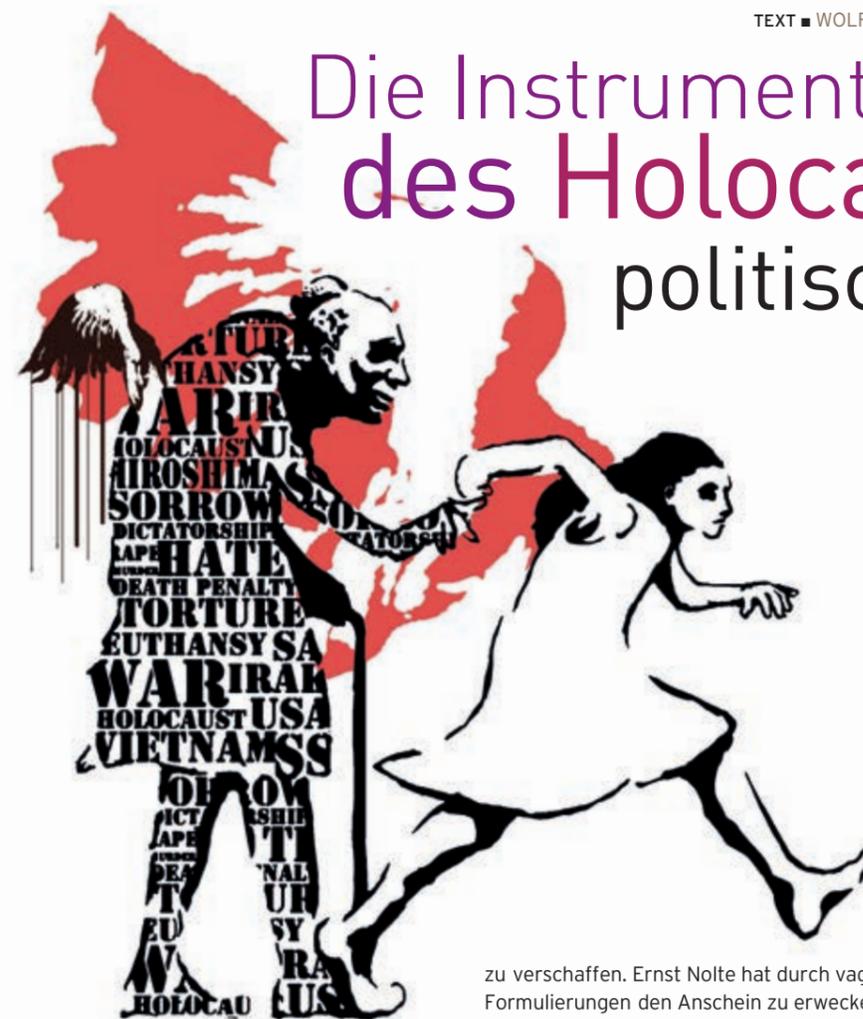
Wir gehen ins Lager. Anders als Auschwitz I wirkt es nicht wie ein Museum, hier wird nur äußerst sparsam erläutert, auf Hebräisch, Englisch und Polnisch. Ansonsten spricht das Lager für sich, wie groß es ist, bei diesem Dunst sieht man nur Lager, sonst nichts. In den niedrigen Backsteinbauten finden wir die Holzverschlüsse, in denen die Menschen hausen mussten, an den Wänden stehen in verblassten deutschen Lettern Parolen der Lagerleitung: „Eine Laus ist Dein Tod.“ Und: „Verhalte Dich ruhig.“ Meine Tochter und ich unterhalten uns instinktiv leise, mich packt die Trauer immer mehr, mir wird schlecht, aber ich bin auch als Vater da, Haltung also. Dann kommen wir an die Stelle, wo früher Gaskammern und Krematorien waren, dahin, wo man auf Asche steht. Vor uns sitzt im Kreis eine der israelischen Schülergruppen und hält eine Art Andacht. Schweigend gehen wir weg, wir brauchen nicht darüber zu sprechen, warum, fühlen einfach: Wir wollen die Juden hier nicht mit deutscher Sprache, mit der Eine-Laus-ist-Dein-Tod-Sprache in ihrer Andacht stören.

Wie habe ich diese Sätze immer gehasst: „Nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben ist barbarisch.“ (Theodor W. Adorno) „Seit Auschwitz ist noch kein Tag vergangen.“ (Martin Walser) Diese Sätze dramatisieren so furchtbar, nicht die Vergangenheit, sondern die Gegenwart, sie nageln die Zukunft zu, sie schaffen einen unlebhaften moralischen Imperativ. Aber hier sind diese Sätze alle wahr. Es gibt etwas Ewiges an Auschwitz, es gibt etwas, das sich nicht in Menschheit auflösen lässt, das immer etwas Spezifisches bleiben wird, für Juden und für Deutsche.

11. Weinen und Bläb - Muslime und der Holocaust

So kann man empfinden. Muss man es auch? Der Anteil von Muslimen an den Schulen deutscher Großstädte nimmt immer mehr zu. Viel wird darauf ankommen, wie sie sich auf Dauer zu Geschichte stellen. Es gibt schon Muslime, die sich freiwillig damit auseinandersetzen. Und es gibt einen Ort in Berlin, wo Muslime Raum für ihre eigene Sicht bekommen, er heißt Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus (KIgA), einige geschichtsbewegte Muslime und Juden riefen ihn ins Leben. Inan, Imge, Nurdan und Jenny warten bei der KIgA im Konferenzraum. Inan und Jenny

Die Instrumentalisierung des Holocaust im politischen Alltag



In einer NPD-internen Handreichung „Argumente für Kandidaten und Funktionsträger“ heißt es im Juni 2006: „Den von jüdischer Seite seit 60 Jahren betriebenen Schuldskult und die ewige jüdische Opfertümelei muss sich ke in Deutscher gefallen lassen. Es muss endlich Schluss sein mit der psychologischen Kriegsführung jüdischer Machtgruppen gegen unser Volk. Schließlich ist klar, dass die Holocaust-Industrie mit moralischen Vorwänden die Deutschen immer nur wieder finanziell auspressen will“.

Ein trivialer, aber wesentlicher Grund für die Relativierung des Holocaust im allgemeinen Bewusstsein ergibt sich auch aus dem Wandel der Informationsmedien, die den Leugnern neue und wirksame Möglichkeiten bieten. Im Internet marginalisiert das Riesen-Angebot an Informationen zu allen beliebigen Themen nicht nur die Informationen selbst, das Medium eignet sich auch hervorragend zur gezielten Desinformation und zur Tarnung ihrer Urheber. Das Internet ist innerhalb eines Jahrzehnts das weltweit wichtigste Propagandainstrument geworden. Kriminalisierte Sachverhalte wie die Behauptung der „Auschwitz-Lüge“ werden (z.B. über US-amerikanische Provider) anonym ins Netz gestellt und damit der deutschen Strafjustiz entzogen. Die Leugnung des Holocaust ist in den Kommunikationsmedien begleitet von Manifestationen des traditionellen Antisemitismus. Ein „Bürgerreform Europa“ verbreitet zum Beispiel per homepage einen Text „Talmud ohne Maske“ und die Behauptung, alle Prophezeiungen der „Weisen von Zion“ seien seit 1900 „punktgenau und mit vernichtender Sicherheit“ realisiert worden.

Auch die fundamentalistische katholische Internet-Plattform „kreuz.net“, die der reaktionären Piusbruderschaft nahesteht und den wegen Holocaustleugnung umstrittenen Funktionär Richard Williamson als „Heldenbischof“ feiert, instrumentalisiert den Judenmord für ihre Zwecke. Abtreibung wird nicht nur mit dem Holocaustgleichgesetzt, die „Kinderschlachtung“ sei vielmehr das größere Verbrechen. Die Metapher Holocaust wird auch für die israelische Politik gegenüber Palästinensern benutzt. Die Katholische Kirche distanziert sich energisch gegen das antisemitische online-Portal, das seit 2004 mit der Camouflage eines seriösen katholischen Organs agiert.

Der Holocaust wurde von Tierschützern (mit dem Slogan „der Holocaust auf Deinem Teller“), von

zu verschaffen. Ernst Nolte hat durch vage Formulierungen den Anschein zu erwecken versucht, es lohne sich, die Argumente der Revisionisten zu prüfen und er verstieg sich, die in den USA und Frankreich tätigen Ideologie-Produzenten des „radikalen Revisionismus“, die Auschwitzleugner also, zu charakterisieren als „nach Beherrschung des Quellenmaterials und zumal in der Quellenkritik“ den „etablierten Historikern in Deutschland“ überlegen.

Zu Beginn der 1990er Jahre hatte sich die rechtsextreme „Remer-Depesche“ mit perfiden Konnotationen des Holocaust positioniert. Anlässlich der Brandanschläge auf Migranten in Mölln und Solingen stand ein Beitrag über Asylbewerberheime unter der Überschrift „Ersatz-Holocaust“, in dem zynisch gefragt wurde, was geschehe, wenn sich niemand mehr über „brennende Türkenhäuser“ aufrege? Dann werde der israelische Geheimdienst Mossad Juden verbrennen und Deutsche dafür beschuldigen. „Wenn schon der alte nichts mehr taugt: das wäre dann wahrlich ein neuer, ein Ersatz-Holocaust“. Das war im Juli 1993. Der Verantwortliche Otto Ernst Remer, ehemaliger Wehrmachtsoffizier und einer der dienstältesten Neonazis der Bundesrepublik, war bereits im Oktober 1992 zu einer Haftstrafe verurteilt worden, der er sich 1994 durch Flucht nach Spanien entzog.

Die Instrumentalisierung des Völkermords an den Juden Europas ist seit Jahrzehnten in erster Linie die Domäne rechtsextremer Ideologen. Die Leugnung der Realität des Holocaust, das Nichtwahrhabenwollen von sechs Millionen ermordeter Juden, das Fortargumentieren nationalsozialistischer Verbrechen war und ist einem kleinen Kreis von Apologeten des NS-Regimes vorbehalten, dessen Bedeutung in der rechtsextremen Szene zwar zu schwinden scheint, deren Argumente aber in der Mitte der Gesellschaft mit wachsendem Abstand zu den historischen Ereignissen auf Zustimmung stoßen oder Hoffnungen bedienen.

Das Bemühen, die Historie entgegen den Tatsachen zu korrigieren und ein neonazistisches Geschichtsbild zu etablieren, isolierte das internationale revisionistische Kartell der Holocaust-Leugner lange Zeit nicht nur gegenüber der Mehrheit, sondern auch gegenüber Rechtsextremisten, die nicht als Neonazis definiert sein wollten. Spätestens in den 1980er Jahren hat sich das geändert. Aber kein seriöser Historiker gehört den revisionistischen Zirkeln an. In den 1980er Jahren gab es allerdings Versuche, den „Revisionisten“ das Entreebillet in die seriöse Wissenschaft

haben deutsche Mütter, Inans Vater ist Türke, Imges kommt aus Pakistan. Alle vier sind Anfang 20, in Berlin geboren und aufgewachsen. Bis auf Jenny, die gerade Abi macht, studieren sie. Alle vier sind Muslime, Jenny mit Kopftuch. Im vergangenen Jahr haben sie hier ein Seminar gemacht, jeden zweiten Samstag im Monat. Was soll diese Streberei? Hat es ihnen in der Schule nicht gereicht?

Doch, hat es. Deshalb sitzen sie hier. „Die Art, wie einem das eingetrichtert wird, mit dieser Schuld dabei. Es ist sehr schwer, sich dafür verantwortlich zu fühlen“, sagt Nurdan. Irgendwann nervt die deutsche Geschichte offenbar, die einem auf sehr deutsche Art beigebracht wird – so und nicht anders! „In meiner Klasse gab es kein einziges deutsches Kind. Der Lehrer hat mir wirklich leid getan, ständig kamen Sprüche wie: Was habe ich damit zu tun?“, ergänzt Jenny.

„Viele haben ja keinen Bock drauf“, sagt Inan, „weil sie sich nicht als Teil der deutschen Gesellschaft sehen. Ich auch nicht. Trotz deutscher Mutter und deutscher Kriegs-Oma. Ich sehe mich aber auch nicht als Türke. Ich bin Berliner. Ich kann mich einfach nicht entscheiden, aber ein weiterer Grund ist, dass einfach zu viel Scheiße passiert.“ Es gab bei Inan Zeiten, da hießen seine besten Freunde Niels und Patrik, Türkisch hat er erst mit 14 gelernt. „Trotzdem heißt es ‘Scheiß-Ausländer’. Du sagst denen, dass du Deutscher bist, und die sagen: Ja, ja, auf dem Papier.“ Warum also soll Inan deutsche Schuld auf sich nehmen?

Jenny erzählt von einer Reise nach Israel, die die KlGa mit palästinensischen Jugendlichen aus Berlin organisiert hat. Für die meisten war es die erste Fahrt in die Heimat ihrer Eltern. „Vor der Reise kamen so Sprüche wie: ‘Sollen die Juden doch verrecken, hat Hitler doch gut gemacht’, blablabla.“ In Jerusalem besuchte die Gruppe ein Seniorenheim und traf KZ-Überlebende. Eine alte Dame erzählte, wie ihre Eltern verschleppt und umgebracht wurden, als sie ein kleines Mädchen war. Sie sagte auch, dass sie niemandem die Schuld gebe. Die Sprüche hörten abrupt auf, sagt Jenny, es wurde sehr still. Man hörte nur Weinen.

12. So vergangen ist die Vergangenheit

Shimon Stein weiß, wie es sich anfühlt, ein Deutscher zu sein. 1981 reiste er nach Norwegen, sein Auto hatte ein deutsches Nummernschild, und er wurde für einen Deutschen gehalten, wurde beschimpft und beargwöhnt, so lange, bis er sich als Israeli zu erkennen gab. Sechs Jahre lang, von 2001 bis 2007, war er israelischer Botschafter in Deutschland. Seither lebt er überwiegend in Berlin und Tel Aviv.

Kaum einer, auch kaum ein Deutscher, ist so gut in der deutschen Politik und Publizistik vernetzt wie er. Dabei ist Shimon Stein nicht das, was man einen anschmiegsamen Charakter nennen würde. Er hat im Krieg gekämpft, er ist Wagnerianer, er ist direkt. Begegnet er einem dieser knieweichen Vorurteile gegen Israel oder gegen Juden,

dann wird der dünne 64-Jährige noch immer unerbittlich logisch. Stein führte in den letzten Jahren mit deutschen Spitzenpolitikern aller Parteien eine Art israelpolitisches Rigorosum durch, brachte sie auf Niveau. Dasselbe tat er mit Journalisten. Auch ich habe von ihm viel gelernt, mit ihm viel gestritten. Vor allem darüber, ob man den Deutschen noch misstrauen muss, mehr als anderen Völkern, mehr als dem Menschen überhaupt. Er sagte Ja, ich sagte Nein. Und heute?

Die gewöhnlichen Deutschen, sagt Stein heute, habe er früher wenig gekannt, als er noch in seiner hohsicherheitstrakthaften Residenz in Berlin-Charlottenburg sein musste. Nun erlebt er sie im Alltag und hat den Eindruck, da sei wirklich etwas besser geworden. Und das Verblässen des Holocaust? Und die neuen Generationen? Und der neue deutsche Sonderweg? Ja, ja, erwidert er, das ist wahr, aber auch ganz normal. Die Politik müsse halt etwas dagegenhalten, dann sei daran nichts Dramatisches. Und was bleibt dann, was ist das vergangenheitspolitische Minimum? Ach, sagt Shimon Stein mit wegwerfender Handbewegung, „keine Checkliste, bitte keine Checkliste, wenn ihr die habt, dann prüft ihr jeden Tag, ob alles in Ordnung ist“.

Also gut, keine Checkliste. Aber ein paar Sachen, mit denen sich was anfangen lässt: Etwas an dieser vermaledeiten Vergangenheit bleibt, solange Deutsche Deutsch sprechen. Auschwitz wird immer mehr zu etwas Gesamteuropäischem, etwas Menschheitlichem, das stimmt, aber nie so ganz, es bleibt ein Rest, der Rest sind wir. Müssen die Deutschen sich noch misstrauen? Nein, das ist vorbei. Man muss nicht glauben, was Etgar Keret gesagt hat, das von den gut gewordenen Deutschen, aber schlecht nun auch nicht.

Erinnerung, Geschichtsbewusstsein, auch Rituale, ja natürlich. Man darf nur eines nicht vergessen, unsere Kinder haben das Gefühl, diese Geschichte in jedem Fach außer Sport zu lernen, beäugt und benotet. Man sollte darum mit jedem weiteren Sollen oder Müssen ihnen gegenüber äußerst sparsam umgehen.

Und die Migranten? Nun, man kann ihnen nicht sagen, dass sie keine richtigen Deutschen seien, und dennoch erwarten, dass sie in die historische Gesamthaftung eintreten. Umgekehrt: Sie werden nicht glauben, richtige Deutsche sein zu können, ohne den Holo-

caust wenigstens ein Mal an ihrem Innersten vorbeigeführt zu haben.

Die Beziehungen zu Israel bleiben besonders. Doch kann man froh darüber sein, dass die Juden auf deutsche Solidarität nicht angewiesen sind. Dass Israels Sicherheit für uns essenziell ist, ist für Israel nicht essenziell. Darf man Israel kritisieren? Was für eine blöde Frage. Man sollte nur nicht vergessen, dass es noch 187 andere Staaten auf der Welt gibt, die Israel kritisieren können, wir müssen da nicht ganz vorne sein.

Billige Provokationen von innen, Beschimpfungen von außen, Sonderwegsvorwürfe, viertes Reich, Europa wieder beherrschen wollen, überhaupt jedes Wieder – bei alldem freundlich gucken, schweigen, weitermachen. Ist das genug? Es ist sehr viel.

13. Schüttel deinen Speck

Zum Schluss noch einmal nach Israel. Elat liegt ganz im Süden des Landes, ein Badeort am Roten Meer, da, wo das Land recht leicht ist, verglichen mit Jerusalem oder Tel Aviv. Aber was heißt schon leicht in Israel? Die Leute hier machen sich bei Wegbeschreibungen einen Spaß daraus, nicht zu sagen: nach links oder nach rechts, sondern: Richtung Ägypten oder Richtung Jordanien. Beide unfreundliche Nachbarländer liegen nur wenige Hundert Meter entfernt, so schmal ist Israel.

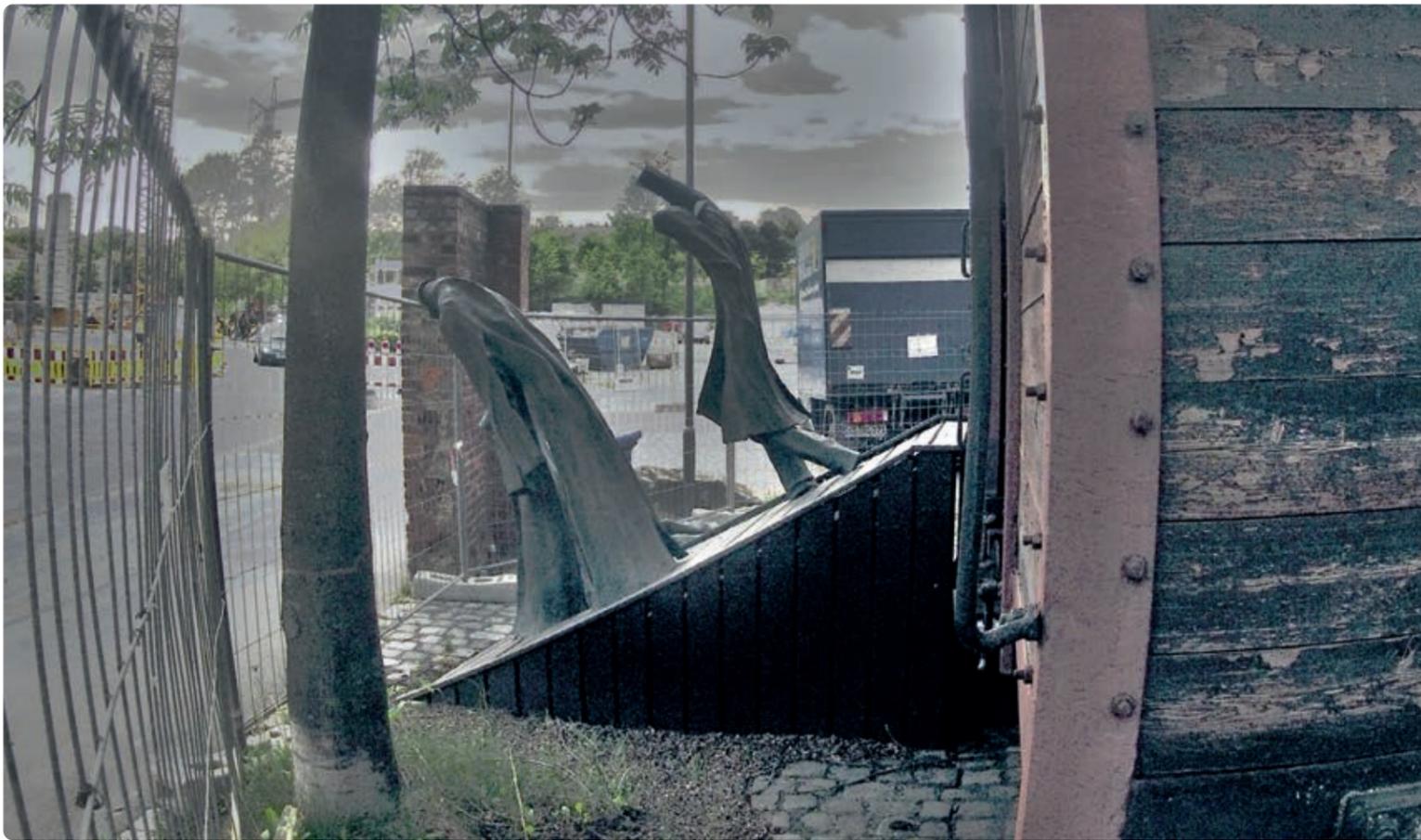
Am Abend will ich zu einem Open-Air-Konzert am Hafen von Elat und nehme ein Taxi. Der Fahrer fängt sofort an zu erzählen, er sei Jude indischer Herkunft, er habe drei Jahre in der Armee gedient und im Libanon als Fallschirmspringer gekämpft, bald müsse er für vier Wochen nach Gaza, mit einem Spezialauftrag, er zieht an seiner Haut, diese Aufträge bekomme er wegen seiner braunen Hautfarbe und weil er arabisch spreche. Israel, proklamiert er, sei die Heimat der Juden aus aller Welt, Israel müsse eben verteidigt werden. Sie wollen uns töten, ruft er zum Schluss. Die ganze Fahrt hat sieben Minuten gedauert, sein Leben und das Existenzrecht Israels in sieben Minuten. Was soll man da sagen, ich sage: Hope you will survive Gaza. Wir geben uns die Hand.

Das Konzert hat noch nicht angefangen, ein DJ spielt zum Aufheizen des überwiegend israelischen Publikums das Lied des Berliners Peter Fox: „Schüttel deinen Arsch, schüttel deinen Speck“. Auf Deutsch. Man tanzt. ■

Mitarbeit: Özlem Topçu



Bernd Ulrich, verheiratet, 3 Kinder, röm.-katholisch Magister der Philosophie, Dipl.-Politologe (in Marburg studiert), 1988-90 Mitarbeiter beim Fraktionsvorstand der Grünen im Bundestag, 1991 Reportagereise durch die USA, 1993-96 Bonner Korrespondent der Wochenpost, Berlin, 1997-2003 Leitender Redakteur DER TAGES-SPIEGEL, Berlin, 2003-2007 stv. Chefredakteur und Leiter Berliner Büro der ZEIT, seit Aug. 2007 stv. Chefredakteur und Leiter Politikredaktion der ZEIT, Hamburg.



Abtreibungsgegnern („Babycaust“) und anderen Interessengruppen semantisch in Anspruch genommen. Das sollte der Werbung dienen und war vor allem geschmacklos und für die Opfer des Judenmords beleidigend.

Begriffe und Symbole der Erinnerung an den Holocaust wurden nach der Wende auch von Opferverbänden stalinistischer Verfolgung und der Aktivitäten des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR usurpiert. Die Gleichsetzung von sowjetischen Speziallagern und Stasi-Gefängnissen mit NS-Konzentrationslagern, das Postulat, die Verfolgung in Lagern der SBZ und DDR habe, wie der Völkermord unter nationalsozialistischer Ideologie, die physische Vernichtung zur Intention gehabt und die Verwendung des Symbols „Güterwagen“ als Instrument der Deportation soll die erinnerungspolitisch erwünschte prinzipielle Gleichartigkeit von Holocaust und kommunistischer Verfolgung zum Ausdruck bringen. Der aus Opferkonkurrenz erwachsene Anspruch und die zu seiner Durchsetzung inszenierte Instrumentalisierung des Holocaust kulminierte im Streit um die sächsische Gedenkstättenstiftung. Der Konflikt zwischen Opferinteressen, Geschichtswissenschaft und Politik hielt seit Mitte der 1990er Jahre viele Akteure in Atem, vom Zentralrat der Juden in Deutschland bis zum sächsischen Ministerpräsidenten, von Gedenkstättenmitarbeitern zu ehemaligen Häftlingen in DDR-Gefängnissen. Die Indienstnahme des Genozids an den Juden ist nicht so erfolglos wie es die Versuche sind, den Holocaust zu leugnen oder zu relativieren und durch Vergleiche zu marginalisieren. Das Schlag-

wort „Holocaust-Industrie“ wurde mit größtem Erfolg (und anderer Stoßrichtung) lanciert. Nach der Überzeugung des amerikanischen Politologen Norman Finkelstein existiert ein Kartell aus Personen, Organisationen und Institutionen, das aus den Leiden des jüdischen Volkes politischen oder finanziellen Profit zieht und damit die Hauptursache des Antisemitismus bildet. Finkelstein hat seine Thesen in einem Buch mit dem Titel „Holocaust-Industrie“ publiziert, das Anfang 2001 mit großem Medienaufwand dem deutschen Publikum vorgestellt und in rechtsextremen Kreisen mit Beifall aufgenommen wurde. Finkelstein nimmt ein seriöses und umsichtig argumentierendes Buch des amerikanischen Historikers Peter Novick als Ausgangspunkt. Während Novick kritisch die Rolle des Holocaust in der politischen Kultur Amerikas untersucht, vergrößert Finkelstein die Überlegungen zu Verschwörungstheorien und Schuldzuweisungen an die Adresse des Friedensnobelpreisträgers Eli Wiesel, der selbst den Holocaust überlebte und als moralische Institution der Erinnerung an den Holocaust gilt, an die Jewish Claims Conference, die als zentrale jüdische Organisation mit der Verwaltung und Verteilung von Wiedergutmachungsgeldern befasst ist, und an das US-Holocaust-Museum in Washington als eine der wichtigsten Instanzen zur Darstellung und Bewusstmachung der Judenverfolgung in der Öffentlichkeit.

Mit der Behauptung, die Jewish Claims Conference bereichere sich an Entschädigungsgeldern, die jüdischen Opfern vorenthalten würden, bedient Finkelstein verbreitete antisemitische Klischees und Vorurteile; zur Stütze seiner These behauptet er, die Claims Conference gehe von zu hohen Opferzahlen aus. Dies kann er zwar nicht beweisen, muss sich aber selbst Fehler und mangelnde Kenntnisse bei seinen Berechnungen vorbehalten lassen.

Erklärungen für die Thesen Finkelsteins sind im persönlichen und psychologischen Bereich des Autors zu finden. Als Beweis führt er das Schicksal seiner Mutter an – seine Eltern waren Überlebende des Holocaust –, die nur eine geringfügige Entschädigungssumme von der Claims Conference erhielt, während andere Opfer lebenslange Renten empfangen. Antizionistische Überzeugungen stilisiert er zu einer „Verschwörung“ des Judentums. Rechtsradikalen waren die Thesen willkommen als Munition in der Agitation gegen die Erinnerung an nationalsozialistische Verbrechen und in der Propaganda gegen Entschädigungszahlungen für Zwangsarbeiter und für Holocaust-Opfer generell. Die deutschen Medien machten die Debatte zum Ereignis (in den USA war die Sache mit wenigen vernichtenden Kritiken auf ihre tatsächliche Bedeutung reduziert) und stifteten mehr Verwirrung als Aufklärung. Mit voller Absicht erfolgte im Sächsischen Landtag eine Attacke der NPD-Fraktion, die

den Holocaust politisch zu instrumentalisieren versuchte. In der Sitzung am 21. Januar 2005, bei der der Bombardierung Dresdens 1945 gedacht wurde, hatte zunächst der NPD-Abgeordnete Holger Apfel vom „kaltblütig geplanten industriellen Massenmord an der Zivilbevölkerung“ Dresdens geredet und die Forderung nach einer „Staatsstiftung als zentrale Gedenkstätte für die zivilen Opfer des Bombardements“ erhoben. Dann hatte Jürgen Gansel (NPD) erklärt: „Der Bomben-Holocaust von Dresden steht ursprünglich weder im Zusammenhang mit dem 1. September 1939 noch mit dem 30. Januar 1933. Die Pläne zur Vernichtung des Deutschen Reiches existierten nämlich schon lange, bevor in Versailles der erste Nationalsozialist geboren wurde.“

Provokation gegen den Konsens der Erinnerungskultur war die Methode, mit der die um intellektuelles Niveau bemühte sächsische NPD einige öffentliche Aufmerksamkeit erlangte. Stolz verwiesen die Provokateure auf die Zustimmung, die sie für höhnische Attacken gegen das als „Reichsofferfeld“ oder „Bundesschamanlage“ apostrophierte Denkmal für die ermordeten Juden Europas angeblich „aus der Mitte der Gesellschaft“ erhielten, und auf Ergebnisse der Demoskopie, nach denen „nationale Einstellungen“ mit Ressentiments gegen Ausländer im Vormarsch seien. Unter dem Titel „Revisionismus für die politische Mitte“ wurde im März 2005 im NPD-Blatt „Deutsche Stimme“ der „Tabubruch Dresden“ bilanziert mit dem Signal „Antideutsche Bußprediger unter Druck“. Absicht und Ziel wurden in der vorausseilenden Erfolgsmeldung, die zur Methode der Provokation gehört, unter Aufbietung martialischer Bilder, enthüllt: „Im ‚Supergedenkjahr‘ 2005, das die Umerziehungsmaschinerie sechzig Jahre nach Kriegsende noch einmal mit Schmieröl versorgen soll, schmerzt es die Sühnepolitiker besonders, dass die nationale Opposition geschichtsrevisionistische Positionslichter auch in der gesellschaftlichen Mitte zu setzen vermag. Mit ihrem beherzten Auftreten und dem tabuverletzenden, aber historisch völlig statthaften Wort vom ‚Bomben-Holocaust‘ hat die NPD-Fraktion im Sächsischen Landtag große Löcher in den Schuldurm geschossen, in dem die Deutschen seit genau sechzig Jahren gefangen gehalten werden.“

Der maulstarke NPD-Abgeordnete benutzte die Metapher vom „Bomben-Holocaust“ im Sächsischen Landtag, um den Untergang Dresdens in die Dimension des Genozids zu steigern und gleichzeitig den Völkermord an den Juden zu relativieren. Das wurde dann in der Partei-Gazette „Deutsche Stimme“ vertieft. Ausführungen zur Semantik und Verwendung des Begriffs Holocaust, vermengt mit allerlei Zitaten, sollten die Gleichsetzung

des Judenmords mit dem Luftkrieg über Deutschland untermauern. Die Argumentation, die ideologische Intentionen und historischen Kontext bewusst außer Acht lässt, folgt dem Muster der „Beweisführung“ der Revisionisten, die, um den Holocaust zu marginalisieren, Quellen ohne Relevanz anführen und ein Zitationskartell einschlägiger Autoren bemühen. Die Absicht ist leicht zu erkennen, nämlich den Anschein seriöser und wissenschaftlicher Beweisführung zu erwecken, damit Verwirrung zu stiften und die eigene Lesart im Publikum zu verankern. Wesentlicher als rechtsextreme Provokationen und Versuche der Relativierung des Holocaust – bei denen immer auch das Argument des zunehmenden Abstandes zum Ereignis eine Rolle spielt – sind Erscheinungen wie die Erosion des Konsens über die historische Wahrheit aus Desinteresse und Unkenntnis sowie die versuchte Konstruktion von sekundären Geschichtsbildern bei gleichzeitiger Dekonstruktion einer Geschichtskultur, die als Erfahrung aus nationalsozialistischer Vergangenheit (mit unterschiedlichen Akzenten in der BRD und der DDR) gepflegt wurde.

Aktuell und weit über rechtsextremistische Propaganda hinaus wird der Judenmord als Maßstab zur Beschwörung deutscher Leiden beansprucht. Die Kriegsgefangenenlager am Rhein, die im Frühjahr 1945 von den vorrückenden US-Streitkräften improvisiert worden waren, bilden ein ebenso trauriges wie missbrauchtes Kapitel der Geschichte des Zweiten Weltkrieges. Die historischen Fakten: Deutsche Kriegsgefangene in der Größenordnung einer Million Menschen wurden in 20 Lagern, die in den „Reichswehnen“ bei Dörfnern am Mittelrhein zwischen Budebrunn im Norden bis Heilbronn im Süden von April bis Juni 1945 errichtet wurden, gefangen gehalten. Ohne Infrastruktur und ausreichende Versorgung entwickelten sich katastrophale Zustände mit großer Sterblichkeit. Mindestens 8000 Menschen sind in diesen Lagern zugrunde gegangen. Daraus machte ein kanadischer Journalist in eindeutiger Absicht, nämlich der Denunziation der US-Armee und ihres Oberbefehlshabers Eisenhower die Legende, die Amerikaner hätten gezielt und aus bösem Willen eine Million deutscher Soldaten, die sich in ihrem Gewahrsam befanden, ermordet. Als Mord-

waffen hätten Hunger, Krankheiten, Verelendung gedient. Im Bemühen, den Opfern der Rheinwiesenerlager einen prominenten Platz in der Erinnerungskultur zu verschaffen und nationalsozialistische Verbrechen zu relativieren, demonstrieren Interessenten bei einschlägiger Gelegenheit jeweils im Mai anlässlich des Kriegsendes 1945 und im Herbst beim Volkstrauertag vor Ort und verbreiten dort ihre nationalistische Version der Geschichte.

Unter Vermeidung des Begriffs Holocaust werden eindeutig antisemitische Parallelen zwischen dem Judenmord und den Leiden deutscher Landsleute konstruiert. 2012 wurde in Bretzenheim an der Nahe, einem der Standorte der Kriegsgefangenenlager, ein Flugblatt verteilt, in dem zu einer „Maiandacht für deutsche Seelen“ aufgerufen wurde, für Deutsche, „ermordet in KZs ohne Lagerplanen, Dächer, Betten, ohne Trinkwasser und Nahrung und für alle anderen Armen Seelen, die weder Auserwählt sind noch Auschwitz haben, deren geplanter Tod in den Gebeten der Kirchen, den Gedenk- und Befreiungsveranstaltungen dieses Staates nicht erwähnt werden, weil sie und ihr Leiden als unwürdig ausselektiert sind.“ Argumentiert wird mit der Emotionen stimulierenden Aufrechnung, die seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs Wirkung außerhalb rechtsextremer Zirkel hat: „Die derzeit Herrschenden feiern die Fortführung und Steigerung von hinterhältig, feiger, niederer Gewalt als den Tag der Befreiung. Ein Jude hatte ausrufen lassen, raubt, vergewaltigt, mordet, mordet, heute zehn deutsche Hündinnen, morgen hundert deutsche Hündinnen. Andere Juden wollten alle Deutschen durch totale Zwangssterilisation für immer vom Erdboden verschwinden lassen.“ Manche Pamphlete aus gleichem Anlass sind im Ton und in der Judenfeindschaft noch ärger.

Selbstverständlich bedienen sich auch seriöse Menschen der Tatsache, dass der Holocaust als einzigartiges Menschheitsverbrechen konsensfähig in der politischen Kultur demokratischer Gesellschaften ist, für politische Ziele. Ein Beispiel dafür war die Beschwörung von Auschwitz durch den damaligen deutschen Außenminister Joschka Fischer, um im Kosovo-Konflikt den Luftkrieg gegen Serbien zu rechtfertigen. Ein anderes Exempel statuierte die Europäische Rabbinkonferenz kürzlich in der Beschnidungsdebatte, als sie ein Verbot des religiösen Initiationsritus in Deutschland mit dem Holocaust und dessen Folgen in Beziehung setzte. ■



Wolfgang Benz, geb. 1941, Historiker, bis März 2011 Professor und Leiter des Zentrums für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin, Gastprofessuren u.a. in Australien, Bolivien, Nordirland, Österreich und Mexiko, zahlreiche Publikationen zur deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert, zu Nationalsozialismus, Antisemitismus und Problemen von Minderheiten Herausgeber mehrerer Buchreihen, Geschwister-Scholl-Preis 1992, Mitglied im P.E.N..

erinnern UND ERINNERT WERDEN

Nach 33 Umzügen habe ich endlich die Wohnung gefunden, in der ich bleiben will: in Berlin-Schöneberg. Ums Eck ist das Bayerische Viertel, in dem - wie wir dank der Nachforschungen in den 1980er Jahren wissen - „mehr als 16.000 Bürger mitsamt ihrer Familien“ gewohnt hatten, „die sich als Rechtsanwälte, Ärzte oder Unternehmer einen respektablen Platz in der Gesellschaft erworben hatten“. Die Rede ist, wie könnte es anders sein, von jüdischen Bürgern oder jüdischen Mitbürgern, wie das noch hieß, bevor das „mit einer politisch korrekteren Sprachregelung zum Opfer gefallen ist.

Zum Gedenken an diese einstigen Bewohner wurden 1993 (Gedenkjahr!) „die scheinbar harmlosen, unauffälligen Tafeln an den Orten des Erinnerns“ angebracht, an Laternenpfählen oder wie in dem Wikipedia-Eintrag steht „an den Masten der Straßenbeleuchtung“ (vielleicht wollte da jemand die Assoziation ans Aufknüpfen vermeiden?). Es sind 80 Tafeln, jede 50 x 70 cm groß, auf einer Seite sieht man ein Bild - etwa eine Katze oder eine Schultafel, einen Hut oder eine Torte - die an antisemitische Gesetze oder „Maßnahmen“ erinnern. („In Bäckereien und Konditoreien sind Schilder anzubringen, die darauf hinweisen, daß Kuchen an Juden und Polen nicht verkauft wird. 14.2.1942“) Kaum jemand schaut hin. Wer hinschaut, wird daran erinnert, daß Juden keine Haustiere halten, keine Konzerte, Opern, Theater besuchen, nicht mehr heilen, nicht mehr Recht sprechen durften, daß sie aus dem normalen deutschen Leben ausgegrenzt wurden.

Ich gehe also jedes Mal, wenn ich mich aus meiner Wohnung bewege, an diesen Schildern vorbei. Im Unterschied zu den Passanten, die sich an die Tafeln gewöhnt haben, sie vielleicht gar nicht sehen oder nichts damit verbinden, werde ich jeden Tag erinnert, daß nur die Gnade der späten Geburt mich davor bewahrt hat, deportiert zu werden. Jeder Weg nach draußen wird durch diese gut gemeinten Tafeln zur Erinnerung an die Differenz.

Dazu sind sie ja da, diese Tafeln, „Orte des Erinnerns“. Sie wollen einen Eindruck vermitteln „von den Repressionen, denen die jüdischen Einwohner zwischen 1933 und 1943 ausgesetzt waren, von der allmählichen Zerstörung ihrer sozialen

Existenz, die der physischen Vernichtung voranging. [...] Dem Betrachter sollen unbehagliche Fragen nahe gelegt werden: Wie sind die nichtjüdischen Nachbarn seinerzeit mit alledem umgegangen, war es möglich, nichts zu bemerken von Berufsverböten, Enteignungen, dem gelben Stern an den Kleidungsstücken, der Kasernierung in 'Judenhäusern', den Deportationen? Wie hätte sich der heutige Beobachter damals verhalten? Wie verhält er sich gegenüber heutigen Anzeichen von Fremdenfeindlichkeit?“

(Bayerisches Viertel, Orte des Erinnerns. Die Begleitbroschüre ist nach langer Pause wieder lieferbar. Informationen unter www.berlin.de) Der langen Zitate kurzer Sinn: Jedes Mal wenn ich aus dem Haus gehe, muß ich zur Kenntnis nehmen, daß meinesgleichen hier nicht erwünscht waren. Anfang der 90er Jahre, als dieses Denkmal erst prämiert und dann montiert wurde, fand ich die Aktion gut, Denkmale waren noch nicht inflationär und dieses war unaufdringlich, sachlich und informativ. Damals wohnte ich noch nicht hier.

Wenn ich die Dokumentation richtig verstehe, sind nur 171 von den 10.000 Einwohnern dieses Bezirks am Leben geblieben, eine vernachlässigbare Größe. Die Schilder sind nicht für die Verfolgten und auch nicht für deren Nachkommen und nicht für Meinesgleichen gemacht. Sie sollen die ... ja was denn nun? die deutschen, die normalen, die arischen Einwohner erinnern? In einer der Erläuterungen wird betont, es sei für die meisten dieser später deportierten Bewohner zweitrangig oder unwichtig gewesen, daß sie Juden waren, manche waren getauft, andere atheistisch oder gar Kommunisten. Da sie aber nun unabhängig von ihrem Selbstverständnis als Juden eingestuft, vertrieben oder getötet wurden, sind sie auch jetzt und immerdar vor allem Juden. Und ich, als Tochter von Emigranten, die fliehen mußten, weil sie - obwohl ungläubig - für Nationalsozialisten Juden waren, werde jeden Tag daran erinnert, daß ich zu diesen Anderen gehöre.

Nun lebe ich nicht in den 1930er Jahren und sogar in einem neuen Jahrhundert und jeder,



mit dem ich die Frage diskutiere, weist mich darauf hin, daß dieses Denkmal oder diese Form des Erinnerns auch von Ausländern (womit in diesem Fall weder Türken noch Araber, sondern amerikanische oder israelische Gäste gemeint sind), von definitionsmächtigen Historikern oder Vertretern einer jüdischen Institution für gut befunden wurde. *Erinnere ich mich falsch? Offenbar gehe ich nicht so durch die Straßen, wie es diese Inszenierung intendiert.*

Die Geschichte geht weiter, der Kontext hat sich verändert. Als feste unveränderliche Einrichtung hat sich die gute Absicht verkehrt - von einer Provokation zur Institution. Vor einiger Zeit standen Schulkinder, etwa 10, 12 Jahre alt, vor dem Supermarkt und fragten Passanten, ob sie schon gesehen hätten, daß es da solche Tafeln gibt. Ob ich auch wüßte, was die bedeuten. Und was ich davon hielt. Ich hab, fürchte ich, die Kinder verwirrt. Nicht nur kannte ich die Tafeln und wußte sogar, was sie bedeuten, ich hab mich auch geoutet als Nachkömmin von Verfolgten und dennoch das Unternehmen nicht gut gefunden ... ob meine Sicht aus der jüdischen Herkunft rührt, weiß ich nicht, ich finde es mittlerweile nicht (mehr) schlimm, anders zu sein oder zu schauen oder Laternenpfähle bzw. Lichtmasten mit kritischem Blick zu betrachten. Aber diese Tafeln stärken die Apartheid in den Köpfen.

Neulich war - anlässlich des Gedenkens an zwanzig Jahre Mauerfall - die Rede vom seelischen Zusammenwachsen der Deutschen hier und dort, östlich und westlich der Mauer. Ob eine solche Frage zwanzig Jahre nach der Niederlage-Befreiung-Siegüberdianazis ge-

stellt wurde, gestellt hätte werden können? Könnte man heute vom seelischen Zusammenwachsen der einen (jüdischen) und anderen (arischen) Deutschen sprechen? Nein, und um so weniger, je mehr alle Verfolgungen, die Abschaffung der Demokratie, die Ermordung aller Gegner des Regimes, der gesamte politische, wirtschaftliche und kulturelle Krieg auf den unbegriffenen Begriff „Holocaust“ reduziert wird - auf hier Deutsche, da Juden. Deshalb finde ich diesen Ort des Erinnerns - mal abgesehen davon, daß die Tafeln inzwischen abblättern - nicht gut genug.

Geht mich das nichts an, weil ich mich an diesen Dingen nicht beteilige? Sollte und könnte ich einfach wegschauen? Gibt es die Möglichkeit, mich der Diskussion zu entziehen? Und ist das überhaupt eine Diskussion oder doch, zunehmend mehr, ein Ritual? Wer kann und darf die Richtung(en) des Ge- und Nachdenkens bestimmen? Muß ich Holocaust-Historikerin oder Funktionärin in der jüdischen Gemeinde werden, um eine Stimme im Streit um die Formen der deutschen Verbewältigung zu haben? War Tucholsky, der auch hier in

der Gegend gewohnt hat, Mitglied der jüdischen Gemeinde? Vermutlich hat keiner daran gedacht, daß auch „Juden“ an diesen Tafeln vorbeigehen - oder gehört es zu den ungeschriebenen Gesetzen, daß „wir“ (wir?) für solche Erziehungsmaßnahmen ohnehin dankbar sind oder sein sollten?

Ich wollte weder Berufsjüdin noch Fachfrau für jüdische Themen werden und hatte die von heute aus betrachtet verquere Vorstellung, ich könnte „normal“ sein und dazu gehören. Anders als die Konvertitinnen und Konvertiten, die mittlerweile bei Juden Identität borgen, kann ich aus dem Verein nicht austreten, auch wenn ich eine ziemlich unjüdische Jüdin bin. Ich will gar nicht von all den Begegnungen reden, in denen nach spätestens fünf Minuten das Verhältnis zu Israel, die jüdischen Freunde, die großartige jüdische Kultur erwähnt werden. Meine Wahrnehmung ist gefärbt, weil ich ja all das nicht erfahre, was die Leute so miteinander reden, wenn sie Müller heißen oder Bauer heißen und keine „Jüdin“ zuhört. Auch sind die Jüngeren, die 30-Jährigen, schon anders, sie zucken nicht zusammen, wenn sie meinen Namen hören, ich finde es beglückend zu sehen, daß die jungen Leute mit der S-Bahn von Offenburg nach Straßburg, von Deutschland nach Frankreich fahren und das offenkundig nicht merkwürdig finden. Sie überschreiten die Grenzen, ohne an die Vergangenheit zu denken. Ist doch toll.

Wahrscheinlich hat meine Freundin recht, wenn sie meint, die Alternative zum reduzierten und eventisierten Gedenken sei kein (Ge)Denken. Es bleibt schwierig - für „uns“, wie für „sie“ - dies ist eine Gemeinsamkeit jenseits der Nürnberger Gesetze, die für meinen Geschmack zu wenig gepflegt wird. Ich kenne hier und da und auch dort Leute, die sich gern an Rituale lehnen, ich kenne Leute, die meist ganz schnell wissen, wo eslangt geht und andere, die immer wieder von Neuem überlegen, wie sie - mit sich, mit den Eltern, mit diesem ihrem Land, mit den Juden und den Mohren - umgehen könnten. Manchmal denke ich, es wäre schön, wenn ich einkaufen gehen könnte, ohne an meine ermordeten Großeltern erinnert zu werden. Da

aber eine meiner Identitäten, sprich mein Paß, mich als Österreicherin ausweist, denke ich auch daran, daß ohne die mehr und weniger gelungenen Orte des Erinnerns vielleicht Deutschland nicht das einzige Land in Mitteleuropa wäre, das keine starke rassistische Partei im Parlament hat. Schön wäre es, wenn solche Orte sich bewegen, verändern, weiterentwickeln könnten, weil oder sofern sich die Beziehungen zwischen den einen und den anderen, die Namen dafür und die Zugehörigkeiten verändern. So aber ist dieses Denkmal ein Zeichen dafür, daß sich die Beziehung nicht verändert, eher zementiert und ein bißchen Rost angesetzt hat.

Nachsätze

Bei Lesungen aus dem Buch, dem dieser Beitrag entnommen ist*) entstanden spannende Diskussionen, offen und neugierig, wie ich das bei keiner anderen Publikation erlebt habe. Ich wurde gefragt, wie sich denn ein solches Erinnerungsmal entwickeln könnte und einige der teils im Dialog und teils in schlaflosen Nächten entstandenen Ideen will ich hier überliefern. Die einfachste Replik, die mir bei den Fragen aus dem Publikum (zum Beispiel bei der Lesung im Bayerischen Viertel) in den Sinn kam: Man könnte die Tafeln ergänzen, zum Beispiel mit Tafeln, auf denen stehen könnte: in diesem Haus hat Herr Müller eine junge Frau denunziert, da haben sich die Nachbarn die Teppiche und Bilder der Familie Rosenzweig angeeignet ... Material gibt es inzwischen genug.

Nach dem Gespräch mit christlich-jüdischen Vereinigungen kam mir in den Sinn, daß Pfarrer öfter darauf hinweisen könnten, daß Jesus ein (beschnittener) Jude war. Bei Geschichtslehrern (zumal wenn sie vor allem türkische und arabische Schüler unterrichten) weise ich dar auf hin, daß zum 2. Weltkrieg nicht nur die Ermordung von Juden gehört, auch die Wirtschaftskrise, Armut und Neid, Eliten, die sich Karrieren versprechen, Prokuristen, die in die NSDAP ähnen, um die Firma ihres Chefs zu übernehmen, daß Sozialdemokraten und aufmüpfige Schüler deportiert wurden, Ausländer - damals zuallererst Polen - das Land verlassen mußten, brave Bürger zu Rassisten mutierten und es viele Anknüpfungspunkte gibt, in denen nicht nur „die Juden“ als Kollektiv und Inbegriff eines ganz Anderen in die Köpfe gebimt werden könnten.

Abgesehen von solchen Retuschen an eingespielten Mustern haben mich die Gespräche in der Annahme bestärkt, dass nicht nur die Zeit, sondern auch jener kleine Teil der Bevölkerung, der sich für solche Themen interessiert, reif ist, um andere Formen des Erinnerns zu entwickeln. ■

Der Text (ohne die „Nachsätze“) ist einer von 16 Essays aus dem Band „JUDEN NARREN DEUTSCHE“, der 2010 im persona verlag, Mannheim erschienen ist. © persona-verlag



© Erika Babatz

Dr. Hazel Rosenstrauch, geboren in London als Tochter österreichischer Emigranten, aufgewachsen in Wien, Studium in Berlin (Germanistik, Soziologie, Philosophie), Promotion in Tübingen; Arbeitete als Journalistin, Redakteurin, Kulturwissenschaftlerin in Berlin, München, Tübingen, Wien. Sie war bis 2007 Chefredakteurin der Zeitschrift „Gegenworte - Hefte für den Disput über Wissen“ der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und lebt jetzt als freie Autorin in Berlin. Letzte Veröffentlichungen: *Wahlverwandt und ebenbürtig*, Caroline und Wilhelm von Humboldt. Andere Bibliothek, Frankfurt/M. 2009; *JUDEN NARREN DEUTSCHE*, persona verlag, Mannheim 2010, ganz neu: Karl Huss, der empfindsame Henker, Matthes & Seitz, Berlin 2012.

Täter

TEXT ■ ALEXANDRA SENFFT

SIND IMMER DIE ANDEREN

Am Anfang stand der Tod meiner Mutter. Nach Jahrzehnten der Selbstzerstörung war sie 1998 unter schrecklichen Umständen ums Leben gekommen. In meiner Grabrede stellte ich einen Zusammenhang zwischen der Tragik ihres Lebens und ihrem Vater her. Ihr Vater Hanns Ludin, mein Großvater, war der Gesandte des Dritten Reiches in der Slowakei gewesen und wurde 1947 in Bratislava als Kriegsverbrecher hingerichtet. Seine Aufgabe hatte darin bestanden, die Slowaken davon zu überzeugen, dass die Interessen der Nationalsozialisten auch die ihren waren. Dazu gehörte vor allem, die Juden aus dem Land zu schaffen – ungefähr 65.000 starben in den Vernichtungslagern.

Dass ich meinen Großvater auf der Trauerfeier für meine Mutter als „Naziverbrecher“ bezeichnete, nahm die Familie meiner Mutter mehr oder weniger missbilligend auf. Auch meine Theorie, dass meine Mutter an ihrem gespaltenen Vaterbild – dort der liebevolle Papa, hier der Verbrecher gegen die Menschheit – gescheitert sein könnte, empfand man als abwegig. Nach Ansicht meiner Verwandten war Hanns Ludin unschuldig – weil er angeblich nicht gewusst hätte, dass die Juden aus der Slowakei in den sicheren Tod geschickt wurden. Mit Ludins Hinrichtung in der Tschechoslowakei habe man nach dem Krieg ein Exempel statuieren und mit ihm stellvertretend an den Deutschen insgesamt Rache nehmen wollen, heißt es. Er sei doch nur ein Bauernopfer gewesen, schließlich habe es viel ranghöhere Nazis gegeben, die nach dem Krieg ungescholten davongekommen waren und rasch wieder Karriere gemacht hätten. In diesem Zusammenhang fiel wiederholt der Name Ernst von Weizsäcker, Staatssekretär des Auswärtigen Amtes. Dessen Sohn Richard, unser allenthalben so geschätzter ehemaliger Bundespräsident, betrachtet ihn bis heute als einen Mann des Widerstands. Ernst von Weizsäcker war meines Großvaters Vorgesetzter gewesen, von den Deportationen als Teil eines monströsen Mordplans hat er deshalb freilich gewusst.

Meine Mutter Erika, das älteste von sechs Kindern der Ludins, teilte die in der Familie übliche Einschätzung des Vaters zunächst. Im Laufe ihres Lebens jedoch schwand diese Sicherheit, an deren Stelle ein unerträglicher Zweifel trat, der sie zunehmend zerrüttete. Meine Mutter war 14 Jahre alt, als ihr innig geliebter Vater erhängt wurde. Und hätten dieses Trauma und die unbewussten Schuldgefühle nicht zu einer ständigen Lebensunruhe und einer inneren Katastrophe



nach der anderen bei ihr geführt: Ich hätte vermutlich selbst nie begonnen, mich auf die Abgründe unserer Familiengeschichte einzulassen. Bin ich doch mütterlicherseits in einer Familie aufgewachsen, die durch vermeintlich kultiviertes und immerzu harmonisches Verhalten die dunklen Seiten der Vergangenheit zu verbergen verstand. Auch die Ausfälle meiner Mutter, dem „schwarzen Schaf“ unter uns, konnten den Familienkodex nicht ins Wanken bringen. Hanns Ludins von allen geliebte Ehefrau hielt nach dem Krieg nicht nur erfolgreich die Familie zusammen, sondern auch den Mythos vom „guten Nazi“ aufrecht. Erst nachdem die Patriarchin gestorben war, bröckelte der Lack.

Fragen zu stellen war in der Familie meiner Mutter durchaus erlaubt, über die Ludins und ihre Rolle im Dritten Reich wird bis heute so-

gar viel, ja bis zur Erschöpfung diskutiert. Reden bedeutet allerdings nicht immer, auch wirklich alles offenzulegen, es kann vielmehr ebenso dazu benutzt werden, zu verdrängen und zu verschweigen. Das Diktum lautete im Prinzip so: Hanns war ein Märtyrer und seine Witwe, meine Großmutter, eine tapfere Frau voller Anstand und Würde. Solange an dieser Sichtweise nicht gerüttelt wird, darf bei uns eigentlich alles gesagt werden. Wir sind doch alle so gebildet und liberal.

Als Jugendliche bin ich nur selten auf die Idee gekommen, dieses hehre Bildnis zu hinterfragen, um zu begreifen, was es praktisch bedeutet hat, dass mein Großvater Hitlers Gesandter gewesen war. Unbewusst beteiligte ich mich so am kollektiven Verschweigen. Das hatte insbesondere damit zu tun, dass meine psychisch labile Mutter kritische Fragen nicht

ertrug und sich dann schnell in Tränen auflöste. Zwangsläufig musste ich mich „schuldig“ fühlen, wenn ich ihre seelischen Wunden berührte und sie dann zur Flasche griff, um die schmerzhaften Gefühle zu betäuben. Sie hatte das Tabu durch ihr Leiden geschützt. Als sie starb, war ich noch fern davon, mich mit ihrer und folglich auch meiner Geschichte ohne Rücksicht auf die Konsequenzen auseinanderzusetzen. Doch die Vermutung, laut geäußert an ihrem Grab, nahm allmählich konkretere Formen an. Die Hunderte von Briefen, Fotos und Dokumenten, die sie meinem Bruder und mir hinterlassen hatte, verstaute ich zunächst auf dem Dachboden. Ich war noch nicht so weit, die Kisten zu öffnen, der Tod meiner Mutter ging mir noch zu nahe. 2005 kam der Film meines Onkels Malte Ludin heraus: „Zwei oder drei Dinge, die ich von ihm weiß“ – eine atemberaubende und mutige Dokumentation über seinen Vater Hanns und den Umgang unserer Familie mit seiner Rolle im NS-Regime. Obwohl ich im Interview deutlich kritisch Stellung zu meinem Großvater und seiner Rolle bezogen hatte, hatte mein Onkel mich ausschließlich mit Aussagen über das Schicksal meiner Mutter in seinen Film geschnitten. Passten meine Äußerungen etwa nicht in sein Konzept von der angeblich durchgängig verdrängenden Familie Ludin? Oder war das ein versteckter Auftrag, mich mit meiner Mutter zu beschäftigen? Sie tauchte im Film lediglich auf den Fotos auf, die ich zur Verfügung gestellt hatte.

Als sich eine bisweilen giftige Familiendynamik über das so genannte „Machwerk“ Malte Ludins entwickelte und die gewohnte familiäre Harmonie plötzlich in den Hintergrund trat, gab es für mich kein Zurück mehr: Die Zeit oder besser ich war reif, die klaffende Leerstelle in „Zwei oder drei Dinge“, vor allem aber in meiner eigenen Wahrnehmung zu füllen. Ich wollte es nun endlich wissen: Was verbarg sich hinter der Krankheit meiner Mutter, wer waren meine Großeltern wirklich gewesen und nicht zuletzt – wie hatte mich das als Enkelin geprägt? Es begann ein abenteuerlicher Ritt über Stock und Stein – voller Ängste, denn mir war bewusst, dass ich die Zuneigung meiner von mir zuvor noch idealisierten Familie riskierte. Zu manchen Zeiten fühlte ich mich mit dem bedrückenden Stoff so alleine, dass ich befürchtete, ich hätte mich völlig verrannt, vielleicht bildete ich mir alles nur ein? Vielleicht war mein Großvater ja doch unschuldig gewesen, fragte ich mich anfangs oft, und schlimmer noch, vielleicht tat ich meinen Verwandten unrecht, indem ich sie zutiefst verletzte und damit öffentlich bloßstellte? Schließlich ging es für sie um die Liebe zu ihren Eltern, insbesondere aber um die bedingungslose Liebe zu ihrer Mutter. Im Traum tauchte meine Großmutter auf, die, die immer eine meiner wichtigsten Bezugs-

personen gewesen war. Sie seufzte „Ach Kind!“ und sah mich traurig und vorwurfsvoll an. Ich war verwirrt, die Fundamente jener Anteile meiner Identität, die ich über meine Familie definiert hatte, begannen, unter mir wegzubrechen. Doch nachdem ich die Kisten nun einmal geöffnet hatte, gab es für mich kein Zurück mehr. Instinktiv ahnte ich, dass ich auf dem richtigen Weg war. Irgendwann würde dieser Albtraum schon enden.

Die Briefe meiner Mutter, die bis 1946 zurück datierten, waren eine Offenbarung. Ich konnte ihr frühes Leben detailliert rekonstruieren: Was sie in der Nachkriegszeit zum Essen bekam, was sie in der Schule lernte, was sie beschäftigt und erlebte. Die Informationen, die ich in ihren Briefen fand, haben mich erschüttert:

Diese große Einsamkeit und die vielen schmerzhaften Dinge, über die sie nie gesprochen – und über die ich sie nie befragt hatte! Endlich begriff ich, worunter meine Mutter so gelitten hatte, meine Mutter, die mir das Erwachsenwerden durch ihre Depressionen und ihre Sucht so schwer gemacht hatte: Sie war eine Geisel der Familienloyalität gewesen, tief verstrickt in ein Netz von Abwehr und Schweigen. Das half mir, endlich auf einer noch tieferen Ebene um sie zu trauern. Daraufhin öffnete sich für mich auch ein emotionaler Zugang zu den eigentlichen Opfern – den Opfern meines Großvaters, den Opfern der Nationalsozialisten. Das war ein Prozess, in dem das Rationale sich mit dem Emotionalen verband: Ich dachte nicht mehr an die Opfer, ich konnte sie auch fühlen. Empathie für die Opfer der Nazis zu empfinden und auszudrücken gehörte nicht gerade zu dem, was ich in der Familie meiner Mutter gelernt hatte. Damit beschreibe ich einen psychologischen Vorgang, denn es liegt mir fern, das Schicksal meiner Mutter über das der Holocaust-Opfer zu stellen, und ich will es auch nicht gleichsetzen.

Freilich tauchten in ihren Briefen auch die Namen diverser ehemaliger „Kameraden“ meines Großvaters auf, die sich nach dem Krieg um die Witwe Ludin und ihre sechs Kinder gekümmert hatten. Darunter befanden sich diverse Persönlichkeiten des Zeitgeschehens, die sich ihr Leben im Nachkriegsdeutschland wieder fein eingerichtet hatten. Einige ihrer Kinder wurden ebenfalls politisch aktiv, ohne dass von ihnen jemals kritische Reflexionen über die Rolle ihrer Eltern in der NS-Zeit und den Einfluss, den dies auf ihr Leben und ihre Gedanken hatte, bekannt geworden sind. Ist dieses Schweigen von Personen des öffentlichen Lebens in Bezug auf die Gesellschaft verantwortungsvoll? Schließlich handelt es sich hier nicht um abgeschriebene Dissertationen, sondern um ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit.

In diesem Zusammenhang ist bezeichnend, dass der größte Vorwurf, den die Familie meiner Mutter mir machte, lautete, dass ich meine Sicht der Dinge öffentlich gemacht habe: Das hätte man doch alles intern besprechen können. Doch wenn eine Familie nur eine Perspektive gelten lässt und andere Sichtweisen ausgrenzt, kommt sie inhaltlich nicht weiter; das dominante Narrativ wird sich immer durchsetzen. Und gerade weil die meisten Familien meinen, alles hinter verschlossenen Türen verhandeln zu müssen – wo freilich die familiären Machtverhältnisse weiter ausagiert werden –, gibt es keinen nachhaltigen öffentlichen Diskurs, der den Vertretern des „Schlussstriches“ den Boden entziehen könnte.

Akademisch und politisch ist in Deutschland viel bearbeitet worden, biographisch im Sinne der Aufarbeitung in der eigenen Familie jedoch nicht. Die Täter bleiben deshalb immer die Anderen. Eine wirkliche gesellschaftliche Auseinandersetzung mit der NS-Geschichte hat insofern aus meiner Sicht bis heute nur ansatzweise stattgefunden. Das ist teilweise verständlich, denn es tut eben dort besonders weh, wo es um die eigene Familie geht. Doch wenn Liebe bedeutet, zu Komplizen zu werden und neue Opfer zu schaffen, verdient sie diesen Namen nicht. Das Verschweigen hatte in Deutschland anfänglich natürlich eine nützliche Funktion – um im Angesicht der Verbrechen der Väter bzw. der Feigheit der Väter und Mütter überhaupt gut leben zu können. Wird das allerdings zu lange aufrechterhalten, zum Familienrepertoire und zum unausgesprochenen gesellschaftlichen Konsens, resultieren daraus ernsthaftige Probleme. Grölende und demontierende Neonazis sind nur der verlängerte Arm der intellektuellen Wegbereiter, die die Werte einer Gesellschaft Schritt für Schritt negativ verändern, so dass Feindbilder und Ausgrenzungen von der Mehrheit als akzeptabel, ja geradezu als notwendig, empfunden werden. Die Folgen zeigen sich heute zum Beispiel an Debatten mit und um den ehemaligen Bundesbanker Thilo Sarrazin und dessen Ansichten über Muslime. Heißt es hier nicht pauschal, es gelte die Freiheit der (nicht-muslimischen) Deutschen gegen die Rückständigkeit und Gewaltbereitschaft der Muslime zu verteidigen? Und das am besten, indem man die Geschichte auf den Kopf stellt und die christlich-jüdischen Beziehungen zum Leitbild erklärt? Was auf die Familie zutrifft, gilt eben auch für gesellschaftliche Dynamiken: Hinter dem Schleier von Bildung und Liberalität lässt sich eine düstere Agenda besonders gut verbergen. Der Antisemitismus ist von den Stereotypen über Muslime fast überholt worden.

Nachdem mein Buch „Schweigen tut weh. Eine deutsche Familiengeschichte“ 2007 herausgekommen war, war es also kaum verwunderlich, dass ich trotz aller Medienaufmerksamkeit und unzähliger solidarischer Leserbriefe auch auf massiven Widerstand stieß. Es gab und gibt viele Intellektuelle, die in ihren Berufen zwar Aufklärung betreiben, den biographischen Ansatz

der Geschichtsbearbeitung jedoch als „Betroffenheitsliteratur“ abtun; die meinen, es sei voyeuristisch, das Innerste einer Familie nach außen zu kehren, gleichgültig, ob das gesellschaftspolitisch wichtig ist. Sie entledigen das Private damit seiner politischen Bedeutung. Es fällt auf, dass die Verstrickungen vieler Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens in das NS-System, sei es in der ersten oder zweiten Generation, erst in späten Jahren von Dritten aufgedeckt wurden.

Der verstorbene israelische Psychologe Dan Bar-On hatte mich einst ermutigt - es werde Menschen geben, die sich wegen meiner Arbeit von mir abwenden würden, stattdessen würde ich aber Unterstützung von ganz unerwarteter Seite bekommen. Er hatte Recht. Das gilt nicht zuletzt für die Kinder und Enkel der Opfer, von denen sich viele in einen aufrichtigen Dialog mit mir begeben haben. Ich habe die Karten offen auf den Tisch gelegt, und das erzeugt das Vertrauen, dass ich im Diskurs keine versteckten Motive - wie etwa den Schutz der Vorfahren - verfolge; diese Erfahrung mache ich auch immer wieder mit meinen israelischen Gesprächspartnern. Gerade diejenigen spüren das deutlich, die sonst so oft durch das Schweigen der Täter und ihrer Nachkommen doppelt getroffen sind. Einige Kinder und Enkel von Überlebenden haben mir bedeutet, dass es für sie „eine Genugtuung“ bedeute zu erkennen, dass nicht allein die Opfer der Nazis nach dem Krieg gelitten haben, sondern dass auch die Kinder und Enkel der Täter psychisch geschädigt wurden und keineswegs bequem weiterleben können. Gewiss, niemand sollte sich über das Leid anderer freuen. Jedoch anzuerkennen, dass beide Seiten mit der Vergangenheit zu kämpfen haben, kann auch versöhnliche Aspekte haben. Deutlich muss freilich sein, dass das Leid der Opfer- und das Leiden der Täter-nachkommen weder vergleichbar sind noch gleichgesetzt werden können. „Mein Respekt und meine Bewunderung haben nichts damit zu tun, dass die Nazis auch ihren Kindern und Enkeln geschadet haben“, sagt die Auschwitz-Überlebende und Psychoanalytikerin Anna Ornstein aus den USA. Dass auch die Nachkommen unter der Vergangenheit litten, sei kein Trost für das, was den Opfern angetan worden ist. „Ich bin dir und allen anderen aber dankbar, dass ihr das Schweigen der deutschen Bevölkerung in diesen schrecklichen Jahren nach dem Krieg korrigiert habt. Jetzt kann uns endlich jemand hören.“ Ornstein, die aus Ungarn stammt und in ihrem bewegenden Buch „Das Apfelgehäuse“ ihre Erlebnisse während des Überlebens im Zweiten Weltkrieg aufgeschrieben hat, empfindet es so, „dass die deutsche Regierung für die Opfer zwar ihr Bestes getan hat, das jedoch nicht dasselbe ist wie wenn die Familien der Täter deren enorme Verbrechen anerkennen“.

Nachdem ich bereit war, meine Familiengeschichte aufzuschreiben und zu zeigen, welche Folgen es über mehrere Generationen hinweg hat, wenn eine Familie die Verbrechen ihrer Angehörigen

negiert, haben sich auch viele Freunde, Leser und Zuhörer getraut, mir - manchmal sogar vor einem großen Publikum - ihre Geschichten zu erzählen. Diese sind im Grunde nicht viel anders als die meiner Familie: Das Verdrängen gab und gibt es überall. Es ist nach wie vor empörend zu sehen, wie viele Eltern ihr Schweigen nie gebrochen und ihren Kindern und deren Nachfahren damit die Wahrheit vorenthalten haben. Manchmal haben aber auch die Kinder versucht zu verhindern, dass ihre Eltern sprechen, um den Scham- und Schuldgefühlen keinen Raum und niemandem eine Angriffsfläche zu bieten.

Auf Lesungen werde ich oft gefragt, ob ich mich mit dem Aufschreiben meiner Geschichte denn nun befreit hätte? Am Anfang meiner Annäherung an die Vergangenheit habe ich vielleicht noch geglaubt, es gebe so etwas wie eine Erleichterung von den Lasten, die wir seit Generationen tragen. Dieser Ansicht bin ich schon lange nicht mehr. Von seiner Vergangenheit kann man sich nicht befreien, sie reist im Gepäck des Lebens mit. Je mehr man sich darauf einlässt und sich dem Horror der Nazi-Zeit öffnet, umso schwerer kann diese Last werden, allzumal wenn eigene Verwandte direkt oder indirekt am Morden beteiligt waren. War mein Großvater damals noch eine emotional für mich völlig fremde Person, eine neutrale Figur aus einem Geschichtsbuch, so ist er mir im Laufe meiner Auseinandersetzung schmerzlicher näher gerückt. Er ist mein Großvater, und ich bin als Enkelin mit seinem schrecklichen Erbe konfrontiert. Wäre er nicht erhängt worden, hätte ich als Kind gewiss geborgen und fröhlich auf seinem Schoss gesessen - hätte ich es dann später geschafft, ihn mit seiner Vergangenheit zu konfrontieren? Seine Frau, meine Großmutter, sehe ich heute neben allem Schönen und Liebenswürdigen auch mit ihren Schattenseiten:

Es macht mich fassungslos, dass sie ihren Mann und das Nazi-System aktiv unterstützt hat. Diese Ambivalenz ist schon für mich als Enkelin kaum zu ertragen - wie muss es sich also für die Kinder dieser Eltern anfühlen? Befreiend ist es allerdings, dass ich nicht mehr im Dunkeln tappe und da rüber rätseln muss, mit welchen unbekanntem Mächten ich es zu tun habe, die psychologisch in die Gegenwart und mein persönliches Dasein wirken. Es macht grundsätzlich weniger Angst,



Alexandra Senfft ist Autorin und Publizistin. Veröffentlichungen u. a. „Schweigen tut weh. Eine deutsche Familiengeschichte“ (2007); „Fremder Feind, so nah. Begegnungen mit Palästinensern und Israelis“ (2009). www.alexandra-senfft.de

seinen Feind zu kennen, als ihn in der Phantasie zu formen und ihn unter Umständen dadurch erst übermächtig werden zu lassen. Sich der „Last des Schweigens“ (Bar-On) zu entledigen, setzt positive Lebensenergien frei, denn es kostet viel Kraft, die Abwehr aufrechtzuerhalten. Meine Mutter, der die Wahrheit über die Taten ihres Vaters zeit ihres Lebens unzugänglich blieb, litt so sehr unter dieser unbegreiflichen, unbenennbaren Bedrohung, dass sie kaum lebensfähig war. Einen positiven Beitrag zur Gesellschaft konnte sie trotz ihres Potentials deshalb fast nicht leisten.

Meine Kinder werden die Schrecken der deutschen Geschichte eher begreifen, wenn ich ihnen von den Taten ihrer Vorfahren in diesen grauenhaften Zeiten erzähle. Ein Fakten referierendes Geschichtsbuch ist notwendig und leistet viel Gutes, aber wirklichen Kontakt kann es nicht herstellen und so auch die Erinnerung nur begrenzt lebendig halten. Bald endet die Möglichkeit, Zeitzeugen nach ihren Erinnerungen zu fragen. Ohne Erinnerung, ohne persönlichen Bezug, wird die Vergangenheit jedoch zur Geschichte. Deren Bedeutung für die Gegenwart und die Zukunft ist den folgenden Generationen dann nur noch schwer zu vermitteln. Es geht also darum, die Vergangenheit spürbar zu machen. Die persönliche Ebene ist der Ort, an dem wir auch emotional berührt werden, an dem erst die Bereitschaft zu wirklichem Dialog entstehen kann. Insofern halte ich es mit Dan Bar-On: „Erzähl dein Leben!“ Im Übrigen scheint es mir geboten, dass auch die akademischen Disziplinen sich intensiv austauschen, anstatt ihre meist übliche Monopolisierung bestimmter Themen weiterzuführen.

Der unermüdliche Friedensarbeiter Bar-On hat stets gesagt, nur wer einen Monolog geführt und sich mit seiner eigenen Identität auseinandergesetzt hat, könne auch einen Dialog führen. Dialoge sind es, die wir in unserer Gesellschaft dringend brauchen, um für die überall notwendige Verständigung zu arbeiten. Nur so kann neuen Verbrechen vorgebeugt, nur so können Rassismus, Antisemitismus und Muslimfeindschaft, auch Islamophobie genannt, bekämpft werden. Nein, von der Vergangenheit kann man sich nicht „befreien“. Und das ist auch gut so. ■

Mit freundlicher Genehmigung
Psychoanalyse, 2012, Heft 1 (28), 137-143



„Zur Bedeutung des Erinnerens für die heutige Gesellschaft“

TEXT ■ DR. HANS-JOCHEN VOGEL

1 Mir liegt das Thema als Gründungsvorsitzender der Vereinigung „Gegen Vergessen - Für Demokratie“ und darüber hinaus auch persönlich ganz besonders am Herzen. Zähle ich doch zu der geringer werdenden Zahl von Angehörigen der älteren Generation, die die Zeit zwischen 1933 und 1945 noch als Kinder und als Jugendliche - ich war 1933 sieben Jahre alt - miterlebt haben. Und die sich deshalb fragen müssen, ob sie nicht auch als Jugendliche schon das Verbrecherische des Regimes hätten erkennen und daraus Konsequenzen hätten ziehen können -, so, wie es die Geschwister Scholl beispielhaft getan haben. Nicht zuletzt aufgrund dieser meiner eigenen Lebensgeschichte bewegt mich das „Nie wieder“, das „Nicht noch einmal“ immer wieder auf's Neue. Und es hat mich auch in all den öffentlichen Funktionen bewegt, die ich inne hatte.

2 Ich sprach soeben bereits vom Erinnerung. Aber was heißt denn eigentlich „erinnern“? Landläufig wird es als Wiederhervorbringen eines Bewusstseinsinhalts durch das Gedächtnis definiert. Und das Gedächtnis seinerseits als die Fähigkeit zur Reproduktion früherer Erlebnisse im Bewusstsein. Das sind wissenschaftlich korrekte, aber wertfreie Erklärungen. Die soziale Bedeutung des Erinnerung bringt uns ein Satz des großen amerikanischen Literaten und Philosophen George Santayana näher. Er lautet: „Wer sich nicht an die Vergangenheit erinnern kann, ist dazu verdammt, sie zu wiederholen“. Schlichter drückt es die alte Volksweisheit aus, dass - nur? - das gebrannte Kind das Feuer scheut, das heißt aber das Kind, das sich noch an die unerfreuliche, zumeist erschreckende Erfahrung mit dem Feuer erinnert. Der Gedanke findet sich übrigens auch im vierten Flugblatt

der „Weißen Rose“. Darin heißt es gleich zu Beginn unter Anspielung auf die sich schon im Herbst 1942 verschlechternde Kriegslage: „Es ist eine alte Weisheit, die man Kindern immer wieder aufs Neue predigt, dass, wer nicht hören will, fühlen muss. Ein kluges Kind wird sich aber die Finger nur einmal am heißen Ofen verbrennen“. In diesen Erkenntnissen klingt schon etwas vom Wert des Erinnerung an. Und in der Tat. Was wäre der Mensch, wenn er die Fähigkeit des Erinnerung nicht besäße? An Geschehnisse, die er selbst erlebt hat, aber auch an Dinge, die vor seiner Lebenszeit geschehen sind? Und was wäre ein Volk ohne seine Sprache, seine Überlieferungen und seine Literatur, in die ja über Jahrhunderte, ja über Jahrtausende hinweg eine Fülle früheren Geschehens und Denkens Eingang gefunden haben?

Oder die Menschheit, wenn ihr das kollektive Gedächtnis an das Vergangene und das Vorvergan-

gene abhanden käme? Wenn also die Fähigkeit, das, was in das kollektive Gedächtnis eingegangen ist, zu reproduzieren, wieder hervorzubringen, erlöschen würde?

Gedenken und Erinnern hat also etwas mit Orientierung zu tun. Im Sinne des Wissens, woher man kommt. Und nur, wer weiß, woher er kommt – so sagt eine andere Weisheit –, weiß, wo er sich befindet und wohin sein Weg führt. Aber auch im Sinne der Differenzierung und des Bewertens. Also der Folgerung für das eigene Tun und Unterlassen. Wer auf diese Orientierung verzichtet, reagiert stets nur aus dem Augenblick heraus, bestenfalls instinktiv. Er gleicht einem Schiff, das ziel- und steuerlos auf dem Meer umhertreibt. Genau das hat Goethe auf seine Weise so ausgedrückt: „Wer nicht von dreitausend Jahren sich weiß Rechenschaft zu geben, / Bleibt im Dunkeln, unerfahren, / Mag von Tag zu Tage leben“. Das gilt für die individuelle Erinnerung ebenso wie für die kollektive Erinnerung, an der der Einzelne kraft seiner Zugehörigkeit zu einer Personengemeinschaft, sei es eine Familie, ein Volksstamm, ein Volk, eine Nation oder die Menschheit, partizipiert oder doch nach dem Maß seiner Bildung, seiner Erziehung und seiner eigenen Anstrengungen partizipieren könnte. Ohne Erinnerung, ohne Inanspruchnahme des kollektiven Gedächtnisses wird es auch dem Einzelnen nicht gelingen, seine Persönlichkeit zu gestalten und aus einem Individuum zu einer Individualität zu werden. Und auch eine Nation wird ihre Zukunft nicht in akzeptabler Weise gestalten können, wenn sie nur im Heute lebt und sich nicht ihrer Vergangenheit, ihrer Geschichte erinnert und sich nicht mit ihr auseinandersetzt.

Das sind generelle Erwägungen. Sie gelten für die guten wie für die schlechten Erfahrungen eines Individuums. Und sie gelten ebenso für die hellen und strahlenden Kapitel wie für die dunklen und finsternen Phasen unserer Geschichte. Kein Kapitel und keine Phase darf ausgeblendet werden. Natürlich auch die guten Abschnitte nicht, in denen von Deutschland Frieden, Verständigung und Fortschritt, insbesondere geistige, wirtschaftliche und kulturelle Fortschritte, ausgegangen sind. Ja, wir dürfen uns sogar über solche Abschnitte freuen und Freude auch über die Nachkriegsgeschichte unseres Landes empfinden. Denn sie war eine Erfolgsgeschichte besonderer Art, die so am Tage des Kriegsendes im Mai 1945 wohl keiner vorausgesehen hat. Eine Erfolgsgeschichte übrigens auch deshalb, weil Folgerungen aus der vorausgegangenen Katastrophe gezogen wurden. Da verweise ich nur auf das Grundgesetz, dessen Wertordnung eine eindeutige Antwort auf die Ideologie des sogenannten tausendjährigen Reiches gab.

3 Die Bedeutung des Erinnerns für die heutige Gesellschaft ließe sich nun an vielen konkreten Beispielen erläutern. An solchen, in denen sich Fehlentwicklungen ergaben, weil sie sich nicht erinnerte. Und an solche, in denen die richtigen Ent-

scheidungen getroffen wurden, weil man sich erinnerte.

Heute soll vom dunkelsten Kapitel unserer Geschichte die Rede sein. Und eben dies war und ist die Zeit des NS-Gewaltregimes, auf die ich mich deshalb im Folgenden konzentrieren will. Sich an sie zu erinnern heißt, sich mit den Verbrechen, den Tätern und den Opfern der NS-Gewaltherrschaft, dem Widerstand, der dieser Gewaltherrschaft geleistet wurde, aber auch mit den Ursachen zu beschäftigen, die zu dieser Katastrophe geführt haben. Es würde den zeitlichen Rahmen sprengen, wenn ich alle diese Bereiche näher untersuchen wollte. Ich beschränke mich deshalb hinsichtlich der Verbrechen auf die Erwähnung von zwei Fakten, die die ganze Monströsität dieser Verbrechen besonders deutlich werden lassen. Das ist einmal die Tatsache, dass von den sechs Millionen Opfern des Holocaust eine Million Kinder unter vierzehn Jahren – also auch Säuglinge und Kleinkinder – waren. Und zum anderen der wenig bekannte Umstand, dass von den 5,2 Millionen deutschen Soldaten, die im Zweiten Weltkrieg ihr Leben verloren haben, über die Hälfte erst nach dem 20. Juli 1944 gefallen ist. Sie wurden geopfert, um das Leben des Tyrannen erst um Monate, dann um Wochen und schließlich noch um ein paar Tage zu verlängern.

Außerdem rufe ich stichwortartig die Ursachen in Erinnerung, die zur Katastrophe geführt haben. Einigen genügt da als Antwort der Hinweis auf den Versailler Vertrag, auf die damalige Weltwirtschaftskrise und die Massenarbeitslosigkeit oder auf die Angst vor dem Bolschewismus sowie der Vorwurf, dass die westlichen Demokratien Hitler zu spät entgegengetreten seien und ihm zu lange freie Hand gelassen hätten. Jeder dieser Punkte hat sicherlich für den Aufstieg Hitlers eine Rolle gespielt. Für die Erklärung des Ganzen, vor allem dessen, was nach der Machtübernahme geschah, reichen sie keinesfalls. Im Gegenteil: Sie führen, für sich allein genommen, in die Irre, weil sie das Spezifische der Entwicklung, insbesondere das Spezifische des geistig-moralischen Nährbodens für diese Entwicklung außer acht lassen. Nein – wesentliche Wurzeln reichen viel weiter zurück. Von ihnen nenne ich

■ die Verherrlichung des Krieges als eine Bedingung, ja als eine Notwendigkeit „existentieller Menschheitsverwirklichung“, wie sie beileibe nicht erst nach 1933 von nicht wenigen renommierten Philosophen und Erziehungswissenschaftlern propagiert wurde.

■ den gerade auch auf christlichen Traditionen beruhenden, teils latenten, teils ganz offenen Antisemitismus, den es schon im späten 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts gab und der in bestimmten Gebieten und in bestimmten Schichten lange vor den Anfän-

gen des Nationalsozialismus wirksam wurde. Aus ihnen erwuchs dann die nationalsozialistische Rassenideologie, die mit dem fundamentalen Prinzip der Gleichberechtigung aller Menschen brach und mit der Unterscheidung zwischen Herrenmenschen und Untermenschen den so Klassifizierten die Menschenwürde und das Lebensrecht nahm und auf diese Weise ihrer Auslöschung den Weg bereitete. Das ist die Ideologie, aus der auch die „Euthanasie“ und die Zwangssterilisation hergeleitet wurde. Ich nenne weiter

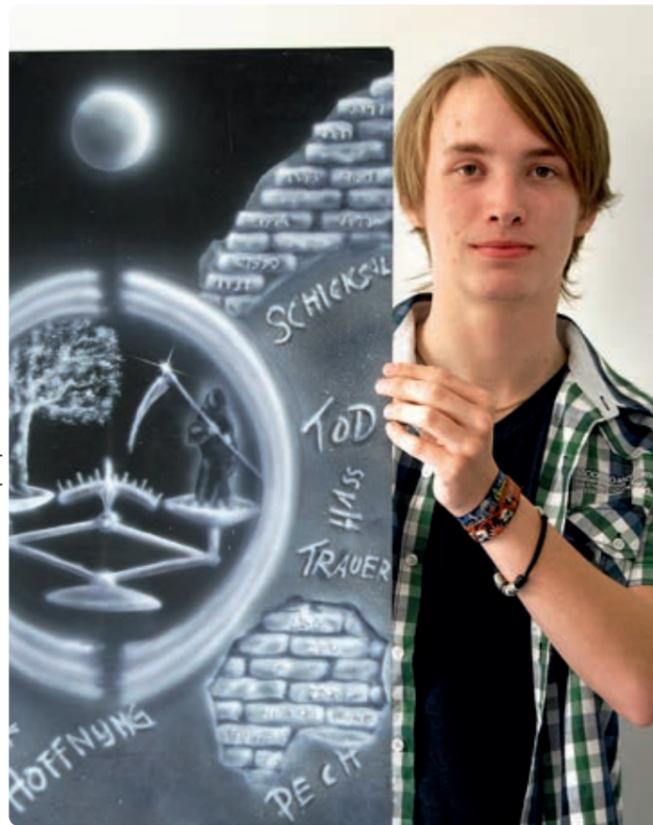
■ die ablehnende Haltung gegenüber der Demokratie und der Republik von Weimar, vor allem im Lager der deutschen Rechten. Eine Ablehnung, die bald in offene Feindseligkeit überging und sich gegenüber der Republik und der sie vor allem tragenden Sozialdemokratie auch in der bezeichnenden Schmähung als „Judenrepublik“ und als „verjudete Partei der Novemberverbrecher“ äußerte. Dann

■ die Spaltung der Arbeiterbewegung und die intransigente, demokratiefeindliche Haltung der Kommunisten, die auf Stalins Geheiß Anfang der dreißiger Jahre nicht den Nationalsozialismus, sondern die Sozialdemokratie als Hauptfeind bekämpften. Und schließlich – die obrigkeitstaatliche Tradition aus der Zeit des Kaiserreichs, der Gehorsam als eine absolute Tugend und Zivilcourage eher als etwas Undeutsches erschien.

4 Warum sollen wir uns, warum soll sich die heutige Gesellschaft an all' das erinnern? Warum soll es auch im Bewusstsein derer lebendig bleiben, die erst Jahrzehnte nach dem damaligen Geschehen geboren worden sind? Manche meinen ja, es sei Zeit, einen Schlussstrich zu ziehen und die Vergangenheit zu historisieren, also künftig allein der Wissenschaft zu überlassen. Schließlich seien wir heute ein normales Volk.

Dem widerspreche ich nachdrücklich. Natürlich sind wir heute ein „normales“ Volk wie andere auch und haben kein Bedürfnis mehr nach deutschen „Sonderwegen“ unseiliger Angedenkens. Es wäre jedoch völlig anormal, wenn sich ein normales Volk nicht mehr an die furchtbare Katastrophe erinnern wollte, die vor einem Menschenalter von ihm seinen Ausgang nahm und am Ende mit großer Härte – ich erinnere nur an den Luftkrieg und an die Vertreibung von über zehn Millionen Deutschen aus ihrer damaligen Heimat – auf es selbst zurückschlug.

Nein! – wir sollen uns und die Nachfolgenden erinnern, weil diejenigen, die nicht wissen, wie leicht Menschen sich verführen oder zumindest zur Passivität bringen lassen, die nicht wissen, wessen Menschen in ihrem Fanatismus und in ihrer Mordlust fähig sind, diejenigen, die auch die Warnzeichen nicht erkennen, die auf drohendes Unheil hinweisen, neuerlichen Gefahren gegenüber weniger



wachsam und weniger widerstandsfähig sind als diejenigen, denen die Verbrechen der Vergangenheit und die Katastrophen unserer jüngeren Geschichte vor Augen stehen. Gewiss: Auch wer von all dem nie irgendetwas gehört hat, könnte und sollte erkennen, wohin es führt, wenn die Menschenwürde und die Verbindlichkeit von Grundwerten gelegentlich wird und sich Menschen in gotteslästerlicher Weise für allmächtig erklären. Aber in den Endjahren der Republik von Weimar hat dies Vermögen, das den Menschen eingegeben sein sollte, eben nicht ausgereicht. Und als Hitler – von Reichspräsident von Hindenburg zum Reichskanzler ernannt – daranging, seine Diktatur aufzurichten, als breiter Widerstand geboten gewesen wäre, erst recht nicht. Die Nachgeborenen könnten der Einsicht und der Entschlossenheit, dieser Einsicht gemäß zu handeln – wenn auch aus anderen Gründen – vielleicht ebenso ermangeln, wenn ihnen das Wissen über die Katastrophe ihrer Vorfahren verloren geht. Wenn ihnen nicht vor Augen steht, dass es sich dabei – um mit Jakob Burckhardt zu sprechen – um Grundfragen des Menschseins handelt. Erinnern in diesem Sinne heißt also – und das hat kein Geringerer als Gotthold Ephraim Lessing schon vor über 200 Jahren so formuliert – nicht das Gedächtnis zu belasten, sondern den Verstand zu erleuchten! Nun könnte einer sagen: So etwas kann sich doch nicht wiederholen. Das ist doch ein für allemal vorbei. Ich bin mir da nicht so sicher. Denn es gibt ja durchaus Warnzeichen verschiedenster Art. Rechtsextremistische Aktivitäten etwa, die mehr oder weniger offen an

NS-Parolen und -Ideologien anknüpfen. Dazu gehört eine hasserfüllte Fremdenfeindlichkeit, die mit der Behauptung geschürt wird, an allen angeblichen oder tatsächlichen Schwierigkeiten unseres Gemeinwesens seien hauptsächlich Ausländer und unter ihnen vor allem die Muslime schuld, die uns islamisieren und Deutschland überhaupt abschaffen wollten. Das sind übrigens Vorstellungen, die sich auch in der Gedankenwelt des Osloer Attentäters finden.

Gewiss: Es wird keine einfache Kopie, keinen Reprint des Tausendjährigen Reiches und seines Zustandekommens geben. Das meint auch Santayana nicht, wenn er davon spricht, dass derjenige, der das Vergangene vergesse, dazu verurteilt sei, es ein zweites mal zu erleben. Doch wozu würde alles Erinnern taugen, wenn es uns nicht mit der Erkenntnis wappnet, dass sich wiederholen kann, was schon einmal geschah? Dass sich jedenfalls bestimmte Prozesse wiederholen, dass Dämme ein weiteres mal brechen könnten – etwa durch den Missbrauch neuer Erfindungen und Technologien oder die Verabsolutierung des ökonomischen Prinzips. Oder durch einen sich ins Extreme steigenden Terrorismus. Denn die Flut, die uns ins Verderben riss, war kein Naturereignis, sondern sie war von Menschen gemacht. Und auch eine neue Flut wäre Menschenwerk. Werk derer, die handeln, und ebenso derer, die untätig und gleichgültig beiseite stehen.

Es muss aber nicht nur erinnert, es muss auch gehandelt werden. Gefordert ist der Staat und das Gemeinwesen mit all' seinen Institutionen, Einrichtungen und Verbänden insgesamt. Sie müssen die Erinnerungs- und Gedenkarbeit fortsetzen und in einer Phase erneuern, in der die Zeitzeugen dahingehen. Sie müssen den neuen extremistischen Aktivitäten entgegenreten. Und sie müssen die Mitverantwortung ihrer Mitglieder zum Gegenstand intensiver Diskussionen machen. Gefordert sind schließlich alle Mitbürgerinnen und Mitbürger. Noch immer steht nämlich ein nicht geringer Teil unserer Gesellschaft rechtsextremistischen Aktivitäten und antisemitischen Parolen zwar ablehnend, aber dennoch eher passiv gegenüber. Deshalb richtet sich der Appell an alle. Seht nicht weg, wenn der Ungeist von neuem sein Haupt erhebt, zuckt nicht mit den Achseln, wenn Mitmenschen beleidigt, bedroht oder geschlagen werden, verschließt nicht eure Ohren, wenn am Stammtisch oder sonstwo schlimme Sprüche gedroschen werden, sondern widersteht, widerspricht und bringt euch ein, um rechtzeitig Unheil vorzubeugen. Denn die Republik von Weimar ist letzten Endes deshalb zugrunde gegangen, weil es nicht mehr genug Demokratinnen und Demokraten gab, die sie verteidigten. Aber das ist nicht genug. Andere aufzufor-

dern, etwas zu tun, ist das eine. Selber etwas zu tun, ist das andere – und es ist mindestens ebenso wichtig. Die Zahl derer, die sich aus eigener Einsicht und eigenem Entschluss in den verschiedensten Initiativen engagieren, ist gewachsen. Über 2.100 Männer und Frauen tun es inzwischen in der Vereinigung „Gegen Vergessen – Für Demokratie“. Diese Vereinigung trat im April 1993 ins Leben, um dem Abreißen des Gedächtnisses an die jüngere Vergangenheit infolge des allmählichen Dahingehens der Zeitzeugen entgegenzuwirken und um auf diedamals aufbrandende Welle der rechtsextremistischen Gewalt eine konkrete Antwort zu geben. Ein Kernprinzip ihrer Arbeit war und ist von Anfang an, daß für ihre Aktivität Parteigrenzen ebensowenig eine Rolle spielen wie andere Unterschiede oder Gegensätze, die Menschen sonst trennen mögen. Denn – und nun spreche ich als Gründungsvorsitzender dieses Zusammenschlusses – es geht uns nicht um Einzelinteressen oder Gruppeninteressen. Es geht uns um die Bewahrung und Verteidigung dessen, worauf unser Gemeinwesen insgesamt beruht. Und auch um den Beweis, dass die Menschen selbst in einer Zeit, in der auf einzelnen Gebieten lautstarke Konfrontationen ausgetragen werden, zu einer solchen Gemeinsamkeit fähig sind. Niemand geriert sich dabei als Repräsentant einer Partei oder einer Gruppe. Wenn über richtig oder falsch diskutiert, ja auch gestritten wird, dann geschieht das stets im Bewußtsein individueller Verantwortung, aber auch des Grundkonsenses, der uns eint. ■



© Ads / Friedrich-Ebert-Stiftung

Dr. Hans-Jochen Vogel,

geboren 3. Februar 1926 in Göttingen. Nach der Promotion und der Juristischen Staatsprüfung war er im bayerischen Justizministerium. 1960 Oberbürgermeister der Landeshauptstadt München. Von 1972-1981 und von 1983-1991 gehörte er dem Deutschen Bundestag an, seit 1983 als Vorsitzender der SPD-Fraktion. Von 1972 an war Vogel Bundesminister für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau, von 1974-1981 Bundesminister der Justiz. 1981 war er Regierender Bürgermeister von Berlin, anschließend bis 1983 Vorsitzender der SPD-Fraktion im Abgeordnetenhaus von Berlin. 1983 trat er als Kanzlerkandidat für die SPD an. Von 1987 bis 1991 amtierte Vogel als Nachfolger Willy Brandts als Vorsitzender der SPD. Von 1993-2000 war er Gründungsvorsitzender von Gegen Vergessen – Für Demokratie und ist heute noch Mitglied des Kuratoriums des NS-Dokumentationszentrums München.

Bertold Brecht

Fragen eines lesenden Arbeiters

Wer baute das siebentorige Theben?
In den Büchern stehen die Namen von Königen.
Haben die Könige die Felsbrocken herbeigeschleppt?
Und das mehrmals zerstörte Babylon,
Wer baute es so viele Male auf? In welchen Häusern
Des goldstrahlenden Lima wohnten die Bauleute?
Wohin gingen an dem Abend,
wo die chinesische Mauer fertig war,
Die Maurer? Das große Rom
Ist voll von Triumphbögen. Über wen
Triumphierten die Cäsaren?
Hatte das vielbesungene Byzanz
Nur Paläste für seine Bewohner?
Selbst in dem sagenhaften Atlantis
Brüllten doch in der Nacht,
wo das Meer es verschlang,
die Ersauften nach ihren Sklaven.

Der junge Alexander eroberte Indien.
Er allein?

Cäsar schlug die Gallier.
Hatte er nicht wenigstens einen Koch bei sich?
Philipp von Spanien weinte, als seine Flotte
Untergegangen war. Weinte sonst niemand?
Friedrich der Zweite siegte
im Siebenjährigen Krieg. Wer
Siegte außer ihm?

Jede Seite ein Sieg.
Wer kochte den Siegeschmaus?
Alle zehn Jahre ein großer Mann.
Wer bezahlte die Spesen?

So viele Berichte,
So viele Fragen.

Mit freundlicher Genehmigung: Bertold-Brecht-Erben/Suhrkamp Verlag 1988



ZWISCHEN SCHULD UND SCHAM, URTEIL UND VORURTEIL

TEXT ■ DR. WOLFGANG GEIGER

Die an den Schulen und im öffentlichen Raum institutionalisierte Erinnerung anlässlich der Jahrestage rund um die zwölf Jahre des Nationalsozialismus wird von Schülern häufig als erzwungene Implikation in eine Problematik von Schuld und Sühne verstanden, die sie wohl erkennen und anerkennen, aber nicht als die ihre, sondern die ihrer Vorfahren. So stellt sich die Frage, was kollektive Erinnerung heute ist und sein kann. Oder, anders gefragt: Wie sticht sie der „Stachel der Erinnerung“? „Stolpern“ die heute Achtzehnjährigen über Stolpersteine an ihrem Ort?

„1945 ist die deutsche Schuld zu Ende“ meinte einmal einer meiner Schüler in der 13, allerdings nicht direkt zum Thema Nationalsozialismus, sondern an der Stelle, wo ich im Geschichtsunterricht zum Schluss, nach dem schriftlichen Abitur und vor dem Mündlichen, noch einen Blick auf die historischen Wurzeln des Nahostkonflikts werfe. Er brachte damit auf gewiss geniale Weise auf den Punkt, was, so ist zu vermuten, viele so oder so ähnlich denken, aber nicht zu sagen wagen. Und ich bekäme so ein „coming out“ auch nie zu hören, wenn ich nicht im Unterricht einer Freiraum dafür bieten würde. Dieser Freiraum ist ein Raum der Befreiung von der vermeintlichen „political correctness“, die die Schüler im Umgang mit der jüdischen Geschichte und speziell mit Nationalsozialismus und Holocaust empfinden. Auch in früheren Jahrgangsstufen „provokiere“ ich die Schüler zu äußern, was sie denken – oder vielmehr, worüber sie bisher eher nicht nachgedacht haben. Wenn solch ein Nachdenken nach meiner Provokation beginnen würde, wäre ihr Zweck erfüllt. *Provocare* heißt ja wörtlich soviel wie „herausrufen“ und dies tue ich bereits, indem ich – so gut es geht – jüdische Geschichte anders thematisiere, als es die Geschichtslehrbücher tun, und indem ich jüdische Geschich-

te überhaupt zum Thema mache und zwar auch unabhängig vom Holocaust. Ja, es gab eine jüdische Geschichte vor dem Holocaust und diese Geschichte war keine Vorgeschichte des Holocaust (im Sinne einer zwangsläufig dort hinführenden Geschichte), so wie es auch eine jüdische Geschichte nach dem Holocaust gibt, die dann allerdings zwangsläufig eine Nachgeschichte des Holocaust ist.

1. „1945 ist die deutsche Schuld zu Ende“

„1945 ist die deutsche Schuld zu Ende“. Dieser Satz offenbart ja ungewollt, also unbewusst, dass in Wirklichkeit das Gegenteil zutrifft. Mit diesem Abgrenzungswunsch tritt nämlich das Problem zu Tage, das man mit dieser Schuld hat, weil man sie eingrenzen will, weil man sie historisieren will. Das „Ende der Schuld“ bedeutete für jenen Schüler, man dürfe zur Geschichte nach 1945 das tun, was vorher tabuisiert war: nämlich die Juden (ja, durchaus „die Juden“) kritisieren. Dabei wird dieses Tabu für vor 1945 gar nicht als solches in Frage gestellt und entspringt auch in den Augen der Schüler, wie mir scheint, keiner als künstlich empfundenen „political correctness“, sondern vielmehr einem realen kollektiven schlechten Gewissen. „Die Schuld ist zu Ende“ heißt ja auch: es hat sie gegeben. Und diese Schuld war angesichts des ihr zugrunde liegenden Verbrechens so groß, dass sich jede Diskussion darüber verbietet. Aber dieses Tabu und dieses schlechte Gewissen – und damit auch diese Schuld? – können kompensiert werden, so die dahinter stehende Logik, weil die Geschichte selbst vermeintlich kompensiert: Die Juden täten den Palästinensern an, was vorher ihnen geschehen sei. Parallelen zum Ghetto für die Palästinenser sind ja überall verbreitete

Vergleiche, auch in Kreisen unserer Gesellschaft, in denen man es nicht vermutet hätte. Aus dieser Analogie in zunächst antinazistischer Perspektive – „Ich verurteile das Ghetto hinter der Mauer in den Palästinensergebieten, weil auch das Ghetto in Warschau und Lodz unmenschlich war“ usw. – entsteht dann jedoch oft und oft sehr schnell ein fließender Übergang zum NS-Jargon: Die jüdische Lobby beeinflusse massiv die Politik und die Medien, insbesondere die deutschen, und das über allem stehende „internationale Finanzjudentum“ winkt bereits aus der halb geöffneten Schublade der *Lingua tertii imperii* heraus. So bei Äußerungen meiner Schüler und auch bei anderen Zeitgenossen.

Es geht also um jenes Phänomen, das auch letztes Jahr in dem berühmt-berüchtigten Artikel im *Deutschen Pfarrerberblatt* zum Ausdruck kam¹, und das schon seit Jahren im Blickfeld wissenschaftlicher Untersuchungen steht: der Nahostkonflikt als Projektionsfläche, als Kompensationsraum für ein problematisches Verhältnis mit ... unserer Vergangenheit? Oder vielleicht eher, wie ich meine, mit unserem Verhältnis dazu, mit dem Umgang mit unserer Vergangenheit.² Dafür hat sich seit einiger Zeit der Begriff des „sekundären“ oder „neuen Antisemitismus“ eingebürgert. Ich zweifle allerdings daran, ob man mit diesem Begriff pauschal alles erklären kann, was damit zusammenhängt. Inzwischen hat sich der „sekundäre Antisemitismus“ in der Analyse soweit selbstständig, dass er sein „sekundär“ bereits verliert und ein Unterschied zwischen primärem und sekundärem Antisemitismus in der Soziologie bestritten wird, so wie auch der „neue“ Antisemitismus nicht als wirklich neu verstanden wird.³

Ich glaube, dass die Pauschalisierung des Antisemitismus-Begriffs zu seiner Banalisierung beiträgt und mithin keineswegs nützlich für die Erkenntnis ist, dafür aber kontraproduktiv in seiner Wirkung sein kann. Günter Grass aufgrund seines „Gedichtes“ als einen „ewigen Antisemiten“⁴ zu charakterisieren macht seine Aktion, die er mit dem Gedicht verfolgte, zu einer *self fulfilling prophecy*, beschrieb er doch darin, dass es ein Tabu über Israel gebe und man als Antisemit verleumdet werde, wenn man es bricht, und konnte er doch schon einen Tag später Vollzug melden: die öffentliche Meinung sei „gleichgeschaltet“. Auch diese Wortwahl ist bezeichnend.

Vor einem Jahr schrieb ein Student in seiner Hausarbeit für eine Übung von mir zum Thema „Vorgeschichte des Nahostkonflikts“ an der Goethe-Universität Frankfurt: „Da die Schule ebenso eine staatliche Einrichtung ist und der Lehrplan sich an staatlichen Bildungszielen orientiert, welche wiederum auch an offizielle, außenpolitische Meinungen gebunden sind, ist zu erwarten, dass der Wunsch nach einer pro-israel-

lischen politischen Meinungsbildung der Möglichkeit einer besseren, geschichtswissenschaftlichen Kompetenz der Schüler vorgezogen wird.“ „Es ist zu erwarten ...“ Ein schönes Beispiel dafür, wie das Vorurteil dem Urteil zuvorkommt! Damit führte er den ganzen Sinn meiner Uni-Veranstaltung ad absurdum und wenn ich ihm dies für seine Hausarbeit nicht honorieren konnte, wird er sich vermutlich auch wieder bestätigt fühlen. Er hatte in meinem Seminar die Möglichkeit zu erkennen, dass alle Perspektiven in einem offenen Diskurs, allerdings in den Grenzen historisch-wissenschaftlicher Analyse ohne Polemik und Propaganda, zur Sprache kommen konnten, auch im Hinblick auf den Schulunterricht, auf den sich die Lehramtsstudenten und -studentinnen ja vorbereitet. Er hätte diese Chance für sich nutzen können.

In der Schule rufe ich natürlich die existierenden Klischeevorstellungen und all das Verdrängte heraus (*provocare*) um den Knoten von Schuld, Scham und Abwehr – denn darum geht es wohl – aufzulösen. Es geht, wie mir scheint, um einen vermeintlichen transgenerationalen Schuldvorwurf aufgrund einer vermutlichen transgenerationalen Scham. Der Schuldvorwurf ist die Empfindung der Schüler, die Scham ist nach meiner Vermutung die Erklärung dafür. Der Ort, an dem sich dies besonders äußert, ist der historische Ort, wo es um jüdische, aber nicht mehr um deutsch-jüdische Geschichte geht, und wo man sich auf einem Terrain befindet, das zur Befreiung und sogar zur Umkehrung der Konstellation einlädt: Israel und der Nahostkonflikt. Im Lernarrangement, wie man neuerdings in der Pädagogik sagt, meines Unterrichts wird jedoch deutlich, so hoffe ich wenigstens, wie sehr die „deutsche Schuld“ auch und gerade nach 1945 weiterhin die jüdische Geschichte – und nicht nur diese – prägte, weil nämlich die Teilung Palästinas und die Gründung Israels so nicht erfolgt wären, wenn es den Holocaust nicht gegeben hätte ... Die Betonung liegt wohlgerne auf: **so** nicht erfolgt wären. Deutsche Geschichte, jüdische Geschichte, Holocaust, Israel – dies kann man nicht voneinander trennen.

Ein Grundproblem in unserem allgemeinen Verhältnis zur jüdischen Geschichte und nicht nur, aber insbesondere zu diesem speziellen Thema (Israel, Palästina), besteht darin, dass sich die historische **Kenntnis** umgekehrt proportional zum **Urteil** über die Geschichte verhält: Wir wissen wenig und urteilen dafür umso schneller. Bei keinem Thema wird ohne Kenntnis der historischen Grundlagen so schnell **beurteilt**, **geurteilt** und **verurteilt** wie bei diesem Thema. Vorschnelle Urteile sind aber per definition **Vorurteile**. Wir – damit meine ich eine breite Öffentlichkeit – urteilen so schnell darüber, **weil** wir so wenig darüber wissen und vielleicht sogar, weil wir instinktiv wissen, **dass** wir so wenig wissen und vielleicht sogar, weil wir es gar nicht besser wissen wollen? Ich möchte letzteres zumindest als Frage im Raum stehen lassen.

2. Das Mea culpa-Syndrom

Wenn die deutsche Schuld 1945 zu Ende war, dann im historisch-faktischen Sinne, weil ihr Gegenstand: der Krieg, das Verbrechen, der Holocaust, zu Ende war – die Schuld der Tat. Mit der Kapitulation war es auch das Ende Deutschlands, zumindest das Ende des Deutschlands, das politisch dafür verantwortlich war. Die Schulddebatte fing damit aber erst an und mit ihr die Scham, die daraus folgte. Der Satz vom „Ende der deutschen Schuld 1945“ erinnert an das Wort von der „Stunde Null“, übernimmt aber nicht mehr deren Idee von der *tabula rasa*, vom Neuanfang durch Verdrängung des Vergangenen. Vielmehr sind die jüngeren Generationen von dem kollektiven **mea culpa** geprägt, das den Älteren fehlte. Dieses **mea culpa** wurde von der an ihrer Intention gemessenen erfolgreichen Aufarbeitung des Nationalsozialismus seit den 70er Jahren in Schule und Öffentlichkeit etabliert, das **mea culpa** hat den Verdrängungsmechanismus der Kriegsgeneration abgelöst. Die „Erziehung nach Auschwitz“ im Sinne Adornos, „dass Auschwitz nicht noch einmal sei“⁵, erscheint somit im Großen und Ganzen gelungen, jedenfalls was unseren Verantwortungshorizont betrifft, hat aber dialektisch Effekte produziert, die damals wohl nicht vorauszusehen waren. Die politisch-pädagogische Absicht einer Prävention vor Rassismus und Antisemitismus oder, wie Adorno es 1960 formulierte, einer „Schutzimpfung“ dagegen⁶, reduziert die jüdische Geschichte dermaßen auf eine Verfolgungsgeschichte, dass dieser Aspekt in den Köpfen über allem dominiert. „Wehret den Anfängen“ – diese Mahnung in Bezug auf die Vergangenheit mit Blick auf die Zukunft wird auch in die Vergangenheit zurückprojiziert, indem man nach den Anfängen immer weiter zurück sucht. Die Geschichtslehrbücher haben sich im Laufe der Zeit verändert, Aspekte jüdischer Geschichte sind hinzugekommen, aber es sind im Wesentlichen wiederum nur weitere Verfolgungsgeschichten. Dies konnte schon vor beinahe zwanzig Jahren der israelische Historiker Chaim Schatzker als Resultat der maßgeblich von ihm mit gestalteten deutsch-israelischen Schulbuchgespräche bilanzieren.⁷ In der Tat: Die Kreuzzugspogrome sind in den 70ern in die Lehrbücher eingegangen und der Antisemitismus des Kaiserreichs in den 90er Jahren – letzteres übrigens als eine Folge der Goldhagen-Debatte, wie mir scheint. Wo das Judentum im Mittelalter generell thematisiert wird, steht es oft schon durch entsprechende Überschriften und Einordnungen im Zeichen des Antijudaismus und der vermeintlich unausweichlichen Pogrome: Juden als „ungeliebte Minderheit“⁸, „ausgegrenzte Minderheit“⁹, „am Rande der Gesellschaft“¹⁰ usw. Entsprechend kursiert auch bei fast al-

len Lehrbuchautoren die Vorstellung, dass die Juden im Mittelalter im Ghetto lebten, während das Ghetto in Wirklichkeit doch erst am Ende des Mittelalters und in der Frühen Neuzeit entstanden ist.¹¹ In diesem Kontinuum der Diskriminierung, Verfolgung, Vertreibung und Ermordung vom 1. Kreuzzug bis zur Befreiung von Auschwitz¹² schrumpft die Epoche der Emanzipation und Integration zwangsläufig zu einer Ausnahmeerscheinung zusammen.

Auch in der jüdischen Erinnerung hat die Verfolgungsgeschichte einen hervorgehobenen Platz, schon traditionell. Die Feiertage im Judentum zeigen es, es sind fast alle Gedenktage historischer Begebenheiten. Es sind Geschichten von Verfolgung, Versklavung, Exil – aber auch von Befreiung und Rückkehr und von verhinderter Katastrophe. So verwies Moritz Neumann, der Vorsitzende des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden in Hessen, in seinen Gedanken zum diesjährigen Pessach im Hessischen Rundfunk unter anderem, aus aktuellem Anlass, auch auf Purim, das an die Vereitelung des „ersten bekannten Genozids der Weltgeschichte“ erinnert.¹³ So wurde und wird Aktuelles und Vergangenes im jüdischen Erinnern oft zusammengebracht: Die Buchmaleien der Haggadot vergangener Zeiten zeigen in ihrer künstlerischen Ausarbeitung damals aktuelle Szenen der Verfolgung als Illustration zur biblischen Erzählung, und nach 1945 entstanden neue Haggadot in DP-Lagern oder in Palästina/Israel, die die jüngste Erfahrung des Holocaust zur alten Erzählung hinzufügten.¹⁴ Auch auf der Gegenseite, in der christlichen Kultur, schmolzen früher Erinnerung und Aktualität zusammen. Nicht nur in Buchillustrationen, auch in künstlerischen Darstellungen an und in Kirchen kann man heute noch die Juden zur Zeit Jesu mit dem „Judenhut“ des Mittelalters sehen (dessen Abbildung übrigens auch im Mittelalter mit der Realität wenig zu tun hatte). So z.B. am Südportal des Frankfurter Kaiserdoms, dem damaligen dort direkt angrenzenden jüdischen Viertel zugewandt.

Zeitliche Parallelisierungen, die wir heute in Schulgeschichtsbüchern finden, folgen einer anderen Logik als jene Parallelisierungen aus christlicher Sicht in der Vergangenheit. Nach dem Holocaust ist aus der Anklage der Anderen die Selbstanklage geworden – mit zeitlicher Verzögerung, gewiss. Der Gelbe Fleck des Mittelalters verweist auf den Judenstern der Nazis, das Ghetto von damals auf das spätere, die Verbrennung während der Pestpogrome auf Auschwitz.

Was ist schlecht daran? Lange wurde diese Erinnerungskultur eingefordert als Mahnung: **Nie wieder!** Im historischen Rückblick

wurde diese Mahnung ergänzt durch die Erkenntnis: **Damals schon!** Im Mittelalter, in der Antike usw.

3. Negative Erinnerung

Zum einen fällt auf, dass es in der jüdischen Erinnerung eben auch die positive Wendung gibt: vom Auszug aus Ägypten bis zur Begründung des Makkabäerstaates mit der Neueinweihung des 2. Tempels, woran Chanukka erinnert. So ist in der jüdischen Erinnerung der Verfolgungsaspekt omnipräsent aber nicht dominant nicht in dem Sinne, dass er seine positive Kehrseite überschatten würde. So auch für die jüngere Geschichte: der Holocaust, aber auch die Gründung des Staates Israel.

Wo ist das Pendant dazu in der kollektiven Erinnerung der deutschen Gesellschaft heute? Welche Aufregung rief Richard von Weizsäcker hervor, als er 1985 den 8. Mai einen Tag der Befreiung nannte! Abgesehen davon, dass dies historisch recht spät kam angesichts dessen, dass sich die Deutschen nach 1945 ja als die ersten Opfer Hitlers empfanden, also in diesem Sinne doch Grund gehabt hätten die Befreiung zu begrüßen; und auch abgesehen davon, dass Weizsäcker in seiner Rede genau diese Empfindung ansprach und die Schuld auf einen kleinen Kreis einer „verbrecherischen Führung“¹⁵ reduzierte, und auch abgesehen davon, dass hier mein Vergleich mit der jüdischen Erinnerung einer extremen Schiefelage folgt: auf der einen Seite erlittenes, auf der anderen verübtes Leid ... – so frage ich trotzdem:

Warum wurde der 8. Mai kein Gedenktag, natürlich nicht zum Feiern, aber als ein Gedenktag des Aufatmens? Er ist es bis heute nicht. Er ist überhaupt kein Datum zum Nachdenken mehr! Dieses Jahr fand der 8. Mai in den Medien praktisch nicht statt – ich meine hier v.a. die Zentralorgane unserer Information, ARD und ZDF. Berichtet wurde über den Besuch von Bundespräsident Gauck in den Niederlanden einige Tage zuvor und über die Kranzniederlegung am Arc de Triomphe durch den alten und den neuen Präsidenten Frankreichs am 8. Mai, der dort übrigens ein Feiertag ist (Über die Symbolik des Triumphbogens für das französische Selbstbewusstsein könnte man auch etwas sagen, aber das ist hier nicht mein Thema). Ich bilanziere also: Dem Nachrichtenstatus zufolge ging am 8. Mai oder kurz davor für die Niederlande und für Frankreich ein Krieg zu Ende – für uns ist das offenbar kein Thema.

Unsere offizielle Erinnerungskultur ist nicht zufällig geprägt von gescheiterten Initiativen zum Guten: von der Paulskirche 1848 über den 20. Juli 1944 bis zum 17. Juni 1953, und auch die Erinnerung an die erste deutsche Demokratie, die Weimarer Republik, steht ja zwangsläufig unter dem Schatten ihres

Scheiterns. So ist der heutige Nationalfeiertag der Wiedervereinigung der erste singulär positive Gedenktag. Nationales Gedenken war und bleibt ansonsten eine Reihe von Trauerfeiern. Auch der Tag des Grundgesetzes – wann war das noch mal? – war in diesem Sinne nie ein Tag des Gedenkens, kein Feiertag, so wie wir überhaupt heute wohl der einzige Staat der Welt sind, der seine eigene Gründung nicht feiert (und dessen Gründungsdatum die meisten wohl nicht kennen: 23.9.1949).

Also: eine **negative Erinnerung** natürlich aufgrund des Schuldkomplexes, konkurriert von einer Selbst-Victimisierung als Verdrängungsleistung. Der Krieg war und ist psychologisch nicht zu Ende. Weil mit dessen historischem Ende der Anfang aller Fragen danach begann und dies nicht aufhören kann: **Das Warum?** bleibt.

Zahlreiche Untersuchungen geben Hinweise darauf, dass, wie ich vorhin schon erwähnte, viele aus der jungen Generation hierbei eine kollektive Anklage gegen sich selbst verspüren, sie sehen sich wie in der Bibel mit einem Kainsmal gebrandmarkt, das noch nach vielen Generationen an die Untat der Vorfäter erinnert. Doch ein Kainsmal in diesem Sinne gibt es gar nicht, niemand klagt die Nachgeborenen an im Sinne einer zeitlosen Schuld. Allerdings wird der historische Rückblick auf den Nationalsozialismus in der Öffentlichkeit und in der Schule in einer Weise ritualisiert, im Sinne einer ständigen Missionierung gegen das Vergessen und Verdrängen, dass die Schüler es so empfinden. Die Amnesie der Nachkriegszeit ist längst in ihr Gegenteil umgeschlagen, eine Hypermnésie, aber ein Überschwang nicht an echtem Gedenken, also auch Nachdenken, sondern an medialer Überflutung durch historische Dokumentationen immer nach dem gleichen Strickmuster. Die 68er und ihre Nachhut, die zehn Jahre später an der Universität waren und heute wohl die meisten Lehrbuchautoren stellen, letzteres also meine Generation, sie meinen ihre Kinder stellvertretend zum **mea culpa** missionieren zu müssen, weil es ihnen bei ihren Eltern nicht gelang.¹⁶ So entstehen hieraus Abwehrreaktionen auf Schülerseite, die oft als Abwehr gegen die Sache selbst missverstanden werden und die Intention der Missionare darin nur noch bestärken.

Diese emotionale Konstellation erklärt vieles, wie es in der soziologischen und pädagogischen Forschung auch diskutiert wird, aber nicht alles.

4. Historisierung und Fatalismus

Abwehr und Verdrängung wurden früher als Reaktion auf eine echte oder vermeintliche Kollektivschuldthese analysiert; Historisierung war ein nächster Schritt in der Bewälti-

gung dieses Problems: nicht mehr Leugnung oder Relativierung, sondern Eingrenzung, Abgrenzung, Normalisierung. Es ist interessant, die diesbezüglichen Analysen zum Historikerstreit vor dem Hintergrund der heutigen Situation wieder zu lesen, ich denke da v.a. an den von Dan Diner herausgegebenen Band in der „Schwarzen Reihe“ bei Fischer: **Ist der Nationalsozialismus Geschichte?**¹⁷ Die Historikerdebatte entstand ungefähr vierzig Jahre nach 1945 – kurz nach der Weizsäcker-Rede. Seither sind wieder fast drei Jahrzehnte vergangen und die Historisierung ist schon längst Realität in den Köpfen der jungen Generation. Dabei hat sich die Einstellung zur Kollektivschuldfrage durchaus gewandelt, wenn ich die Erfahrungen aus meinem Unterricht Revue passieren lasse, wo ich seit mehr als zehn Jahren gezielt die Schüler im oben erläuterten Sinne „provokiere“. Längst neigen sie dazu für die damalige Tätergeneration eine Form von Kollektivschuld anzuerkennen, jedenfalls hinsichtlich dessen, wie Hitler und die NSDAP an die Macht kamen. Die Schüler finden sich da auch in einem gewissen Einklang mit den Schulbüchern. Dort wird dies häufig als unauffhaltsamer Prozess dargestellt, das Ermächtigungsgesetz am Schluss nur noch als Formalität. Die Schulbücher – ich generalisiere hier im Sinne einer allgemeinen Tendenz – folgen dabei auch etlichen wissenschaftlichen Standardwerken und populärwissenschaftlichen Darstellungen.¹⁸ Sie vermitteln eine fatalistische Geschichtsdarstellung: Das Schicksal nahm sozusagen seinen Lauf ... – für die einen ab 1933, für die anderen schon ab 1930, wenn nicht gar seit 1919. Daraus folgt zwangsläufig die Exkulpation aller Demokraten, die die Demokratie aufgegeben haben. Das berühmte Wort von der „Republik ohne Republikaner“ weitet dies auf die ganze Weimarer Republik aus und man ist fast schon erstaunt, dass sie überhaupt zustande kam.

Warum begeisterten sich so viele für den Nationalsozialismus? Ein Schulbuch gibt Auskunft: „Die Nationalsozialistische Partei faszinierte damals jedoch viele Menschen, da sie **für die schwierigsten Probleme** jener Zeit, wie Wirtschaftskrise und damit verbundene Arbeitslosigkeit sowie für die Zerstrittenheit der Parteien und häufig wechselnde Regierungen **überzeugende Lösungen** bot.“¹⁹

Welche „überzeugenden Lösungen“ ...?

Ein anderes Schulbuch schlägt in einer Zusammenfassung zu Weimar den Bogen von der Krise am Anfang zur Krise am Ende und bescheinigt den Deutschen unter der Überschrift „Demokratie ohne Demokraten?“, dass die „antirepublikanische Gesinnung in breiten Kreisen der Bevölkerung Zustimmung“ fand.²⁰

Erklärt werden muss eigentlich nicht mehr, wie die NSDAP an die Macht gelangte, sondern vielmehr, warum so spät, warum es trotz dieser antirepublikanischen Stimmung in der Bevölkerung einige Jahre Demokratie in Deutschland gab. Diese fatalistische Sicht versuche ich im Unter-

richt immer aufzulösen, indem ich verdeutliche, mit Ernst Bloch gesprochen, „was unterschlagen wurde [...], was in der Vergangenheit nicht reüssierte“²¹, also an welchen Stellen die Geschichte hätte anders weitergehen können, und dass auch noch die Ablehnung des Ermächtigungsgesetzes eine letzte Chance zum Widerstand gewesen wäre. In der Diskussion mit den Schülern arbeite ich auch heraus, dass das Ermächtigungsgesetz keineswegs legal war, weil natürlich nicht durch die Weimarer Verfassung gedeckt, auch nicht „formal legal“, wie man überall lesen kann. Es war in jedem Fall das Versagen von Menschen, keine Fatalität der Geschichte. Natürlich analysieren wir auch die Defizite der Weimarer Verfassung, die Altlasten des Kaiserreichs und des 1. Weltkriegs, die Dolchstoßlegende, Versailles usw., sowie im weiteren historischen Horizont überhaupt die Probleme der Demokratie sich in Deutschland durchzusetzen. Doch auch hier musste ich jüngst wieder feststellen, wie schwer es ist damit durchzudringen, dass Geschichte nie Schicksal ist. Noch in den diesjährigen Abiturprüfungen drang direkt oder indirekt die Vorstellung von der Unfähigkeit der Deutschen zur Demokratie durch, unfähig zur Demokratie solange, bis die (West-)Deutschen sie durch die totale Niederlage und die Reeducation der Alliierten nach 1945 eingebläut bekommen haben. Wenn die Deutschen aber vorher mehrheitlich unfähig zur Demokratie waren, waren sie **alle** schuld und damit **keiner** an dem, was darauf folgte und was daraus folgte, wenn die Verantwortung bei der Allgemeinheit liegt, ist der Einzelne entlastet. Die Kollektivschuld – das haben die Alliierten nicht erkannt – führt dialektisch zu einer Kollektivschuldigung. Diese von den Schülern akzeptierte Kollektivschuld gilt zunächst nur für die politische Voraussetzung für alles weitere. Hinsichtlich der Schulfrage zu den NS-Verbrechen kann dies dann durchaus mit der alten Formel vom Befehlsnotstand im Besonderen verbunden werden: Es gab nur wenige Verantwortliche für die Mordmaschinerie, Widerstand, ja sogar einfacher Ungehorsam war unmöglich bzw. kann man im Nachhinein moralisch nicht erwarten, nicht einmal in der Wehrmachtsführung. Wie auch? Wenn man am Ende der Weimarer Republik schon keinen Widerstand erwarten konnte, wie dann später unter der vollendeten Diktatur? So wird nicht nur in Schulbüchern auch überwiegend der **gescheiterte** Widerstand thematisiert (Weiße Rose, Stauffenberg ...) und damit auch die implizite Botschaft transportiert, dass der Widerstand zum Scheitern verurteilt war. Schindler hatte Konjunktur nach der Verfilmung, jetzt wieder weniger, der jüdische Widerstand ist ohnehin gar kein Thema. Die Darstellung der Juden als passive Opfer hat vor einigen Jahren ein Schulbuch auf die Spitze getrieben mit der Zwischenüberschrift „Warten auf die Deportation.“²² Dieser Spaltentitel wurde im Buch genau unter der Abbildung des bekannten Gemäldes „Im Versteck“

von Felix Nussbaum platziert. Dessen Botschaft, nämlich sich dem Schicksal durch Flucht und Versteck zu entziehen, wurde durch den darunter gesetzten Titel „Warten auf die Deportation“ geradezu ins Gegenteil verkehrt. Inzwischen ist dieser Lapsus auch vom Verlag erkannt und für die Neuauflage korrigiert worden. Es bleibt aber, dass darin nur die Zuspitzung einer allgemeinen Tendenz zum Ausdruck kam.

Hinzu kommt, dass die Gewaltherrschaft des NS in den Köpfen der Schüler soweit verabsolutiert wird, dass sie glauben, schon seit 1933 wäre jeder, auch jeder Offizier, jeder General, der eine andere Meinung äußerte, sofort erschossen worden oder für immer ins KZ gekommen. Die Hypertrophie der Gewaltdarstellungen diesbezüglich bzw. die Thematisierung der Gewaltherrschaft in den Medien macht vollkommen unsensibel für die historische Entwicklung – und damit auch für die Entwicklung hin zur sog. „Endlösung“. So meinen die Schüler auch immer wieder, Hitlers Entscheidung zur Judenvernichtung sei von Anfang an schon klar gewesen und entsprechend wundern sie sich, dass Juden nach 1933 überhaupt noch in Deutschland blieben.

5. Freiheit und Verantwortung

Die „Fatalisierung“ der Geschichte befreit von der Frage, ob diese Entwicklung hätte anders verlaufen können. Ein deterministisches Geschichtsbild, das sich, wie schon gesagt, auch in vielen historischen Darstellungen findet, befreit von der quälenden Frage: Was hätte ich damals getan? Soll man diese Frage überhaupt stellen? Zumindest wann und wie kann man unter pädagogischen Gesichtspunkten durchaus diskutieren. Sie wird jedenfalls schnell als künstlich empfunden und oft ist sie es auch. Ein solches Experiment unternehme ich auch alle Jahre wieder hinsichtlich der Saarabstimmung 1935, wo mehr als 90% für den Anschluss an Deutschland stimmten. Ich lasse meine Schüler eine anonyme Abstimmung über Stimmzettel machen, wie sie sich damals verhalten hätten unter strikter Vergegenwärtigung des damaligen Wissenshorizonts: Wir stellen klar, wie die politischen Verhältnisse aussahen und in welcher Situation und vor welchen Optionen die saarländischen Wähler damals standen (Beibehaltung des Status quo, staatlicher Anschluss an Frankreich oder staatlicher Anschluss an Deutschland), dass es sich dabei um eine freie demokratische Abstimmung handelte, dass Hitler-Deutschland damals mit wirtschaftlichen Erfolgen und der Reduzierung der Arbeitslosigkeit punkten konnte, dass auf der anderen Seite aber eine Rückkehr zu Deutschland für alle demokratischen Wähler im Saarland hieß, Freiheit und Demokratie aufzugeben,

nie mehr wählen zu dürfen – es war die letzte Wahl. In der Mittelstufe, früher die 10. Klasse bei G9, stimmten regelmäßig 60% und mehr der Klasse auch für den Anschluss an Deutschland, in der Oberstufe (früher in der 12 bei G9), waren es immerhin noch ca. 50%. Nach der anonymen Abstimmung lasse ich dann im Unterricht jene, die ihre Meinung öffentlich kundtun möchten, diese dann begründen und diskutieren. Es melden sich regelmäßig diejenigen, die den Anschluss an Deutschland gewählt haben. Alle Argumente dafür wurden einmal von einem Schüler treffend auf den Punkt gebracht in dem Satz: „Es gibt Wichtigeres als die Freiheit.“ Was an dieser Stelle stets zum Ausdruck kam, sprachlich nicht immer so genial formuliert wie in dem genannten Zitat, war natürlich keine wirkliche Zeitreise in die Vergangenheit, was auch das Problem dieser pädagogischen Methode verdeutlicht. In dieser Abstimmung und ihrer Begründung kam und kommt eine Vergegenwärtigung des Vergangenen zum Ausdruck in dem Sinne, dass jene Schüler – wohl gemerkt nicht alle, aber viele – im Sinne der genannten Aussage offenbar auch heute noch die Freiheit nicht als absolutes Gut betrachten, **absolutus**, von allen Umständen losgelöst, über allem stehend – oder zumindest nicht darüber nachgedacht haben. „Es gibt Wichtigeres als die Freiheit“ ist natürlich das Gegenteil dessen, was ich im Unterricht als Ziel verfolge, in der Oberstufe beginnend damit, dass wir über Kants Wort von der „selbstverschuldeten Unmündigkeit“ und den Satz der Amerikanischen Unabhängigkeitserklärung nachdenken, der von den „unveräußerlichen Rechten“ der Menschen spricht: „Unveräußerlich“ ist viel mehr als „unantastbar“, unveräußerlich heißt: Ich kann sie auch nicht verkaufen, loswerden, sie hängen an mir, mein Menschenrecht ist nicht nur mein **Recht**, sondern auch meine **Pflicht**, es ist ein Teil von mir.

6. Klischees und Vorurteile als Erklärungsmodelle

Zum Schluss möchte ich noch auf das Phänomen der Klischees und Vorurteile eingehen, die immer noch existieren, weil sie vermeintlich Geschichte erklären. Eine angebliche besondere Affinität der Juden zum Geld ist das grundlegendste und allgemeinste aller Vorurteile über Juden, es lässt sich nahezu bei jeder Gelegenheit, zu jedem Thema und historisch rückblickend für jede Epoche einsetzen. Es hat sich schon so weit verselbstständigt, dass es längst nicht mehr nur in bewusst antisemitischer Absicht auftaucht und mehr noch, es kann sogar in einem explizit anti-antisemitischen Erklärungszusammenhang auftreten. Der historische Vergleich von Hans-Werner Sinn im Hinblick auf ungerechtfertigte Schuldzuschreibungen für die

Finanzkrise von 2008 („1929 traf es die Juden, heute die Manager“ – Tagesspiegel 27.10.2008) ist ein Beispiel dafür, wie geradezu mit gegenteiliger Absicht das Vorurteil erneuert wird, nämlich dass damals „die Juden“ an den Schaltstellen der Finanzwirtschaft saßen. Nur unter dieser Voraussetzung hat der Vergleich – damals die Juden, heute die Finanzmanager – einen Sinn. Das Klischee vom „Geldjuden“ geht auf das Mittelalter zurück. In der auch heute noch gängigen Vorstellung spezialisierten sich die Juden auf den Geldverleih, weil den Christen das Zinsnehmen verboten war. Das kann man überall lesen, doch es stimmt nicht. Weder waren alle Juden Geldverleiher, noch waren alle Geldverleiher Juden, es gab nämlich viele Christen in diesem Metier, unter anderem entstanden daraus die italienischen Banken, die in der zweiten Hälfte des Mittelalters und in der Renaissance so bedeutend wurden. Die Vorstellung vom gesellschaftlich respektierten Zinsverbot der Kirche ist ein Mythos im Sinne von Horkheimer und Adorno, die in der **Dialektik der Aufklärung** den Mythos als „falsche Klarheit“²³ definierten: Dieser Mythos erklärt scheinbar, eben falsch, warum die Juden etwas gesellschaftlich als unmoralisch Empfundenes, aber wirtschaftlich Notwendiges auf sich zogen und dadurch von der christlichen Gesellschaft gehasst wurden, also das **soziale Motiv** im mittelalterlichen Antijudaismus bis hin zu den Pogromen. So heißt es im Brockhaus 2004:

„Da Juden vom üblichen Berufsfeld des Handwerkers und Gewerbetreibenden ausgeschlossen waren, waren sie darauf angewiesen, ihren Lebensunterhalt durch Geldgeschäfte, vor allem durch den Geldverleih gegen Faustpfänder und Zinsen, zu bestreiten. Die hierdurch bewirkte Verschuldung **breiter Bevölkerungskreise** verschärfte die bereits bestehenden Aversionen, die sich dann von Zeit zu Zeit in furchtbaren Judenverfolgungen (Pogromen) und -vertreibungen niederschlugen; dabei dürfte sicher sein, dass innerhalb der Motive, die zu diesen Untaten führten, die **materiellen Beweggründe** der Schuldner eine ganz zentrale Rolle gespielt haben.“²⁴

Von einer „Verschuldung breiter Bevölkerungskreise“, wie der Brockhaus schreibt, kann historisch überhaupt keine Rede sein. Mit den „materiellen Beweggründen“ hat man nach dem Marxschen Schema von Basis und Überbau, das unabhängig von jedem Marxismus zur Grundlage soziologischer Analysen geworden ist, eine plausible, auch heute noch nachvollziehbare weil quasi rationale Erklärung für den Hass auf die Juden. Man kann es **verstehen** – und in der Doppeldeutigkeit des Begriffes **Verstehen** liegt auch die Problematik (verstehen **warum** und verstehen, **dass** ...). Solche Erklärungsmuster

sind allgemein verbreitet und finden sich natürlich auch in Schulbüchern.²⁵ So heißt es in einem: „Neben Aberglauben und religiöser Verblendung war aber oft blanke Habgier das eigentliche Motiv: Nicht selten nutzten die Anstifter der Morde die Gelegenheit, auf diese Weise ihre Schulden bei den jüdischen Gläubigern loszuwerden.“²⁶ Die Qualifizierung der „blanken Habgier“ als „eigentlichem Motiv“ reicht aus, alle anderen Motive in den Hintergrund treten zu lassen. Weitere Erklärungsstrategien in anti-antisemitischer Absicht führen noch deutlicher aus, dass die Juden die Geldgeschäfte nicht nur zwangsweise übernahmen, sondern auch besonders hohe Zinsen verlangen mussten, weil sie eine hohe Judensteuer an den Kaiser und später an die Fürsten oder die Städte zahlen mussten. Sie seien also Wucherer wider Willen gewesen. Christliche Geldverleiher tauchen an dieser Stelle nie auf, obwohl es sie gab und obwohl sie zu jener Zeit genauso hohe Zinsen verlangten, wie etliche Nachweise belegen.²⁷ Das Dilemma des Anti-Antisemitismus hier und andersorts ist, dass er die Wertungen des Antisemitismus bekämpfen will, aber dessen Prämissen übernimmt. Hier wird das Vorurteil eins zu eins übernommen – Verschuldung der Christen = Schuld der Juden – und nur vom ursprünglichen **Vorurteil der Anklage zum Vorurteil der Erklärung** umfunktioniert. Das Vorurteil erklärt sich also selbst!

Die falsche Klarheit des Mythos, seine bestechend einfache Erklärung, entfaltet eine nachhaltige Wirkung also durch mangelnde Kenntnis der historischen Tatsachen, durch das **Vorurteil**. Jeder Autor einer historischen Gesamtdarstellung, deren einzelne Aspekte er nicht alle als Experte kennen kann, fängt nur da an zu recherchieren, wo er sich unsicher fühlt. Durch die Überzeugungskraft der plausiblen Erklärung verhindert das Vorurteil geradezu, dass das durchaus vorhandene Wissen von den historischen Tatsachen in jene allgemeinen Geschichtsdarstellungen eingeht. Diese leiten ihre Autorität aber daher, dass sie vorgeblich das vereinzelte Expertenwissen synthetisieren und einem allgemeinen Publikum zugänglich machen, doch in diesem Fall geschieht das genaue Gegenteil.

Der **Sozialneid** ist auch eine Erklärungskategorie für den Antisemitismus im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Formulierungen wie die folgende in einem Schulbuch mögen sachlich und neutral erscheinen, über den neuen Antisemitismus des 19. Jh.s heißt es dort: „Seine Wurzeln lagen [...] in sozialen Neidgefühlen und rassistischen Vorstellungen, nach denen die Juden als minderwertig galten. Vor allem Bürgern, die sich und ihre Vorstellungen

durch die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umwälzungen während der Industrialisierung bedroht sahen, neigten ihm zu.“²⁸ Wie für das Mittelalter das religiöse und das soziale Motiv zunächst nebeneinander stehen, letztlich aber das soziale dominiert weil rational erscheint, so auch hier Rassismus und Sozialneid. Man beachte den semantischen Unterschied zwischen beiden Begriffen: Während **Rassismus** eindeutig negativ konnotiert ist, liegt dem **Sozialneid** ja eine postulierte soziale Ungleichheit zugrunde, die als solche durchaus bestätigt wird: Juden waren privilegiert, daher der Neid. „Privilegien, Verfolgung, Vertreibung“ war schon eine Kausalkette, die in den 90er Jahren in Schulbüchern für das Mittelalter so auftauchte. Im vorliegenden Beispiel wird nun der Sozialneid im Kaiserreich durch den Abdruck eines Textes des Ober-Antisemiten Adolf Stoecker präzisiert, wo er das „Missverhältnis zwischen christlicher Arbeit und jüdischem Vermögen“ und „die Willkür des großen Kapitals“²⁹ (sprich: des jüdischen) geißelt. Illustriert wird das noch durch eine antisemitische Karikatur gegen die neu aufkommenden Warenhäuser. Die dagegen gestellte „Mahnung zur Toleranz“ von Theodor Mommsen und anderen Unterzeichnern des Manifests – wir befinden uns hier im sogenannten Berliner Antisemitismus-Streit 1878-1880 – kann den Text von Stoecker nicht entkräften, weil sie (die Mahnung) inhaltlich gar nicht darauf antwortet, sondern, jedenfalls in diesem Auszug, nur moralisch zur Besinnung und Ablehnung des Fanatismus aufruft. Dies ist geradezu emblematisch für das Dilemma des Anti-Antisemitismus, wie ich ihn hier nenne, den Wolfgang Fritz Haug seinerzeit einmal den „hilflosen Antifaschismus“³⁰ nannte und der sich auch und gerade in Schulbüchern meistens in moralischen Appellen erschöpft. Etliche Bücher beziehen den Antisemitismus direkter auf die Gründerkrise, so wie dieses: „Da sie [= die Juden] jahrhundertlang von vielen Berufen ausgeschlossen worden waren, hatten sie sich spezialisiert auf Handel und Bankwesen, und viele waren in Buch- und Zeitungsverlagen und in freien Berufen (Anwälte, Ärzte, Künstler) tätig. [...] Viele Menschen erlebten die so genannte ‚Gründerkrise‘ als bedrohlich, verloren jegliche Hoffnung und sie – vor allem Landwirte, Handwerker und Kaufleute – suchten die Schuld dafür bei den Juden.“³¹ Die Verurteilung der antisemitischen Reaktion auf die Krise wird auch hier konterkariert durch die Bestätigung ihrer ideologischen Prämisse: Argumentierte der Antisemit damit, dass sich Juden vorwiegend in einflussreichen Positionen befunden hätten, so übernimmt die vermeintliche Erklärung des Antisemitismus eben dieses als Grund für den Antisemitismus. Nun ist die Schilderung von der überproportionalen Präsenz in den freien Berufen und auch im Bankwesen nicht per se falsch, wenn auch pauschalisierend, doch wird der damit verbundene Schuldvorwurf nicht entkräftet, der in diesem Buch ebenfalls beilie-

gend durch eine Quelle, ausgeführt wird, hier Heinrich von Treitschkes berühmter Artikel „Unsere Aussichten“ aus den **Preußischen Jahrbüchern** 1879: „Unbestreitbar hat des Semitentum an dem Lug und Trug, an der frechen Gier des Gründer-Unwesens einen großen Anteil“, ja selbst „in tausenden deutscher Dörfer“, schreibt er, „sitzt ein Jude, der seinen Nachbarn wuchernd ausverkauft.“ Diese und als weitere Quelle des Antisemitismus auf der nächsten Seite, ein Text von Heinrich Cläp, dem Vorsitzenden des Alldeutschen Verbandes, stehen unwidersprochen im Lehrbuch und sollen sich quasi selbst ad absurdum führen, verbunden mit einer Aufgabe zur Empathie in die Opfer, hier eines jüdischen Kaufmanns, indem die Schüler die antisemitische Zielsetzung gedanklich realisieren, also in Wirklichkeit Empathie in die Täter vollziehen: „Überlege, welche Konsequenzen die gesellschaftliche Haltung, die in M11 und M13 [= Treitschke und Cläp] zum Ausdruck kommen, für den jüdischen Kaufmann Max Stern und seine Kinder (M14) haben konnte.“ Also z.B. die Juden „unter Fremdenrecht“ zu stellen und Berufsverbote auszusprechen, wie in der beiliegenden Quelle gefordert. ³² Vorgeschaltet ist dieser Aufgabe, dass man sich erst noch einmal den Grund für den „Antisemitismus im Mittelstand“ verdeutlicht, also den Sozialneid: „Wie erklärst du, dass der Antisemitismus gerade im Mittelstand Anhänger fand?“ Von der historischen Wirklichkeit erfährt man hier nichts: Der wirtschaftliche Aufschwung des Gründerbooms kam statistisch nachweisbar den nichtjüdischen Gewerbetreibenden mehr als den jüdischen zugute ³³, während die jüdischen Bankiers genauso von der Gründerkrise getroffen wurden wie die nichtjüdischen. Wenn man jedoch dem Antisemitismus „einen antikapitalistischen und antiliberalen Akzent“ zuweist, wie wiederum in einem anderen Schulbuch, für die Oberstufe diesmal ³⁴, dann ist man mit dem Umkehrschluss Juden = Liberalismus = Kapitalismus mitten in der nationalsozialistischen Propaganda angelangt. Mit dem Begriff **Sozialneid** wird also nur moralisch der **Neid** verurteilt, der dafür vermeintliche **soziale Grund** aber bestätigt. Dies ist auch das Problem des Buches von Götz Aly: **Warum die Deutschen - warum die Juden? Gleichheit, Neid und Rassenhass**. Dass der Sozialneid einen realen materiellen Grund gehabt habe, soll darin als grundlegende Erklärung des Antisemitismus in Deutschland nachgewiesen werden. Auch hier sei noch einmal betont: Natürlich war es so, dass an vielen Stellen im Zuge des Emanzipationsprozesses der Drang „Hinaus aus dem Ghetto“ zu einem „Willen zum Aufstieg“ ³⁵ führte, der sich in einem überproportionalen Bildungsgrad und in einer überproportionalen Präsenz in den o.g. genannten Berufszweigen niederschlug, übrigens nicht dauerhaft, sondern mit der Zeit nachlassend. Was allerdings bezweifelt werden darf, ist die monokausale Erklärung des Antisemitismus aus dem Sozialneid. Für Aly sind die

Rassentheorien und daraus abgeleiteten sozialen und politischen Vorstellungen nur Kopfgebirge aus einem Minderwertigkeitskomplex heraus, sie reagierten auf die Realität kompensatorisch durch dialektische Umkehrung: Die Juden sollten als „minderwertig“ gelten, weil sie in Realität viel erfolgreicher waren. Doch auch das behauptete schon der Antisemitismus selbst, erklärte den Erfolg mit Schlaueit und machte daraus eine Bedrohung. Es ist ebenso befremdlich wie bezeichnend für den Erklärungsansatz Götz Alys, dass er sich dabei federführend auf Werner Sombart beruft, der die (pseudo-)wissenschaftliche Meistererzählung von den Juden als Erfindern des Kapitalismus schuf. Sombart sei zu jenem Zeitpunkt - Veröffentlichung seines Buches **Die Juden und das Wirtschaftsleben** 1911 - noch kein Antisemit gewesen, so Aly, weil er sich damals selbst nicht so sah, weil er sich nicht auf die existierenden Rassentheorien berufen habe, wörtlich: „Er lehnte die Annahmen ab, Juden kämen besondere Rassenmerkmale zu“, „erst später verstand sich Sombart als Antisemit.“ ³⁶ Nämlich 1934. Nicht rassenideologisch, nicht antisemitisch war demnach folgende Erkenntnis in einem anderen, noch früher erschienenen Buch Sombarts: „Die rastlose Energie der jüdischen Rasse, ihre nie ruhende Betriebsamkeit, sie fand nun also das natürliche Feld ihrer Betätigung in dem Streben nach Geldbesitz. [...] In dem Maße, wie in diesem [= dem Juden] die reine Geschäftsmoral zu ausschließlicher Geltung gelangt, [...] müssen, das ist klar, sich Vorteile für eine Rasse ergeben, die in besonders hohem Grade eigennütziger Gesinnung fähig ist. Hiermit hängt wohl das zusammen, was man als Skrupellosigkeit im jüdischen Wesen bezeichnet.“ ³⁷ Das zitiert Aly natürlich nicht - aber ich tue es. Von Shylock bis Rothschild, ganz offenbar lässt uns diese Obsession nicht los. Der antisemitische Antiliberalismus geißelt aber nicht den christlichen Banker und Kapitalisten, den christlichen Liberalen, jedenfalls nicht primär, sondern nur den jüdischen, er kritisiert nicht die überproportionale Präsenz von Protestanten in jenem Sektor des Wirtschaftslebens, die es sicher gab, auch wenn Max Webers These von der protestantischen Ethik in ihrem Absolutheitsanspruch ebenfalls verfehlt ist. Dieser Sozialneid war (und



Dr. Wolfgang Geiger, Oberstudienrat an der Dreieichschule in Langen, Gymnasium des Kreises Offenbach, mit den Fächern Geschichte (Fachvorsitz) und Französisch. Mit der Hälfte des Lehrdeputats abgeordnet an das Pädagogische Zentrum des Fritz Bauer Instituts und des Jüdischen Museums Frankfurt (www.pz-ffm.de). Lehrbeauftragter des Historischen Seminars der Goethe-Universität Frankfurt a.M.

ist) also kein Neid und Klassenhass gegen die Privilegierten schlechthin, sondern gegenüber „Fremden“ in seiner Anschauung, und trotz - oder gerade wegen - deren vollzogener rechtlicher Gleichstellung. Das eigentliche Problem bleibt somit der so oft schon analysierte nationale oder völkische Komplex der Deutschen. Die bis 1871 nicht existierende und im Wettlauf mit den westlichen Industrieländern zu spät gekommene Nation suchte das ganze 19. Jh. über die nicht existierende politische Einheit völkisch-kulturell durch Abgrenzung zu definieren. Die Intellektuellen, wie man heute sagen würde, spielten dabei eine leider große Rolle. Der Erklärungsansatz Alys für den Antisemitismus in der Studentenschaft seit Ende der 1920er Jahre, wonach sich von der Arbeitslosigkeit bedrohte Akademiker gegen eine überproportionale Präsenz jüdischer Konkurrenten einsetzten, erklärt nicht, warum die Burschenschaften hundert Jahre früher schon antisemitisch waren, wo es nahezu keine jüdischen Studenten und jedenfalls keine Verdrängungskonkurrenz gab.

Fazit

Trotz aller Hypermnese in Sachen Holocaust und Antisemitismus bleiben Probleme des historischen **Verstehens** und **Vermittelns** bestehen. Sie sind weitaus komplexer als die regelmäßig wiederkehrenden Schuldzuschreibungen an die Schule, gegenüber den Lehrern und von diesen gegenüber den Schülern. Es gibt auch einen unbewussten Antisemitismus dahingehend, dass antisemitische Vorurteile wider Willen und sogar mit konträrer Absicht perpetuiert werden. Die historische Erfahrung des Antisemitismus und des Holocaust, die Fokussierung der Erinnerung darauf, das Bewusstsein von einem historischen Kontinuum der Verfolgung erzeugt die Vorstellung von den nie integrierten weil nie akzeptierten Juden und führt zu Schlussfolgerungen, wie ich sie oft von Schülern gehört habe, wie sie aber auch, wie ich mir ausberufendem Munde habesagen lassen, deutsche Lehrer beim Besuch in Yad Vashem stellen: „Warum blieben die Juden denn da, wenn sie die ganze Zeit verfolgt wurden?“ Dies hätte ich auch zum Aufhänger meines Vortrages machen können, schließe ihn aber nun damit. ■

ANMERKUNGEN:

- ¹ Dazu Wolf-Rüdiger Schmidt: „Auch Antizionismus ist keine Perspektive. Die Israelkritik im Deutschen Pfarrerblatt“, Compass-Infodienst Online Extra Nr. 148, Sept. 2011.
- ² Das Phänomen ist u.a. von Dan Diner schon im Zusammenhang mit dem Historikerstreit analysiert worden, Dan Diner: „Zwischen Aporie und Analogie. Über Grenzen der Historisierbarkeit des Nationalsozialismus“, in: Ders. (Hg.): Ist der Nationalsozialismus Geschichte? Zu Historisierung und Historikerstreit, Frankfurt a.M. (Fischer TB), 1987, S. 62-73.
- ³ Dies zeigt sich in den Auswertungen der zahlreichen Umfragen, cf. z.B. Wolfgang Frindte / Dorit Wammesberger: „Antisemitismus in Deutschland. Sozialwissenschaftliche Befunde“, in: Lars Rensmann / Julius H. Schoeps (Hg.): Feindbild Judentum. Antisemitismus in Europa, Berlin (vbb), 2008, S. 261-295. Aus der Perspektive der Publizistik und Öffentlichkeit vgl. auch Chaim Noll: „Was ist neuer Antisemitismus?“ in: Tribüne - Zeitschrift zum Verständnis des Judentums 193, 2010, auch in: Compass Infodienst Online Extra Nr. 117.
- ⁴ Henryk M. Broder: „Günter Grass, der ewige Antisemit“, in: Die Welt, 4.4.2012, vgl. www.welt.de/print/die_welt/kultur/article10615411/Guenter-Grass-der-ewige-Antisemit.html
- ⁵ Theodor W. Adorno: „Erziehung nach Auschwitz“, Radiovortrag im Hessischen Rundfunk 1955, abgedruckt in: Erziehung zur Mündigkeit, Vorträge und Gespräche mit Hellmuth Becker 1959 - 1969, hrsg. von Gerd Kadelbach. Frankfurt a.M. (Suhrkamp), 1970, S. 92.
- ⁶ Vgl. Th. W. Adorno, „Was bedeutet Aufarbeitung der Vergangenheit?“, in: Gesellschaft - Staat - Erziehung. Blätter für politische Bildung und Erziehung, H. 1, 1960, zit. nach: E. Krippendorf, Einleitung, in: Erziehungswesen und Judentum. Die Darstellung des Judentums in der Lehrerbildung und im Schulunterricht, hrsg. vom Verband Deutscher Studentenschaften (VDS), zusammengestellt von E. Krippendorf in Zusammenarbeit mit D. Beilenstein, München 1960.
- ⁷ Cf. Chaim Schatzker: „Juden und Judentum in den Geschichtslehrbüchern der Bundesrepublik Deutschland“, in: Thomas Lange (Hrsg.): Judentum und jüdische Geschichte im Schulunterricht nach 1945. Bestandsaufnahmen. Erfahrungen und Analysen aus Deutschland, Österreich, Frankreich und Israel, Aschkenas - Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden, Beiheft 1, Wien u.a. (Böhlau), 1994, S. 37-47.
- ⁸ Geschichte und Geschehen, Stuttgart/Leipzig (Klett), im Mittel- und Oberstufenbuch: GuG A2 (Ausgabe Hessen), 1995, S.110, GuG I A, 1998/2003, S. 161. - Hinweis: Die Verweise auf die jeweilige Landesausgabe des Schulbuches bedeutet nicht, dass sich der Text nur darin findet, sondern dass die Seitenangabe sich aufgrund der Unterschiede zwischen den Landesausgaben nur auf die zitierte Ausgabe bezieht.
- ⁹ Zeiten und Menschen 2, Ausg. Baden-Württemberg, Paderborn (Schöningh), 2005, S. 116.

- ¹⁰ Zeit für Geschichte 2, Ausg. Baden-Württemberg, Braunschweig (Schroedel), 2005, S. 82.
- ¹¹ Auch wenn das Ghetto historisch richtig datiert wird, so wird gleichwohl meistens das vorherige Judenviertel als ghettoähnliche Situation beschrieben und der Unterschied somit verwischt.
- ¹² Ein Begriff, dessen Sinnhaftigkeit man anzweifeln kann, der sich aber nun so eingebürgert hat. Gemeint ist natürlich die Befreiung der Überlebenden dort und im weiteren Sinne des Gedenktages 27.1. das Ende der Vernichtungsmaschinerie.
- ¹³ Moritz Neumann, Gedanken zu Pessach 5772, in: Aus der jüdischen Welt, HR2, 6.4.2012. Cf. [www.hr-online.de/website/radio/hr2/>Suche A-Z > J > Jüdische Welt](http://www.hr-online.de/website/radio/hr2/>Suche%20A-Z%20J%20Juedische%20Welt)
- ¹⁴ Cf. Christoph Münz: „Der Holocaust, die Erinnerung und das Judentum - Das jüdische Gedächtnis und der Holocaust“, in: Erinnern und Verstehen - Schwerpunkte einer nachhaltigen Pädagogik nach Auschwitz. Text einer Tagung der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Görlitz und Dresden und der Friedrich-Ebert-Stiftung, Frankfurt a.M., epd-Pressedienst Dokumentation Nr.3, 2005, S. 36.
- ¹⁵ <http://webarchiv.bundestag.de/archive/2006/0202/parlament/geschichte/parhist/dokumente/dok08.html>. Dazu auch Bodo von Borries: „Lernen und Lehren zum Holocaust - Konventionen, Irritationen, Provokationen?“ in: „Wie sagen wir es unseren Kindern?“ Die Behandlung der Shoah im schulischen Unterricht. Tagung des Deutschen Koordinierungsrates und der Konrad-Adenauer-Stiftung, epd-Dokumentation Nr. 4/5, 2006, S. 50.
- ¹⁶ Ich teile hier überwiegend die Einschätzungen, aber nicht die Schlussfolgerungen, von Dana Giesecke / Harald Welzer: Das Menschenmögliche. Zur Renovierung der deutschen Erinnerungskultur, Hamburg (edition Körber Stiftung), 2012. Vgl. auch Wolfgang Meseth / Matthias Prose / Frank-Olaf Radtke (Hg.): Schule und Nationalsozialismus. Anspruch und Grenzen des Geschichtsunterrichts. Frankfurt/New York (Campus), 2004. Eine Synthese daraus erschien online: Wolfgang Meseth / Matthias Prose: „Riskantes Lernen: Moralische Erwartungen und der Geschichtsunterricht über den Nationalsozialismus und Holocaust“, <http://lernen-aus-der-geschichte.de/Lernen-und-Lehren/content/9438>
- ¹⁷ Cf. Anm. 1.
- ¹⁸ Cf. Wolfgang Geiger: „Von Hitler ‚getäuscht‘, ‚verführt‘ oder ‚übrerrumpelt‘? Das Ermächtigungsgesetz im deutschen Geschichtsbewusstsein - eine Bilanz im Jahr 60 der Freiheit“, in: Kommune - Forum Politik-Ökonomie-Kultur, N°3/2005 (Juni-Juli), S. 72-76. Eine überarbeitete Fassung (2010) gibt es im Geschichtslehrerforum: „Das Ermächtigungsgesetz im deutschen Geschichtsbewusstsein. Fragen an die Historiker und Lehrbuchautoren“, www.geschichtslehrerforum.de/html/ermaechtigung.html

- ¹⁹ Geschichte kennen und verstehen 9, Ausg. Bayern, München (Oldenbourg), 2004, S. 117. Hervorheb. im Original.
- ²⁰ Forum Geschichte 4, Ausg. Hessen, Berlin (Cornelsen) 2004, S. 64.
- ²¹ Ernst Bloch: Experimentum Mundi, Frankfurt/M. (Suhrkamp), S. 92.
- ²² Forum Geschichte 4, op. cit., S. 108.
- ²³ Max Horkheimer, Theodor W. Adorno, Dialektik der Aufklärung, Frankfurt am Main 1969, S. 4.
- ²⁴ Brockhaus 2004: „Juden: Stellung im Mittelalter“, zit. nach PC-Bibliothek 3.0. Hervorheb. von mir.
- ²⁵ Hierzu ausführlicher in Wolfgang Geiger: Christen, Juden und das Geld. Über die Permanenz eines Vorurteils und seine Wurzeln, in: Einsicht 04, Bulletin des Fritz Bauer Instituts, Herbst 2010, S. 30-37.
- ²⁶ Mosaik - Der Geschichte auf der Spur, Ausg. Bayern, B7, München (Oldenbourg), 2005, S.94. Hervorheb. von mir.
- ²⁷ Cf. Geiger, Geld, Anm. 25, sowie Quellen aus dem Mittelalter zum Geldverleih auf www.juedischegeschichte.de > Epochen > Mittelalter1 und Mittelalter2
- ²⁸ Zeit für Geschichte 3, Ausg. Baden-Württemberg, Braunschweig (Schroedel), 2006, S. 190.
- ²⁹ A.a.O., S. 191.
- ³⁰ Cf. Wolfgang Fritz Haug, Vom hilflosen Antifaschismus zur Gnade der späten Geburt, Berlin (Argument) 1987. Der hilflose Antifaschismus erschien erstmals 1967.
- ³¹ Forum Geschichte 3, Ausg. Hessen, Berlin (Cornelsen), 2003, S. 156.
- ³² Vgl. die zweite antisemitische Quelle in diesem Abschnitt: „Die Juden unter Fremdenrecht“, von Heinrich Cläp. 1912.
- ³³ Cf. Marion Kaplan (Hg.), Geschichte des jüdischen Alltags in Deutschland. Vom 17. Jahrhundert bis 1945, München (Beck) 2003, 276ff., 289f.
- ³⁴ Geschichte und Geschehen II A/B, Stuttgart/Leipzig (Klett), 2003, S. 93. (Oberstufe)
- ³⁵ Cf. Rachel Heuberger / Helga Krohn: Hinaus aus dem Ghetto... Juden in Frankfurt am Main 1800-1950, Begleitbuch zur ständigen Ausstellung des Jüdischen Museums Frankfurt a.M., S. Fischer, 1988, S. 87 (Kap. VI: Juden als Staatsbürger 1864-1914).
- ³⁶ Werner Sombart: Die Juden und das Wirtschaftsleben, Leipzig 1911. Cf. Götz Aly: Warum die Deutschen - warum die Juden? Gleichheit, Neid und Rassenhass, Frankfurt/Main (S. Fischer), 2011, S. 177.
- ³⁷ Werner Sombart: Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert und im Anfang des 20. Jahrhunderts. 4. Auflage Berlin 1919, S. 114. Erstaug.: Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert, Berlin 1903.

Preisträger der Buber-Rosenzweig-Medaille 2012: Fritz Bauer Institut Studien- und Dokumentationszentrum zur Geschichte und Wirkung des Holocaust

Das Fritz Bauer Institut ist eine unabhängige, interdisziplinär ausgerichtete Forschungs-, Dokumentations- und Bildungseinrichtung, die sich mit der Geschichte und Wirkung des Holocaust bis in die Gegenwart beschäftigt. Das Institut trägt den Namen des jüdischen Juristen, Reformers und Humanisten Fritz Bauer (1903 - 1968), der als hessischer Generalstaatsanwalt den ersten Frankfurter Ausschwitz-Prozess initiierte (1963 - 1965). Das Institut wurde 1995 als Stiftung des öffentlichen Rechts vom Land Hessen, der Stadt Frankfurt am Main und dem Förderverein Fritz Bauer Institut e.V. gegründet. Es kooperiert eng mit der Goethe Universität und hat seit Sommer 2001 seinen Sitz im IG Farben-Haus auf dem Campus Westend. Ein Kooperationsvertrag mit dem Jüdischen Museum Frankfurt aus dem Jahr 2007 regelt die enge Zusammenarbeit beider Häuser. Gemeinsam entwickeln sie Projekte und realisieren Ausstellungen. Das Pädagogische Zentrum des Fritz Bauer Instituts und des Jüdischen Museums bietet Fortbildungen, Unterrichtsmaterialien und Beratungen in den Themenfeldern der deutsch-jüdischen Geschichte und Gegenwart sowie zur Geschichte und Nachgeschichte des Holocaust an. Zudem arbeitet das Institut mit dem Leo Baeck Institute in London zusammen, das sich dem Studium der Geschichte und Kultur des deutschsprachigen Judentums widmet.



Das Fritz Bauer Institut hat seinen Sitz im IG Farben-Haus auf dem Campus Westend der Frankfurter Universität.

Geschichtsstunde allein SCHAFFT KEINE EMPATHIE

ERINNERUNG AN DEN HOLOCAUST

Das Projekt „Aktiv gegen Antisemitismus“ verbindet das Sprechen über die Vergangenheit mit dem Leben der Jugendlichen.

Das Ergebnis war eindeutig: Dass Jugendliche sich auf den Schulhöfen gegenseitig als „Juden“ beschimpfen, ist an bestimmten Schulen mehr Regel als Ausnahme; dass sie zu jüdischen Menschen Kontakt haben, hingegen nicht. Nicht einmal ein Prozent der Grund- und Gesamtschüler gab an, je einen Juden getroffen zu haben. Die nicht-repräsentative, aber aufschlussreiche Befragung an drei Berliner Schulen wies zudem auf eine bedenkliche Tendenz hin: Während Grundschüler meist noch sagten, nichts oder wenig über Juden zu wissen, hatten sich bei Jugendlichen ab 13 Jahren längst massive Vorurteile festgesetzt. „Beinahe zwei von drei i Schülern, nämlich 60 Prozent“, sagt Michael-Rump-Räuber, „äußerten gegenüber dem Judentum offene Feindschaft.“ Er fordert: „Die Schulen müssen sich mit Antisemitismus unter ihren Schülern stärker auseinandersetzen.“

Deutsch-türkische Liebe von 1941

Der ehemalige Lehrer in Berlin-Neukölln arbeitet als Antisemitismus-Experte am Landesinstitut für Schule und Medien Berlin-Brandenburg (Lisum). Gemeinsam mit dem American Jewish Committee (AJC) hat das Lisum in den vergangenen Jahren ein Bildungsprojekt erarbeitet. Es heißt „Aktiv gegen Antisemitismus“ und verbindet Themen, die so sonst nicht gemeinsam behandelt werden: die Identität der Jugendlichen, das Judentum in Bräuchen, Traditionen und Werten, Verfolgung und Widerstand in der NS-Zeit, Konflikte und Verteilungskämpfe im Nahen Osten. Vor allem zu Beginn folgt das Material einem klassisch demokratiepädagogischen Ansatz. Im Mittelpunkt stehen Fragen nach der Identität der Jugendlichen. Wer und wie ist man selbst, wer und wie die anderen; welche Werte, aber auch welche Muster der Ausgrenzung prägen das eigene Leben? Von welchen Männlichkeitsvorstellungen wird das eigene Leben geprägt; wie ist das Verhältnis zu Homosexualität?

Im zweiten Teil gibt es einen Überblick über jüdisches Leben und Religion, Speisegesetze und Feiertage, Tallit und Thora, dazu Besuche von Orten jüdischen Lebens in Berlin. Im Anschluss daran folgt der wohl in novativste Teil. Die Aufbereitung des Nationalsozialismus, zugeschnitten auf den Unterricht in der Einwanderungsgesellschaft.

Darin werden die Schüler zum Beispiel in ein Rollenspiel auf Basis einer - realen - türkisch-deutschen Liebesgeschichte verwickelt: In einem Leserbrief an die Redaktion der Rubrik „Völkische Lebensfragen“ erkundigte sich im April 1941 ein deutscher Vater nach der Rechtmäßigkeit der Liaison seiner Tochter mit einem türkischen Studenten. Ob da nicht, so fragt der Vater, „so starke rassische Unterschiede“ bestünden, „dass eine Ehe nicht in Betracht kommt“. Antwort bekommt der Vater nicht vom Verlag, sondern vom Reichshauptstellenleiter: „Wir ersuchen, uns die Personalien des Türken mitzuteilen.“ Falls die Tochter, die offenbar „nicht den geringsten Rassenstolz“ besitze, nicht hören wolle, drohe ihr „Schutzhaft“.

Historische Bildung reicht nicht

In der Folge behandelt das Material weitere selten erzählte Geschichten: von der Türkei, die unter anderem dem späteren West-Berliner Bürgermeister Ernst Reuter Zuflucht bot; aber auch eine über den Großmufti von Jerusalem, der als Muslim mit den Nationalsozialisten kollaborierte.

Die stellvertretende Schulleiterin Ute Winterberg, die das Programm an der Anna-Lindh-Grundschule mitentwickelt hat, ist von „Aktiv gegen Antisemitismus“ vor allem aus einem Grund überzeugt: „Wir gehen von der Erfahrungswelt der Schüler aus. Sie fragen sich: Wie geht es mir? Wo erlebe ich Ausgrenzung? Das eröffnet einen Weg, sich auch mit Ausgrenzung im Nationalsozialismus oder mit Antisemitismus auseinanderzusetzen. Der Zugang ist entscheidend.“

Damit geht das Programm auch ein Dilemma an, vor dem die „Erziehung nach Auschwitz“ insgesamt steht: Nicht nur die weniger werdenden Zeitzeugen stellen Schulen vor die Frage, wie der Holocaust künftig unterrichtet werden soll. Häufig warnen Experten zudem davor, den Geschichtsunterricht zu überfrachten - und von ihm zu erwarten, dass er Jugendliche nicht nur über Entstehung, Machtapparat und menschenverachtende Politik im Nationalsozialismus informieren, sondern zugleich ein Immunisierungsprogramm gegen Antisemitismus und andere Ideologien sein soll.

„Historische Bildung allein schafft keine Empathie“, sagt Michael Rump-Räuber. Sogar ein Dokument wie das Tagebuch der Anne Frank sei für Jugendliche häufig „relativ weit weg“. Auch dass Schüler sich automatisch mit den Opfern identifizierten und mit ihnen mitfühlten, sei keineswegs sicher. Manchmal gebe es sogar eine gegenläufige Tendenz: „Es gibt Jugendliche, die klatschen wenn im Film der SS-Offizier aus dem Bett einer Frau steigt, ans Fenster geht, jemanden erschießt und sich dann wieder zu Bett legt.“

Vielfalt der Schüler beachten

In diesem Sinne will „Aktiv gegen Antisemitismus“ nicht den traditionellen Geschichtsunterricht ersetzen, sondern eine Ergänzung bieten: und zwar eine, die der Vielfalt der Schüler gerecht wird und neben dem alten auch den aktuellen Antisemitismus nicht zuletzt von Schülern muslimischer Herkunft thematisiert.

Damit liegt es auch auf einer Linie mit dem im Januar vorgestellten ersten Antisemitismusbericht der Bundesregierung: Dieser kritisiert, dass Antisemitismus in den Schulen allzu häufig immer noch als ein „ausgeschlossen den Nationalsozialisten zuzuordnendes Phänomen, das 1933 quasi aus dem Nichts erschien und 1945 wieder verschwand“ behandelt werde.

Etwas zur gleichen Zeit sorgte eine Umfrage des Magazins Stern für Aufruhr, die - wenn auch von Experten angezweifelt (siehe Interview) - aus einem ganz anderen Grund ein kritisches Licht auf den Unterricht über den Holocaust wirft: Wenn es stimmt, was die Forscher in Erfahrung gebracht haben, bringt jeder fünfte Deutsche zwischen 18 und 29 Jahren den Namen Auschwitz nicht mehr mit einem Konzentrationslager in Verbindung. ■

Mit freundlicher Genehmigung
Frankfurter Rundschau (24.05.2012)



KANN MAN SCHÜLER ZWINGEN, Betroffenheit zu empfinden?

DIE ZUKUNFT DES GEDENKENS IM UNTERRICHT IN DEUTSCHLAND

TEXT ■ URI ROBERT KAUFMANN

Als Ausgangslage möge der Antisemitismus-Bericht der Bundesregierung des Jahres 2011 dienen. Antisemitische Einstellungen sind aus Deutschland nicht verschwunden und Vorurteile sind bei allen Gruppen von Schülern zu finden. Deutschland befindet sich im Mittelfeld, was angesichts der vielfältigen pädagogischen Gedenkarbeit der letzten vierzig Jahre eher erstaunt, respektive ernüchtern muss. Polen, Spanien und Portugal weisen hohe antijüdische Werte auf, wobei diese Länder fast ohne nennenswerte jüdische Gemeinschaften sind. Weiter ist in den letzten Jahren eine zunehmende Tendenz der Universalisierung des „Holocausts“ zu verfolgen und man darf fragen, wo die Singularität des Massenmordes an den Juden bleibt. Bei vielen Schülern ist

ein Gefühl vorhanden „zuviel“ mit Nationalsozialismus im Unterricht konfrontiert worden zu sein. In Wirklichkeit gibt es wenig Wissen. Nicht von der Hand zu weisen ist auch die Problematik einer „Gedenkoutine“. Hier stellt sich zum Beispiel die Frage, ob nach einer Exkursion etwa aus Süddeutschland nach Natzweiler-Struthof im Elsass ein Shopping im 55 Kilometer entfernten Strasbourg vorgesehen sein soll. Das Problem der Mahnfinger-Pädagogik besteht: Kann man Schüler zwingen Betroffenheit zu empfinden? Vom Wissenszugang der Schüler ergibt sich ein weiteres Problem: Judentum wird häufig nur im Kontext von Nationalsozialismus erwähnt. Es ist von Verfolgung, Mord und Terror die Rede, unangenehme Dinge, die man nicht gerne hört. Zudem will man nicht gerne Opfer

sein. Hinzu kommt ein weiterer Aspekt: Im Gegensatz zu den 1970er Jahren fehlt heute weitgehend der familiengeschichtliche Bezug. Wenn heute im Jahr 2012 ein Großvater 67 Jahre alt ist, wurde er 1945 geboren, d.h. er hat überhaupt keine Erinnerungen an den Krieg. Nur selten lebt ein Urgroßvater. Wenn von „politischer Verantwortung annehmen“ die Rede ist, ist dies für den Schulunterricht ein sehr abstraktes Prinzip. Die meisten Schüler können nicht die Tragik der Ausgrenzung des Jahres 1933 erkennen, wenn sie nicht die tausendjährige Geschichte der Juden in Deutschland wenigstens in ihren Grundzügen kennen. Das heißt auch vom pädagogischen Zweck her ist eine Kontextualisierung des Gedenkens in der deutsch-jüdischen Geschichte notwendig. Judentum muss in den Schulunterricht integriert und nicht nur für die NS-Zeit „aufgespart“ werden.

Mahnwache

TEXT ■ DETLEF PUHL

Erinnern Sie sich noch an einzelne Momente oder Ereignisse Ihrer eigenen Schulzeit? Sind dies Augenblicke, in denen ein Gedicht interpretiert oder der Satz des Pythagoras erklärt wurde, eine chemische oder physikalische Formel von Ihnen Besitz ergriff? Oder waren es nicht eher außerunterrichtliche Momente und Ereignisse: ein Ausflug, ein Aufenthalt im Schullandheim, eine Studienfahrt, ein Projekt?

Wovon spricht man denn bei einem Klassentreffen nach zehn, zwanzig oder noch sehr viel mehr Jahren? Woran erinnert man sich – auch positiv?

Es waren wohl seine Erfahrungen als Lehrer, der immer auch gerne Einladungen zu Klassentreffen folgte, die den ehemaligen Rektor der Drais-Realschule in Karlsruhe, Peter Baumbusch, zu der Idee brachten, seinen Schülerinnen und Schülern die Erinnerung an die Reichspogromnacht durch eine Mahnwache nachhaltig zu vermitteln.

Es war im Jahr 1988 – die schlimmen Ereignisse der Tage um den 9. November 1938 jährt sich geschichtsträchtig zum fünfzigsten Male – da gestalteten Schülerinnen und Schüler der Abschlussklassen der Drais-Realschule erstmals eine Mahnwache. Eingebunden war diese Aktion in den Erzieherausschuss der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Karlsruhe. In den folgenden Jahren wiederholte sich diese Aktion zwar eher unregelmäßig, aber auch damals achtete P. Baumbusch darauf, dass die Mahnwache nicht immer nur von seiner Schule durchgeführt wurde. Er arbeitete auch mit anderen Schulen und anderen Gruppen zusammen, immer mit dem Ziel, möglichst viele junge Menschen zu erreichen und zu motivieren.

Seit dem Ende der 90er Jahre ist diese Mahnwache nun so etabliert, dass sie jedes Jahr durchgeführt werden kann. Organisatorischer Mittelpunkt ist auch nach dem Tode des Peter Baumbusch vor fünf Jahren seine alte Schule, doch auch weiterhin wechselt die Durchführung von Schule zu Schule und auch zu anderen Bildungseinrichtungen. Der Ablauf dieser Mahnwache ist immer gleich, was sich ändert sind die Themen, mit denen sich die Gruppen an diesem Tag präsentieren. Im Vorfeld des 9. November erarbeitet eine Gruppe ein passendes Thema, das an diesem Tag zur Mahnwache präsentiert wird. Der OB



der Stadt Karlsruhe, Heinz Fenrich, regte vor zehn Jahren an, Biographien von jenen Karlsruher Bürgern mit jüdischer Herkunft zu schreiben, deren Ermordung in der Zeit der nationalsozialistischen Diktatur durch ein Denkmal auf dem Hauptfriedhof gedacht wird. Häufig wurde deshalb eine Biographie einer Person aus Karlsruhe oder der näheren Umgebung Karlsruhes gewählt.

Da es aber nicht darum gehen kann, jüdisches Leben nur als gedemütigtes Dasein zu betrachten, gab und gibt es Themen, die den kulturellen, geistigen und sozialen Reichtum aufzuzeigen, den dieses jüdische Leben in das sich oft christlich verstehende Abendland brachte. Wo liegen Unterschiede, wo gibt es Gemeinsamkeiten, wo die Parallelen bei den Kulturen, die seit fast zweitausend Jahren unser Leben prägen? Eine Klasse befasste sich mit den jüdischen Festen und Bräuchen. Eine andere Klasse besuchte den alten jüdischen Friedhof in Karlsruhe, doku-

mentierte die weit mehr als tausend Gräber. Die Beschäftigung mit diesem Tag bringt es mit sich, dass zwar der Geschichtsunterricht in besonderem Maße gefordert wird. Keine zwei Omnibusstunden von Karlsruhe liegt das ehemalige KZ Natzweiler-Struthof, das Ziel einer Studienfahrt ist. Aber auch Religions- und Ethikunterricht tragen mit zum Gelingen bei, wenn beispielsweise die Karlsruher Synagoge besucht wird. Der Deutschunterricht hilft nicht nur beim schriftlichen Gestalten der Dokumentation, auch literarisch kann die Vorbereitung auf diesen Tag ergänzt werden. Kurz gesagt – es gibt eine kaum überschaubare Menge und Möglichkeiten an Themen.

In Karlsruhe ist an der Stelle ehemaligen Synagoge in der Kronenstraße eine Gedenkstätte eingerichtet worden. Im hinteren Bereich einer gartenähnlichen Anlage steht eine Mauer, an der drei Relieftafeln angebracht sind. Diese zeigen die Synagoge im unzerstörten und im zerstörten Zustand von 1938, in der Mitte weisteine Inschrift

Was ist Grundwissen:

Seit tausend Jahren wohnen Juden auf dem Gebiet des heutigen Deutschlands. Sie sind die älteste nichtchristliche Minderheit Europas. Das Niveau der mittelalterlichen jüdischen Kultur war hoch. Die deutschsprachigen Juden waren für die europäischen Juden insgesamt Pioniere der Moderne bezüglich der Aufklärung („Haskala“), der modernen jüdischen Pädagogik, der wissenschaftlichen Erforschung des Judentums, der modernen religiösen Strömungen (modern-orthodox, konservativ, liberal-religiös), der Organisation des Zionismus und der Debatte über die Stellung der Frau im Judentum. Daneben ist ihr „Beitrag“ zur Gesellschaft vom 18. bis zum 20. Jahrhundert zu würdigen. Selten wird etwas von Juden nach 1945 im Unterricht erwähnt.

Neben diesen inhaltlichen Defiziten gibt es eine neue demographische Wirklichkeit in den Schulen Deutschlands: Der Anteil der Kinder aus Zuwanderfamilien ist in den letzten vierzig Jahren enorm gestiegen. In gewissen Quartieren von Großstädten machen Zuwandererkinder teilweise heute die Mehrheit in Grundschulklassen aus, für Berlin-Kreuzberg ist von achtzig Prozent die Rede. Ein erheblicher Teil von ihnen sind Muslime: Sie sehen die deutsche Geschichte zuerst einmal nicht als Teil ihrer (Familien-)Geschichte an. Sie machen selbst Erfahrungen von Diskriminierung als Türken, Araber oder Kurden. In diesen Milieus werden ausländische Sender konsumiert, die leider oft ein stark judenfeindliches Potential haben. Im arabischsprachigen Milieu sind das der Al Dschasira-Sender und Al-Manara der Schiiten Partei Hisb`alla. Viele türkische Zeitungen berichten in den letzten Jahren im Zusammenhang mit der politischen Klimaverschlechterung immer negativer über Israel und dabei oft auch schlecht über Juden im allgemeinen. Besonders beliebt sind zur Zeit Verschwörungstheorien. Hier werden Emotionen angesprochen, die oft durch intensive (Groß-)Familienbindungen verstärkt werden, respektive nicht kritisch gesehen werden. So kommt es zu schlichten Gleichsetzungen etwa von der israelischen Regierungspolitik mit Synagogen in Deutschland oder städtischen Museen mit jüdischer Thematik. Es ist nicht hinzunehmen, dass Eltern den Unterrichtsbesuch in einer aktiven oder ehemaligen Synagoge für ihre Kinder prinzipiell verweigern. Dies muss wie jede andere Unterrichtsverweigerung Konsequenzen haben.

Gerade das Fach Praktische Philosophie (in NRW) oder Ethik (in vielen anderen Bundesländern) böte Gelegenheit, muslimischen Jugendlichen die ursprüngliche Nähe des Islams zum Judentum nahezubringen. Sie sollten jüdische Traditionen als Teil ihrer eigenen wahrnehmen und merken, dass sie durch judenfeindliche Einstellungen eigentlich Teile ihrer eigenen Identität ablehnen. Je nach Landsmannschaft wäre auch auf das durchaus erträgliche Nebeneinander durch Jahr-

hunderte hindurch hinzuweisen. Jüdische Geschichte ist als Teil der Heimatgeschichte zu verstehen, also für türkische Jugendliche etwa die Geschichte der Juden von Istanbul seit 1492, der Vertreibung des spanischen Juden, die u.a. auch in Istanbul zu wohnen kamen. Die Gemeinde hatte in den 1920er Jahren dreissigtausend Mitglieder und wies damals eine große innerjüdische Vielfalt auf. Man sollte somit Schüler dort abholen, wo sie sich befinden. Es könnte für fortgeschrittene muslimische Schüler ja durchaus interessant sein zu verfolgen, wie sich die jüdische Minderheit im deutschsprachigen Raum gegen den Druck der Mehrheitsgesellschaft durchaus ihr eigenes Profil zwischen 1800 und 1933 bewahren konnte. Die Anforderungen der „christlichen Leitkultur“ an die Minderheit waren sich damals und heute gar nicht so unähnlich.

Andererseits muss man den christlichen Religionslehrern ins Heft schreiben, dass bei allem Verständnis für das neue Interesse für den Islam die Beschäftigung mit den jüdischen Wurzeln des Christentums nicht in den Hintergrund gedrängt werden sollte. In Geschichtslehrbüchern ist dies da und dort auch der Fall, auch vereinzelt in Religionslehrbüchern wundert man sich, wie viel Platz der Islam erhält und wie wenig dem jüdischen Kontext des Neuen Testaments gewidmet wird.

Desiderate

Man muss das Judentum nach 1945 wahrnehmen, auch wenn die kreativen innerjüdischen Impulse nicht mehr aus Europa kamen, respektive angesichts der Zerstörung kommen konnten. In den USA sind die Debatten über die Stellung der Frau im Judentum ausgefochten worden. Viele schöpferische Impulse kommen von dort. Die realen Dimensionen des jüdischen Lebens muss man kennen. Die Juden sind nicht ein fromme Gruppe, die orthodoxe Tracht und Schläfenlocken tragen. Es gibt natürlich diese Gruppe – wenn auch kaum in Deutschland! –, doch sie ist sehr klein. Hingegen hat die Säkularisierung stark Einzug gehalten, so wie in den christlichen Milieus, aber ein noch so säkularer Jude ist kein säkularer Christ. Die Identitätsbezüge weisen

Brüche auf, auch wenn sie sich schließlich auf religiöse Traditionen berufen (müssen). Wenn man dies nicht sehen will, unterrichtet man an der Realität der jüdischen Gemeinden heute vorbei. Besonders in Deutschland sind die Juden eine besonders säkulare Gruppe, da achtzig Prozent seit 1990 aus der ehemaligen Sowjetunion stammen und durch zwei Generationen Atheismus geprägt sind. Dies müsste ein Thema im christlichen Religionsunterricht sein.

Es wäre weiter sehr zu wünschen, dass in der Religions- Ethik- und Geschichtslehrerbildung Pflichteinheiten Judentum nachgewiesen werden müssen, wie dies an zwei Pädagogischen Hochschule in Baden-Württemberg oder an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal (hier oft eine jüdische Gastprofessur) der Fall ist. Es ist angesichts der vielen Sonntagsreden ernüchternd, wie wenig es hier in Deutschland wirklich gibt. Auch in der Priester- und Pastorenausbildung wäre eine Unterrichtseinheit zeitgenössisches Judentum für das „Verstehen“ wichtig

In diese Richtung, in der Vermittlung zeitgenössischer jüdischer Identität ist auch das Likrat-Projekt der des Zentralrats der Juden in Deutschland anzusiedeln, das durch Frau Susanne Benizri in Heidelberg betreut wird. Hier kommen 16/17-jährige Jugendliche in Schulklassen und berichten über jüdisches Leben. Zuvor sind sie an Wochenenden ausgebildet worden.

Weiter bietet sich außerschulisches Lernen an, etwa der Besuch von lebendigen oder ehemaligen Synagogen oder Gedenkstätten an authentischen Orten: Beides sollte nebeneinander möglich sein.

Integration von Judentum im Unterricht, Kontextualisierung des Jahres 1933 in der Tiefenperspektive ununterbrochenen jüdischen Lebens in Deutschland seit dem 10. Jahrhundert, real mögliche Mengen an Lektionen und Anpassung der Inhalte an die veränderte Schulbevölkerung, das sind Wege um dem Gedenken im Unterricht in Deutschland eine Zukunft zu ermöglichen. ■



Uri Robert Kaufmann, geboren in der Schweiz, 1977-1983 Studium an der Hebräischen Universität in Jerusalem, in Allgemeiner und Jüdischer Geschichte (M.A.), Promotion in Zürich 1987, 1988-1997 wissenschaftlicher Mitarbeiter für Jüdische Geschichte an der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg danach freischaffend u.a. als Konzeptentwickler für die Dauerausstellung des Jüdischen Museums Berlin, für die Landesarchivverwaltung Baden-Württemberg, Quellenheft „Aschkenas“ zur jüdischen Geschichte Deutschlands, seit 2011 Leiter der Alten Synagoge Essen.



auf das Geschehen hin. Davor liegt ein halbrundes Podest mit einer hebräischen Inschrift. Auf diesem Podest, rechts und links von den Tafeln, stehen dann zwei Schüler oder Schülerinnen mit einer Kerze in der Hand schweigend und regungslos für je zehn Minuten - und halten so Mahnwache. Auf dem Bürgersteig davor stehen sechs oder sieben Stellwände. Auf zwei der Wände sind Bilder der ehemaligen Karlsruher Synagogen zu sehen, auf den restlichen Wänden werden die Ergebnisse der Schülerarbeiten präsentiert, wobei zwei oder drei der Schüler den vorübergehenden Passanten die Bilder und Texterläutern, gleichzeitig verteilt eine andere Schülergruppe Flugblätter, um den Leuten den Zweck dieser Aktion zu erläutern. Zwei Spruchbänder „x-Jahre nach der Reichspogromnacht“ und „Die Würde des Menschen ist unantastbar“ weisen ebenfalls auf Sinn und Zweck der Aktion hin. Manchmal werden passende Texte mit Hilfe einer Lautsprecheranlage verlesen, auch um die Aufmerksamkeit der Menschen zu erregen. Die Kleingruppen wechseln sich im zehnmündigen Wechsel ab und nach einer Stunde kommt die nächste Großgruppe aus der Klasse an die Reihe. Gegen 14 Uhr besuchen Oberbürgermeister Ferrih, Vertreter der Parteien, Überlebende des Ho-

locaust, die Presse und ganz einfach Menschen, denen es ein Bedürfnis ist, ihre Solidarität zu zeigen, die Mahnwache. Der OB erinnert in einer Ansprache an das Geschehen und dankt den Schülern für ihren Einsatz. Stark ist die jüdische Gemeinde Karlsruhe vertreten, ein Vorbeter betet mit seiner Gemeinde und singt das Kaddisch, das jüdische Totengebet. Die ganze Aktion beginnt morgens gegen neun Uhr mit dem Aufbau und endet mit dem Abbau gegen 16 Uhr. Ein solches Projekt zeigt Wirkung nach außen und nach innen. Die äußere Wirkung ist schnell ersichtlich: man steht - oft - in Kälte und Nässe, friert, es ergeben sich Diskussionen, man erklärt sein Tun, seine Motive - die Presse berichtet, am nächsten Tag sieht man die Bilder in der Zeitung, der OB und andere



Detlef Puhl, geb. 1950 in Künzelsau. Seit 1978 Unterricht an der Drais-Realschule in Karlsruhe. Das Projekt „Mahnwache“ führte er 2001 erstmals mit seiner damaligen Abschlussklasse verantwortlich durch und seitdem vier weitere Male. Seit 2007 ist er Mitglied in dem Erzieherausschuss der GCJZ Karlsruhe.

Repräsentanten des öffentlichen Lebens sprechen den jungen Menschen Mut zu, sie danken ihnen. Entscheidender noch ist die Wirkung nach innen. - Wissen um das damalige Geschehen ist die Basis. Die muss zunächst erarbeitet werden. Darauf aufbauend wird den Teilnehmern die eigene Rolle in der Geschichte bewusst - das Erbe der Vorfahren schlägt sich nicht nur in Kultur, Wissenschaft oder Wirtschaft nieder, das Erbe umfasst auch die dunklen und schrecklichen Seiten der Vergangenheit. Das verlangt Verantwortung und damit Einsatz, das Verdrängen und Vergessen zu verhindern. Sich zehn Minuten schweigend und regungslos hinzustellen, mit fremden Menschen zu diskutieren, Anwürfe, gar Beleidigungen aushalten, all das hilft dabei, sich mit dem, was man hier tut, zu identifizieren. Stolz kommt dabei auf - wenn von vielen Seiten Lob kommt. Dass der OB persönlich lobt, mit den Schülerinnen und Schülern spricht, das kommt immer ganz besonders gut an. Wie sehr sich junge Menschen mit diesem Projekt „Mahnwache“ zu identifizieren vermögen, zeigte die Klasse, die den jüdischen Friedhof dokumentierte. Um eine CD zu erstellen, auf der die Namen, Bilder und Lage der Gräber aufeinander bezogen werden können, verzichteten die Schülerinnen und Schüler nicht nur auf ihren traditionellen Wandertag am vorletzten Schultag vor den Sommerferien, sie arbeiteten auch am letzten Tag vor diesen Ferien verbissen, um diese Plattform dann ins Internet zu stellen. Um elf Uhr endete die Schule, um zwölf Uhr war noch lange nicht Schluss und auch um 13 Uhr war die Arbeit noch nicht beendet. Erst kurz vor 14 Uhr war die Arbeit endlich geschafft.

Die Mahnwache ist in Karlsruhe inzwischen zu einer festen Einrichtung geworden. Der Erzieherausschuss der GCJZ bemüht sich, dass sich möglichst viele Schulen abwechselnd an dieser Aktion beteiligen, um diese Kultur des Erinnerns beizubehalten. Wer sich an dieser Aktion beteiligt hat, der wird sich - dies zeigt sich bei Klassentreffen immer wieder - dessen immer wieder einmal erinnern. Und so vermag die Mahnwache hoffentlich einen kleinen Beitrag dazu liefern, was Theodor W. Adorno meinte: „Die Forderung, daß Auschwitz nicht noch einmal sei, ist die allererste an Erziehung. ■

ERINNERUNGEN

WAS DIE WUNDE ZUM EITERN bringt

TEXT ■ ALEXANDER KATZ / HERMANN SCHEPETKOV

Nichts ist in Deutschland so allgegenwärtig wie die Erinnerungen an die Schrecken der NS-Zeit. Sie beeinflussen sämtlichen Umgang mit der jüdischen Religion.

Sind Erinnerungen nun offene Wunden oder Narben? Nun, man müsste annehmen, dass eine offene Wunde sich irgendwann schließen müsste, aber das tut sie nur, wenn man sie auch lässt. Bedauerlicherweise wird diese Wunde immer wieder aufgerissen. Daran sind auch alle Beteiligten schuld, sowohl die Juden, die immer wieder Schuldige in Deutschen suchen, als auch Deutsche, die in Juden permanent Opfer sehen. Haben wir, wenn sichein 40jähriger Jude und ein gleich alter Deutscher treffen, Täter und Opfer vor uns? Natürlich nicht. Eine Erinnerung ist ein gespeichertes Erlebnis. Das bedeutet, dass wir, für die kein Erlebnis stattgefunden hat, nicht einmal von Erinnerungen sprechen können, und trotzdem nehmen viele sie als willkommenen Grund, Juden gesondert zu behandeln und Deutsche schuldig zu sprechen. Doch nur die Überlebenden haben Grund besonders behandelt zu werden! Nur diese haben das Recht von Erinnerungen zu sprechen.

Auffallend und auffallend traurig ist, dass Polizeibeamten selbst bei normalem Bürobetrieb zur Sicherung jeder jüdischen Gemeinde für nötig befunden werden. Kirchen und Moscheen genießen diese staatliche Unterstützung aber nicht. Die Gesellschaft müsste eigentlich über diese Phase der Unsicherheit hinweg sein. Sie ist es aber bis heute nicht. Während die Juden während der NS Zeit schlechter behandelt worden sind, werden sie heutzutage besser behandelt, was sich nicht zuletzt am Polizeischutz messen lässt. Wir Juden wollen aber weder gehasst, noch geliebt dafür werden, dass wir Juden sind. Leider denken aber selbst einige wenige Juden doch nicht so modern. Einige wenige sind der Ansicht erlegen, dass es sie zu etwas Besserem macht, Jude zu sein. Diese potenziellen Narbenbildungsverhinderer sind einer der Gründe, warum die alte Wunde nun anfängt zu eitern. Sie meinen, jeder Deutsche und der Staat selbst wäre ihnen etwas schuldig. Solche Aussagen, die wahrscheinlich auch an vielen anderen Stel-

len gemacht werden, schüren den Hass auf alle Juden, die sich normalerweise so verhalten, dass ihre Religion und Traditionen niemandem Lasten aufbürdet. Die Stimmen der rechten Szene werden dadurch lauter, sie fühlen sich sogar in ihrer Meinung bekräftigt. Wir alle wissen, wie sich diese Leute dann Gehör verschaffen.

Aber potenzielle Narbenbildungsverhinderer gibt es auch auf der Gegenseite. Die Deutschen, die davon überzeugt sind, dass Juden besser behandelt werden, werden schnell auf solche Ereignisse aufmerksam und projizieren dies auf die ganze jüdische Menge. Und es ist durchaus verständlich, dass bessere Behandlung Hass nach sich zieht. Anfang 2012 entschuldigte sich Norwegen für die Deportation von Juden. Ein Norwegen, dessen heutige Bevölkerung keine Schuld trägt. Die Motive für eine solche Entschuldigung sind natürlich edel, bringen jedoch falsche Ergebnisse. Viele tatsächliche Opfer haben diese Entschuldigung bedauerlicherweise nicht mehr hören dürfen, während sie aber zeigt, dass junge Menschen heutiger Zeit immer noch Schuldgefühle hegen. Ein Zusammenleben auf Basis von Schuldgefühlen bringt uns einer gleichberechtigten Gesellschaft nicht näher.

Ja, die Wunde eitertanstatt sich zu schließen. In jüngster Vergangenheit gab es Übergriffe auf jüdische Rabbiner und es werden weitere folgen, wenn den Menschen nicht endlich etwas klar wird. Religion ist das Eigentum eines Einzelnen. Musikgeschmack verhält sich übrigens genauso. Man bekommt die Ausübung von Religion kaum mit genauso, wie man die Musik eines iPod-Benutzers kaum mit bekommt. Hasst der Metalfan aber den Pophörer, weil er leise die Musik aus dessen Kopfhörer mit bekommt? Ja schon, aber auf keinen Fall so sehr, dass er Gefahr befürchten müsste. Wenn es schon so sein muss, dann muss ein Rechtsgesinnter keinen Kontakt mit Juden haben, ja, es ist sein gutes Recht, aber er soll niemanden mit seinem Tun belasten. Aber warum hasst man Juden so dafür, dass sie Juden sind? Warum hasst man sogar so, dass sie auch nach all der Zeit und den Erfahrungen, um ihr körperliches Wohlfürchten müssen? Ironischerweise ist dies, natür-

lich nur unter anderem, das Ergebnis des Aufzwingens von Erinnerungen, welches zu neuen, unbegründeten und sinnlosen Feindlichkeiten führt.

Das ins Gedächtnisrufen von den Gräueltaten des Dritten Reichs soll zur Ermahnung und zur Einigkeit aller Beteiligten führen. Dieses Ziel wird leider oft verfehlt, da man bei der Erinnerung an die deutsche Geschichte immer nur am Holocaust hängen bleibt. Man vergisst dabei oft, dass deutsche und jüdische Soldaten im ersten Weltkrieg an der selben Front dienten. Sie kämpften zusammen, sie saßen am selben Tisch zusammen und viele starben zusammen. Man vergisst noch öfter, dass die Eigenschaften „deutsch“ und „jüdisch“ nicht aus der selben Kategorie stammen. Es gibt Unmengen an deutschen Juden in Deutschland und es gab sie auch früher. Warum also die Gesellschaft spalten, wenn unsere Einigkeit soweit geht? Warum lassen wir die Vergangenheit unsere Zukunft bestimmen? Die Erinnerungen müssten dazu dienen, dass sich die Geschichte, welche zum Holocaust geführt hat, nie wiederholt. Diese Erinnerungen müssen keine schweren Schmerzen verursachen, die uns in unseren Entscheidungen beeinflussen. Sie müssen aber trotzdem immer sichtbar sein. Die Wunde soll nicht eitern, sie soll endlich verheilen, sodass uns die entstandene Narbe immer an die Vergangenheit erinnert.

Was bedeutet die Vergangenheit denn nun für uns? Sie zeigt uns Fehler, die wir nicht mehr machen dürfen. Sie zeigt uns Schrecken, die sich nie wiederholen dürfen. Sie zeigt uns unsere Wurzeln. Sie bedeutet uns aber nicht, wie wir aus unseren Wurzeln wachsen müssen; die Vergangenheit darf uns nicht bestimmen. Sobald die Gesellschaft endlich aus den Fehlern der Vergangenheit gelernt hat, dann sollte jeder den anderen nicht als Christ, Jude, Buddhist oder Moslem, sondern als Menschen sehen. Sobald wir diesen Status erreicht haben, haben sich anstelle der Wunden endlich Narben gebildet. Narben, die uns immer ermahnen werden, aber nicht mehr schmerzen ... ■

Alexander Katz, geboren 1988 in Riga, Lettland. Mit 9 Jahren kam ich in die religiöse jüdische Schule in Riga. Mit 11 Jahren bin ich nach Deutschland gezogen, wo ich mein Schulabschluss auf einem Gymnasium absolvierte. Zur Zeit studiere ich General Management an der Privaten Fachhochschule Göttingen und lebe in Kassel.

Nimm deine Kindheit und lauf, eine andere kriegst du nicht

TEXT ■ MIRJAM PRESSLER

ÜBER AUTOBIOGRAFISCHES SCHREIBEN

Autobiografisches Schreiben ist auf die eigene Person gerichtet, es erzählt die eigene Geschichte aus einem persönlichen Blickwinkel, die subjektiven Wahrnehmungen, die eigenen Deutungen, die man braucht, um seine Identität zu entwickeln.

Aber wie sieht jemand seine eigene Geschichte? Dabei lassen sich zwei Positionen unterscheiden. Die einen sehen ihre Geschichte positiv. Das findet man besonders häufig, wenn berühmte Leute wie zum Beispiel Politiker oder Wirtschaftsbosse ihre Autobiografien schreiben. In dem Teil, in dem sie auf ihre Kindheit eingehen, ist ihr persönlicher Erfolg bereits angelegt, wird vielleicht auch schon von der Umwelt imaginiert. Oder sie arbeiten sich aus armen Verhältnissen hoch, doch auch dann ist ihre Kindheit vorzeigbar und nicht mit Scham besetzt. Solchen Kindheitserinnerungen könnte man den Titel geben: „Stell deine Kindheit auf einen Sockel. Weglaufen musst du jedenfalls nicht.“

Dagegen gibt es die schwere, die schwierige und beschädigte Kindheit, die fast immer viel mit Scham und Erniedrigung zu tun hat, oft mit Misshandlungen und Missbrauch. Das sind die Kindheiten, für die der Titel passt: „Nimm deine Kindheit und lauf, eine andere kriegst du nicht.“

Niemanden ist es besonders angenehm, Geschichten dieser Art zu erzählen, aber andererseits wird man solch eine Kindheit auch nie los. Wer sie nicht erzählt, wird innerlich daran erstickt, wenn sie nicht schon dazu geführt hat, dass seine Gefühle abgetötet sind. Man spürt also den inneren Drang zu erzählen, gleichzeitig hindert einen die Scham, es direkt und offen zu tun, unverblümt sozusagen. Diese Scham ist bei den Kindheiten, die ich meine, sehr tief, weil Kinder das, was sie erleben, nicht einordnen und relativieren können. Sie beziehen alles auf sich, sie sind der Mittelpunkt (auch des Bösen), und folglich trifft sie auch die Schuld an dem, was ihnen passiert.

Eine Ausnahme dabei sind die „vorzeigbaren“ schlimmen Kindheiten. Ich möchte hier zwei Beispiele erwähnen, die zwar keine Autobiografien sind, aber erzählte Kindheit, nämlich *Oliver Twist* und ein früheres Lieblingsbuch meiner Töchter, *Heimatlos* von Hector Malot. In diesen Geschichten passiert den Kindern zwar auch Schlimmes, aber – sie stammen aus einer guten bzw. sehr guten Familie, von der sie durch widrige Umstände

getrennt wurden, und das Böse kam von außen. Durch ihre Herkunft sind sie von einer „inneren Unschuld“, die sie unangetastet durch alles Elend gehen lässt.

Was aber wäre gewesen, wenn Oliver Twist oder der kleine Remi aus *Heimatlos* tatsächlich die Kinder von Asozialen gewesen wären, mit einer Hure als Mutter und einem kleinen Ganoven als Vater? In diesem Fall hätte die Scham sie vielleicht daran gehindert, zu erzählen, was ihnen passiert ist – und die Autoren daran, ihre Protagonisten so positiv darzustellen und ihnen die „innere Unschuld“ zuzuweisen. Dann wäre es eine „nicht vorzeigbare“ beschädigte Kindheit gewesen.

Aber, wie gesagt, wer nicht redet, erstickt. Autoren reden nicht, sie schreiben. Um von ihrer eigenen beschädigten Kindheit zu erzählen, müssen sie sich Tricks ausdenken, damit sie einerseits nahe genug und andererseits weit entfernt genug von sich selbst sind. Das autobiografische Schreiben bewegt sich in diesem Raum, in der Spannung zwischen Nähe und Distanz zur eigenen persönlichen Geschichte.

Solche Tricks der Distanzierung sind zum Beispiel, dass man nicht „ich“ schreibt, sondern „er“ oder „sie“. Oder man gibt der „Ich“-Erzählerin einen anderen Namen; dass man seinen Protagonisten das andere Geschlecht zuweist; oder man verlegt den Ort der Handlung in eine andere Landschaft; oder man macht aus einer gestohlenen Gans ein gestohlenen Huhn. (Oft reichen winzige Änderungen, um Distanz herzustellen.) Auch Weglassen und Übertreiben gehören zu den Tricks, die richtige Mischung von Nähe und Distanz zu finden. Das sind technische Mittel, die man benutzt, um sich zu verstecken. Eine weitergehende Form, meiner Meinung nach die wichtigste, ist das Mischen von erinnerter Realität mit Erfundenem. Das ist schon deshalb nötig, weil niemand sich tatsächlich an alles genau erinnert. Die Erinnerungen bestehen in der Regel ja aus Fetzen ohne Anfang und Ende, Ausschnitte, Bilder, die durch den Kopf schießen und kaum fassbar sind. Und was macht man, wenn einen die Erinnerung im Stich lässt? Man erfindet etwas dazu, ohne

groß darüber nachzudenken. Man erfindet einen Anfang und ein Ende zu dem Erinnerungsfetzen, den man tatsächlich hat, denn sonst wird es ja keine Geschichte.

Vor allem gehört dazu auch das Erfinden von Details, die eine Geschichte erst bunt machen und ihr einen bestimmten Charakter geben. Man erzählt zum Beispiel von seiner Oma, und um die Oma zu beschreiben, bekommt sie vielleicht eine blaue Schürze, obwohl sie genauso gut grün oder grau hätte sein können. Aber kaum hat man die Farbe definiert, ist die Schürze für alle Zeiten blau, wird es sogar in der eigenen Erinnerung. Und wenn man sich dabei ein schönes, klares Blau vorstellt, verändert sich sogar der Charakter der Oma, wird klarer, heller, sehnsüchtiger. Und wie war das Wetter, als ich misshandelt wurde? Habe ich nicht gerade aus dem Fenster geschaut und eine Libelle vorbeifliegen sehen? Und schon wird alles anders. Die Hintergrundfärbung verändert die Erinnerung, und die Erinnerung verändert im Nachhinein das Erleben, nimmt ihm vielleicht etwas von seinem Stachel.

Was ich damit sagen will: Wir brauchen solche erfundenen Details, um unsere Erinnerungen zu vervollständigen, um sie einzuordnen und auch, um sie erträglicher zu machen. Das bedeutet natürlich, dass jedes autobiografische Schreiben nicht wahr ist im Sinne von: So ist es passiert, genau so. Je mehr Details erfunden werden, umso klarer wird die innere Wahrheit der Dinge, die Faktentreue tritt dagegen in den Hintergrund. Aus eigener Erfahrung weiß ich, dass es gerade die erfundenen Details sind, die es einem ermöglichen, die eigene Biografie nicht verdrängen zu müssen. Und wer weiß schon, was tatsächlich wahr ist. Spielt es überhaupt eine Rolle? In der Psychologie gilt ein erfundener Traum genauso viel wie ein tatsächlich geträumter. Um nicht allen Eindrücken und Gefühlen hilflos ausgeliefert zu sein, müssen wir ordnen, gewichten, bewerten – und dazuerfinden. Das alles passiert schon beim mündlichen Erzählen, aber viel mehr noch beim Schreiben. Wird zu wenig gewichtet, geordnet, bewertet, dazuerfunden, hält sich jemand nur minutiös

an die Fakten und den Ablauf der Handlung, kommt etwas heraus, das vielleicht, objektiv gesehen, wahr ist, andererseits aber tödlich langweilig, weil die innere Wahrheit zu kurz kommt. Das ist sogar schon beim Tagebuchschreiben so. Als Beispiel dafür, wie minutiöses Aufzählen der Fakten zu einem Mangel an innerer Wahrheit führt, möchte ich hier die Tagebücher von Thomas Mann nennen.

All die Schwierigkeiten, von einer beschädigten Kindheit zu erzählen, treffen natürlich besonders auf diejenigen zu, die ihre Kindheit gar nicht so genau kennen (zum Beispiel ich, was man an meinem Buch *Wenn das Glück kommt*, muss man ihm einen Stuhl hinstellen, merken kann). Und auf Kinder, die keine Zeit haben, ihre Strategien zu entwickeln und zu verfeinern, wie zum Beispiel bei der Autobiografie von Anne Frank, *Das Tagebuch der Anne Frank*.

Wenn Erwachsene über Kindheit berichten, ist das natürlich ganz anders. Es gibt Menschen, die – aus biografischen Gründen – von ihrer Kindheit nie loskommen.

Vielleicht sind es nur die unglücklichen Kindheiten, die solche Spuren hinterlassen und für das ganze Leben bestimmend bleiben. Obwohl ich mir, ehrlich gesagt, keine wirklich glückliche Kindheit vorstellen kann. Aber wenn die Umstände erfreulich sind, fällt es vielleicht leichter, sich vor den Problemen zu drücken, die zwangsläufig mit dem Aufwachen auftauchen. Oder die Erinnerungen daran werden durch glückliche Ereignisse über-

lagert. (Wenn das wirklich so ist, sollten einige von uns, auch ich, vielleicht dankbar sein, eine harte Kindheit gehabt zu haben. Aber das fällt mir schwer zu denken. Ich hätte gerne eine andere gehabt. Hatte ich aber nicht.) Ich möchte von der These ausgehen, dass jedes Schreiben autobiografisch ist, zumindest wenn es sich um erzählte Kindheit handelt. Schließlich kann man nur das erzählen, was man gehört, gesehen, gelesen – oder selbst erlebt hat. ...

Nicht biografisch erzählte Kindheiten werden häufig zu Büchern, die nur pädagogischen Zwecken dienen. Von diesen Büchern rede ich hier nicht, sie interessieren mich nicht. Mir geht es nur um autobiografisch erzählte Kindheiten.

Wer von Ihnen mein Buch *Wenn das Glück kommt*, muss man ihm einen Stuhl hinstellen kennt, wird vermutlich das Gefühl gehabt haben, dass etwas Autobiografisches drinsteht. Aber was? Welche Details stimmen, welche sind dazuerfunden? Das werden Sie nicht wissen. Zum Glück! Denn die Mischung von Fakten und Erfundenem ermöglicht mir nicht nur die notwendige Nähe und Distanz zu meiner eigenen Geschichte, sondern auch die notwendige Distanz zum Leser. Unverblümt erzählen kann ich nicht, will es auch nicht. Meine Zeit im Heim war einer meiner „schwarzen Flecken“ in der Erinnerung. Nicht dass ich das alles vergessen hatte, ich habe nur nicht oft davon gesprochen. Es war auch leichter zu sagen: Ich war in einem Internat.

Preisträgerin der
Buber-Rosenzweig-
Medaille 2013:

Schriftstellerin
Mirjam
Pressler



© Karen Segglelke/Beltz&Gelberg

Zu Leben und Werk: Mirjam Pressler, geboren 1940 in Darmstadt, wuchs bei Pflegeeltern auf. Nach dem Abitur studierte sie Bildende Kunst in Frankfurt am Main und Sprache in München. 1962 lebte sie zunächst ein Jahr lang in einem Kibbuz in Israel und kehrte 1970 nach München zurück.

„Als Autorin lebe ich von meinen Erfahrungen, meiner Biographie“, sagt Mirjam Pressler. „Wie ich schreibe, muss stimmen, muss meiner Realität, meiner sozialen Wirklichkeit entsprechen.“ In ihren Romanen und Erzählungen, die nicht nur Kinder und Jugendliche, sondern auch Erwachsene ansprechen, vermag Mirjam Pressler jüdisches Leben in der Zeit des Nationalsozialismus und danach dem deutschen Publikum, insbesondere den nachwachsenden Generationen, erzählerisch nahe zu bringen. Ihre schonungslose und mutige Darstellung „beschädigter Kindheiten“ ist ein Plädoyer für eine offene und tolerante Gesellschaft. Mit Ihren Übersetzungen aus dem Hebräischen, Jiddischen und Niederländischen ist es ihr zudem gelungen, Fremdheiten abzubauen und ein differenziertes, vielschichtiges Bild der israelischen Gesellschaft in der Folge des Holocaust zu vermitteln.

Übrigens wurde es auch nach außen hin so genannt, weil ihm eine höhere Schule angeschlossen war. Gut, ich habe an diese Zeit möglichst selten gedacht, bin den Gedanken absichtlich ausgewichen. Ich habe die Strategien, die ich anfangs beschrieben habe, nicht auf diese Erinnerungen angewandt. Ich hatte es auch nicht vor. Aber dann kam die Aufforderung, eine „wahre Geschichte aus meiner Kindheit“ für eine Anthologie zu schreiben. Mir fiel als Thema ein, dass ich als Zwölfjährige für das Müttergenesungswerk Geld gesammelt und mir dann zehn Mark aus der Büchse geklaut hatte. Das schien mir als Thema für eine Kurzgeschichte geeignet. (Seltsamerweise fiel es mir nicht ein, eine „wahre Geschichte aus meiner Kindheit“ zu erfinden.)

Doch als ich anfang zu schreiben, drängtesich mir dieser unverarbeitete, undurchdachte, unerzählte Teil meiner Kindheit auf, überfiel mich förmlich, sodass ich mich ihm nicht mehr entziehen konnte. Ich schrieb und schrieb und es wurde ein Buch über „das Heim“.

Natürlich habe ich dabei einige Tricks angewandt, um Distanz zu schaffen. Meine Hauptfigur ist zwar eine Ich-Erzählerin, aber sie heißt Halinka. Sie hat eine Tante, die sie liebt, ich hatte nur meine frühere Pflegemutter, die mich zwar nicht so sehr liebte, aber sie war damals meine einzige Bezugsperson. Halinkas Fremdsein wird damit erklärt, dass sie aus Polen kommt.

Alles erfunden. Alles Abweichungen von der Wahrheit. Ich könnte auch sagen: Alles notwendige Fiktion, die mir erlaubt, auf Distanz zu gehen. Aber habe ich nicht selbst gesagt, autobiografisches Schreiben geschieht in dem Raum zwischen Nähe und Distanz zur eigenen Person? Worin besteht also die Nähe?

Wahr ist der Kofferspeicher. Wahr ist die Szene im Schwetzingen Schlosspark – allerdings zu einem anderen Zeitpunkt und unter anderen Bedingungen passiert. Wahr sind viele der äußeren Bedingungen, zum Beispiel die Strafdienste. Wahr ist die Einsamkeit unter vielen, die nur sehr schwer zu ertragen ist. Wahr sind auch manche Sätze.

Zum Beispiel lasse ich Halinka einmal, als sie die Puppe ihrer Erzfeindin sieht, denken: „Ich glaube, ich habe noch nie eine Puppe gehabt, jedenfalls erinnere ich mich nicht, dass ich je eine gehabt hätte.“ Als ich diesen Satz schrieb, habe ich mir gar nichts dabei gedacht, er ist assoziativ entstanden. Doch wenn ich jetzt aus diesem Buch lese und auf diesen Satz stoße, überkommt mich jedes Mal Wut, eine Wut, die mir fast die Luft nimmt. Wut darüber, dass ich nie eine Puppe gehabt habe. Ich merke selbst, wie meine Stimme sich verändert.

So gibt es noch andere Sätze, über die ich nicht rede. Natürlich nicht. Von beschädigten Kindheiten, das habe ich eingangs erwähnt, kann man nicht offen und unverblümt sprechen. Aber ein bestimmtes Wort möchte ich noch erwähnen, an das ich mich jetzt schon so gewöhnt habe, dass ich es hören und aussprechen kann,

ohne besondere Regungen zu zeigen oder unterdrücken zu müssen, und zwar habe ich das Halinka zu verdanken. Das Wort heißt „verwahrlosen“. Halinkas Reaktion auf dieses Wort: „Es gibt Wörter, bei denen ich Bauchweh kriege und fast weinen muss. Einfach so. Egal, um was es wirklich geht. Das Wort 'verwahrlosen' gehört dazu. Ich hebe unauffällig die Hand zum Mund und beiße mir fest in den Daumenballen. Das hilft immer, wenn ich schnell an etwas anderes denken will.“ Bis zu diesem Buch ging es mir mit dem Wort „verwahrlosen“ so. Ich brauchte nur irgendwo etwas von verwahrlosten Kindern zu hören, und schon hat es mir die Tränen in die Augen getrieben, ohne dass ich es verhindern konnte. Jetzt habe ich es so oft ausgesprochen, dass ich zwar noch ein bestimmtes unangenehmes Gefühl dabei habe, aber ich muss nicht mehr weinen. Das Wort, eingebettet in eine andere Geschichte, die Geschichte Halinkas, hat für mich eine andere Färbung bekommen, ich kann jetzt damit umgehen. Übrigens, die Sache mit dem In-den-Daumenballen-Beißen ist wahr, das habe ich als Kind immer getan, um mich von etwas Schlimmen abzulenken. Immer in den linken Daumenballen.

Es gibt so vieles, was ich zu Halinka sagen könnte. Denn Halinka, das bin ich, das bin ich nicht. Und gerade deshalb kann ich so viel zu ihr sagen. Von der allzu großen Nähe zu meiner Geschichte befreit zu werden durch Element der Fiktion, bringt mir die notwendige Distanzierung. Und Distanzierung ist immer einen Schritt über etwas hinaus. Von der Nähe weg-zugehen, bedeutet gleichzeitig auch, sich einen neuen Raum zu schaffen, einen Raum, der literarisches Schreiben erst möglich macht. Es ist der Raum, den man braucht, um sich zwischen dem Ich und der Welt, der Wahrheit und der Erfindung, der Realität und der Sehnsucht die eigene Identität zu schaffen. Es tut gut, eigene Gefühle und Wahrnehmungen auf eine andere Person zu projizieren. Das macht es einem leichter, das eigene Erlebensmuster zu erkennen. Auch die eigenen Schattenseiten. Denn ebenso wie Halinka ich ist und nicht ich, ist es natürlich auch die gemeine Elisabeth. Oder der Herbert in Kratzer im Lack. Auch Herbert bin ich und bin es nicht.

Mir hat dieses Buch, *Wenn das Glück kommt*, sehr viel geholfen. Beim Schreiben beziehungsweise hinterher ist mir vieles klar geworden, auch Dinge, über die ich mich freue und die ich vorher nicht gewusst habe. Ich habe zum Beispiel voller Glück und Zufriedenheit festgestellt, dass Halinka eine ganze Menge Strategien entwickelt, um mit ihrer Situation fertig zu werden. Die Strategien sind vielleicht nicht immer sehr moralische, aber sie sind wirksam. Halinka ist nicht nur hilflos ihrer Situation ausgeliefert, sie wirkt auf sie ein. Und ich habe jetzt, im Nachhinein, das Gefühl, das auch getan zu haben und nicht nur Opfer gewesen zu sein. Das macht mir das Erinnern leichter. Und das Erzählen. Und das autobiografische Schreiben.

„Nimm deine Kindheit und lauf, eine andere kriegst du nicht.“ Gut, ich finde mich damit ab. Trotzdem hätte ich gerne eine andere gehabt. ■

Aus: Werkstattbuch, Mirjam Pressler, Beltz & Gelberg Verlag 2001

HOLOCAUST- GEDENKTAGE

in der Herderschule Kassel

TEXT ■ LOTHAR HOFFMANN

Gedenkveranstaltungen traditioneller Art sind aus Schülersicht, wenn sie überhaupt wahrgenommen werden, öffentliche Rituale, die mit ihrer eigenen Erfahrungswelt vermutlich wenig oder gar nichts gemein haben. Feierstunden im Bundestag oder Besuche von Staatsgästen in Gedenkstätten wirken auf Jugendliche eher fremd und steif, sie bewegen nichts oder erzeugen gar Abwehrhaltungen. Betroffenheit lässt sich nicht organisieren, schon gar nicht verordnen, und sie führt auch nicht zwangsläufig zu „kritischer historischer Selbstreflexion“. Andererseits sind Gedenktage aber ein Teil der Erinnerungskultur. Die Auseinandersetzung mit ihnen ist eine Möglichkeit, historisches Wissen in einem gesellschaftlichen Kontext zu verorten und zu historischem Bewusstsein werden zu lassen, das auf politisches Handeln für „eine humane Gegenwart und Zukunft“ angelegt ist. Eine Herausforderung für den Geschichtsunterricht besteht darin, gemeinsam mit Schülerinnen und Schülern eine Form der Annäherung und der Auseinandersetzung zu finden, in der diese - und jeder Schülerjahrgang für sich - den ihnen ange-

messenen Umgang mit Gedenktagen entwickeln und erproben können. Voraussetzung dafür ist ein ergebnisoffener und bewusst offen gehaltener Prozess, in dem Lehrer als Moderatoren und Ratgeber, zum Teil auch als Verstärker fungieren können, aber viel Raum geben müssen für Schülerideen sowie -aktivitäten und kreative Veranstaltungsformen. Seit 2000 werden an der Herderschule jeweils am Ende des ersten Schulhalbjahres, im Umfeld des 27. Januar, von Schülerinnen und Schülern der Geschichtskurse des Jahrgangs 13 mit Unterstützung ihrer Kurslehrer Gedenkveranstaltungen für den gesamten Jahrgang 13 organisiert und gestaltet, einige davon mit öffentlicher Beteiligung. Die Organisation liegt bei einer kurz nach den Herbstferien einberufenen Arbeitsgruppe von interessierten Schülerinnen und Schülern aus den Geschichtskursen und einigen Lehrern. Von dieser Arbeitsgruppe werden Vorschläge aus den einzelnen Kursen zur thematischen Ausrichtung und zur Form der Veranstaltung erhoben oder selbst entwickelt, in mehreren Pausentreffen und Arbeitssitzungen disku-

tiert und konkretisiert und die Arbeitsergebnisse in die einzelnen Kurse zurückgespiegelt. Die Ergebnisse waren vom Ansatz her höchst verschiedenartige, aber inhaltlich durchweg anspruchsvolle und auch von den Schülern als ertragreich eingeschätzte Gedenkveranstaltungen. Das Spektrum der konzeptionellen Ausrichtung reicht von der Vertiefung einzelner Aspekte der Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Expertenvorträgen, der Auseinandersetzung mit Filmprojekten, der Diskussion mit Zeitzeugen bis hin zur szenischen Lesung von Dokumenten. Wichtig waren dabei in der Regel ein regional- oder lokalgeschichtlicher Bezug, das Bemühen um Anschaulichkeit durch das Einbringen von Bild- und Tondokumenten und die Möglichkeit für alle Teilnehmer, sich aktiv mit Fragen, kritischen Anmerkungen und Diskussionsbeiträgen einzubringen. Wertvolle Anregungen für die inhaltliche Ausgestaltung gaben die regelmäßigen Veranstaltungsreihen der Volkshochschule sowie der Gedenkstätte Breitenau.

Die jeweiligen Gastreferenten und Akteure, insbesondere die bei der Vorbereitung und Organisation der Veranstaltungen aktiven Schülerinnen und Schüler, haben damit einen Beitrag zur Entwicklung einer Erinnerungskultur in der Schule geleistet, der Anerkennung verdient, aber auch zur Weiterführung und Weiterentwicklung herausfordert. ■

Lothar Hoffmann, Leiter des gesellschaftswissenschaftlichen Aufgabefeldes 2000 - 2010



Für immer und ewig – süße Entstellungen

Jehuda Amichai,
Wie schön sind
deine Zelte, Jakob,
München 1988,
Piper-Verlag

BILDER Toter JUDEN AN DER ZIMMERWAND IN PETACH-TIKWA
WIE STERNE, DIE VOR JAHRTAUSENDEN STARBEN,
UND IHR LICHT ERREICHT UNS ERST JETZT.

WAS IST JÜDISCHE ZEIT: EIN DUNKLES, TRAUIGES GETRÄNK,
UND MANCHMAL KOMMEN DIE SCHLÄGE UND SCHLAGEN ES
ZU LEICHTEM SCHAUM - WIE FREUDE.

WAS IST EIN JÜDISCHER ORT: EXPERIMENTIERPLÄTZE GOTTES,
AN DENEN ER NEUE MEINUNGEN ERPROBT UND NEUE WAFFEN,
ÜBUNGSPLÄTZE FÜR SEINE ENGEL UND GEISTER.
EINE ROTE FAHNE IST DORT AUFGESTELLT: ACHTUNG, FEUER!

WAS IST DAS JÜDISCHE VOLK: DER PROZENTSATZ, DER BEI
ÜBUNGEN UMKOMMEN DARF,
DAS IST DAS JÜDISCHE VOLK.
ES IST NOCH IMMER NICHT ERWACHSEN: WIE EIN KIND, DAS
ÜBER DIE VERSTÜMMELTEN WÖRTER SEINER ERSTEN JAHRE NOCH
NICHT HINAUS IST, SO KANN ES DEN GOTTESNAMEN NOCH NICHT
AUSSPRECHEN, ES SAGT: ELOKIM, DER NAME, ADONAI, DADA,
GAGA, JAJA,
FÜR IMMER UND EWIG SÜßE ENTSTELLUNGEN.

Die Shoah als Element in der Konstruktion israelischer Erinnerung



Im Dezember 1986 führte das Habimah-Theater Jossi Hadars Stück „Biebow“ auf. Es erzählt die Geschichte eines jungen israelischen Patienten in einer psychiatrischen Anstalt, der glaubt, von Hans Biebows bösem Gesicht besessen zu sein. Hans Biebow war der deutsche Wirtschaftsaufseher des Ghettos von Lodz. Für diesen Aufsatz relevant ist die Allegorie, nicht das Stück als solches. Diese Allegorie ist Ausdruck dafür, dass die Shoah im israelischen – wie im jüdischen Bewusstsein überhaupt – als unverarbeitetes psychisch Gegenwärtiges lebt.

Vierzig Jahre nach Kriegsende kommt es in Israel zu einer signifikanten Welle von historiographischen Debatten und literarischen Arbeiten sowie zu einem wachsenden Zuschauerinteresse an Filmen, die mit der Shoah zu tun haben: Das Thema ist vielleicht stärker präsent als je zuvor abgesehen von den öffentlichen Diskussionen um die deutschen Reparationen in den frühen fünfziger Jahren und vom Eichmann-Prozess in den frühen Sechzigern. Absicht dieses Aufsatzes ist eine überaus tentative Analyse einiger Aspekte der Herausbildung, Entwicklung und Bedeutung israelischer Erinnerung an die Katastrophe der europäischen Juden.

Hinsichtlich des Kollektivs stellt die Erinnerung ein soziales Phänomen dar, ein gesellschaftlich produziertes Ensemble von Symbolen, das zur wesentlichen Referenz für Bericht und Erzählung der Gruppe über ihre eigene Vergangenheit wird; hier wird im Regelfalle die fortlaufende Selbstwahrnehmung der Gruppe konstruiert. Im Kontext der Gola waren es die rabbinischen Autoritäten, die die Strukturen der Erinnerung formten. Die Führer der zionistischen Bewegung und des

Staatesübernahmen die erinnerungsformenden Funktionen der traditionellen religiösen Autoritäten, bzw. konkurrierten mit ihnen innerhalb Israels. In diesem Beitrag soll sichtbar gemacht werden, wie es auch zu einer ständigen Interaktion zwischen den traditionellen und den neuen Autoritäten gekommen ist. Es wird sich darüber hinaus zeigen lassen, dass tatsächlich bis heute keine wirklich „säkulare“ Form des Gedenkens in der israelischen Gesellschaft möglich scheint. Die Wahl, die von den säkularen Autoritäten getroffen wurde, vermengte sich mit den traditionellen Formen und den Gedenktagen des jüdischen Lebens in der Gola.²

Was die Ausbildung der Erinnerung an die Shoah in der israelischen Gesellschaft angeht, so lässt sich etwas wie ein sich wiederholender Prozess in drei Stadien beobachten: individuelle Initiativen, die fast zufällig ergriffen werden; die rapide Institutionalisierung dieser Initiativen, die zur Etablierung einer symbolischen Struktur führt und die im Grunde mit den traditionellen Mustern jüdischer Erinnerung im Einklang steht.

Bald nach der Staatsgründung trat ein offizielles Gedenken an die Shoah auf den Plan, das sich deutlich um drei sehr ähnliche Muster herum strukturierte:

- Katastrophe und Erlösung (Shoah WeGeula)
- Katastrophe und Wiedergeburt (Shoah WeTekuma)
- Katastrophe und Heldentum (Shoah WeGewura)

Wir wollen uns im ersten Teil der Herausbildung dieser Strukturen zuwenden, um uns

dann mit den divergierenden Aspekten der manifesten und der latenten Bedeutung einiger der so geschaffenen symbolischen Muster zu befassen.

Als im Dezember 1949 die Asche von Juden, die im Konzentrationslager Flossenbürg vernichtet worden waren, nach Israel überführt wurde, entschied ein Ressortleiter im Ministerium für religiöse Angelegenheiten, Rabbi S.Z. Kahana, dass diese Asche auf dem Berg Zion begraben werden sollte, und zwar am 10. Tevet – in der jüdischen Tradition dem Tag, des allgemeinen Kaddisch. Er schlug sogar vor, diesen Tag zum Gedenktag an die Shoah zu machen.³ Das Oberste Rabbinat akzeptierte Kahanas Entscheidung: eine individuelle wurde institutionalisiert und es bildete sich ein symbolisches Muster heraus, das religiöse Gedenken an die Shoah mit fester Hand zu strukturieren.

Der 10. Tevet ist das Datum, an dem die erste Belagerung Jerusalems durch den babylonischen König Nebukadnezar begann. Damit wird in der jüdischen Tradition der Anfang einer Kette von Katastrophen gekennzeichnet, die durch Zerstörung und Exil akzentuiert waren. Auf der anderen Seite steht der Berg Zion laut religiöser Tradition für den Begräbnisplatz König Davids. Da der König David mit dem Messias verwandt ist (Ben David, Sohn Davids), ist der Berg Zion Ort und Symbol der Erlösung. Indem das Rabbinat eine Verwaltungsentscheidung traf, wird die Erschaffung eines durchsichtigen symbolischen Musters institutionalisiert, einer Verbindung zwischen Zerstörung und Erlösung. „An der Gedenkstätte für den Holocaust am Berg Zion“, sagte Rabbi Pinkas von Kartitz, „trauern wir und klagen, beugen uns und sitzen in Asche, und zugleich stehen wir wieder auf und erheben unsere Häupter.“⁴

In Übereinstimmung mit traditionellen Mustern wird diese Katastrophe eingefügt in die Reihe der Katastrophen der jüdischen Vergangenheit und damit auf eine mythische Ebene von Katastrophe und Erlösung gehoben, die im religiösen jüdischen Denken verwurzelt und überdies in tiefen Schichten menschlicher Vorstellungskraft verborgen ist. In ultra-orthodoxen, nicht-zionistischen religiösen Gruppen in Israel wird die oben erwähnte Art, des Holocaust zu gedenken, nicht anerkannt. Für sie ist, unter anderen Formen des Gedenkens, die Veröffentlichung

der Predigten von Rabbinern, die im Holocaust ermordet wurden und der Bau von Synagogen und Jeschiwoth, die dem Andenken an die Toten gewidmet sind und die Namen zerstörter Synagogen Jeschiwoth der Gola tragen, wesentlich. Der Bau von Synagogen und Jeschiwoth verbindet ebenfalls Katastrophe und Erlösung. Als im Juni 1894 der Grundstein für das Weltzentrum der Belzer Chassidim in Jerusalem gelegt wurde, erklärte der Belzer Rebbe: „Wenn die Erlösung kommt, wird Gott die Steine und das Bauholz sammeln, aus denen die Synagogen und Jeschiwoth errichtet wurden, wird sie den Kindern Israel zeigen und ihnen sagen: Alles, was ihr habt, kommt aus den heiligen Werken, der Thora und den Gebeten derer, die in der Diaspora lebten.“⁵ Die symbolische Errettung der zerstörten Synagogen stellt die Verbindung dar zwischen der Welt von gestern, den Synagogen der Gola, und der endlichen Erlösung in den Tagen des Messias. Die weltlichen Autoritäten ergriffen ihre eigene Initiative, einen Tag des Gedenkens einzurichten; aber wie bereits erwähnt, fiel ihre Wahl fast notwendigerweise mit den traditionellen Daten und Mustern des Gedenkens zusammen.

Am 12. April 1951, ein paar Wochen nachdem die Knesset von der offiziellen israelischen Forderung nach Reparationen von Deutschland informiert worden war, wurde ein Gesetz über die Einrichtung eines Gedenktages für den Holocaust verabschiedet (Jom Ha Shoah): der Aufstand im Warschauer Ghetto hatte in der Nacht auf Pessach, am 14. Nissan (19. April) 1948 begonnen; der Gedenktag wurde auf den 27. Nissan festgesetzt.

Die Ursprünge dieser Entscheidung jedoch liegen noch vor der Staatsgründung und können wiederum auf eine fast zufällige Initiative zurückgeführt werden. Am 1. April 1948 schrieb ein Mapam-Mitglied der Va'ad Leumi, Zwi Lourie⁶ an das Oberste Rabbinat, um darauf hinzuweisen, dass der fünfte Jahrestag des Warschauer Ghetto-Aufstandes im Monat Nissan stattfinden werde. Das Rabbinat wurde aufgefordert, dieses Tages in geeigneter Weise zu gedenken, und es scheint, dass diese Initiative der erste Schritt war, der zu jener Entscheidung der Knesset von 1951 führte. In der offiziellen Interpretation der Entscheidung der Knesset für den 27. Nissan erklärte Rabbi Mordechai Nurock, der Vorsitzende des Knesset-Ausschusses, der mit dieser Angelegenheit befasst war, folgendes: „Wir mussten ein Datum wählen, das auf die meisten Massaker an der europäischen Judenheit und auch auf den Ghettoaufstand passt, der im

Monat Nissan stattfand. Deshalb wählte der Knesset-Ausschuss das Ende des Monats Nissan, eine Zeit, zu der viele heilige Gemeinschaften von den Kreuzrittern, den Vorfahren der Nazis, ermordet wurden.“⁷

Während der Debatte in der Knesset verknüpfte Rabbi Nurock ganz klar die Vernichtung der europäischen Judenheit mit der Staatsgründung: „Ehrenwerte Mitglieder der Knesset“, erklärte er, „wir haben einen Friedhof vor unseren Augen gesehen, einen Friedhof für sechs Millionen unserer Brüder und Schwestern, und vielleicht wurde uns wegen ihres Blutes, das vergossen wurde wie Wasser, das Vorrecht zuteil, unseren Staat zu bekommen.“⁸

Die Wahl des Datums wie auch Nurocks Aussage legen unmittelbar die folgende Interpretation nahe:

- Die Herstellung einer (vielleicht notwendigen) kausalen Verbindung zwischen der Vernichtung der europäischen Judenheit und der Geburt Israels (was indirekt ein Versuch ist, den Juden der Diaspora eine neue Würde zu geben, seien sie Opfer oder Überlebende);
- die Einfügung des Holocaust in die historische Reihe der jüdischen Katastrophen.

Diese beiden Elemente wiederholen klar die Folge von Katastrophe und Erlösung, die wir bereits im religiösen Gedenken identifiziert haben.

Erlösung verliert hier ihre explizit religiöse Konnotation und verwandelt sich in den weltlichen Begriff von Wiedergeburt. Aber implizit werden die traditionellen Muster erhalten. Der Zusatz, der sich auf die zentrale Stellung des Warschauer Ghetto-Aufstandes im Monat Nissan gründet, ist von allen der bekannteste: Katastrophe und Heldentum.

Dies Akzentverschiebung von Katastrophe und Vernichtung auf die zentrale Stellung des bewaffneten Aufstandes, die der Hauptgrund für die Wahl des Gedenkdatums im Monat Nissan zu sein schien, hat selbst wiederum einen Erlöseraspekt: von der passiven Katastrophe zum erlösenden Kampf, wobei die kämpfende zionistische Jugend der Ghettos mit dem bewaffneten Kampf für den Staat verknüpft wird. In gewissem Sinne ist Shoah WeGewura eine andere Formel für Shoah WeTekuma, das heißt möglicherweise auf für Shoah WeGeula.

Die Akzentverschiebung von Shoah zu Shoah WeGewura oder Shoah WeMeri (Katastrophe und Aufstand) wird zum Fokus der Integration der Vernichtung der europäischen Judenheit in die offizielle israelische Erinnerung. Die Betonung des bewaffneten Aufstandes wurde sowohl von einigen nichtreligiösen

Überlebenden kritisiert, für die der bewaffnete Aufstand nicht die einzige Form von Heldentum war, wie auch von religiösen Kreisen, für die das Märtyrertum als solches den höchsten Wert darstellte, nicht aber Heldentum oder bewaffneter Aufstand.⁹

Wir wissen nicht, warum Menachem Begin die Erinnerung an die Shoah von der Erinnerung an die Gewura zu trennen versuchte. Wir können nur Vermutungen anstellen. Auf jeden Fall stand Begins Rhetorik zum Thema des Gedenkens, so weit die Shoah davon berührt war, durchaus in Übereinstimmung mit dem religiösen Pathos, das eine politische Sicht und Rhetorik tränkte. Indem er die Shoah mit dem wichtigsten religiösen Gedenken an die Churban (Zerstörung) verknüpfte, fügte er der politischen Tekuma, das heißt dem Staat selbst, ganz offen eine geheiligte religiöse Dimension hinzu. Auf jeden Fall trat die Fusion säkularer und traditioneller Erinnerungsmuster stärker in den Vordergrund als je zuvor. Begins Vorschlag wurde von der Knesset zurückgewiesen.

Eine besondere Art der Geschichtsschreibung hob sofort nach Kriegsende an, besonders in den DP-Lagern in Deutschland und Italien, und entwickelte sich später in Israel in gleicher Richtung weiter. Die Überlebenden waren Autoren einer beträchtlichen Zahl von Memoirenliteratur, die entweder individuell oder gemeinschaftlich verfasst wurde. In den Lagern bestand die Möglichkeit, Zeugen zu befragen, um Details zu überprüfen. Solche Sammlungen und Dokumentationen wurden in Zeitschriften publiziert. Fortgeführt wurde all das in den ersten Jahren nach der Staatsgründung vor allem in solchen Kibbuzim, in denen Gruppen früherer Partisanen und Ghetto-kämpfer lebten.

Das Schreiben dieser proto-historischen Literatur folgte einer sehr klaren Linie, die meist mit den Ingredienzien der Herausbildung der offiziellen Erinnerung zusammenhing. Diese Linie wurde in den fünfziger und frühen sechziger Jahren entwickelt. „Es war allgemein üblich“, schreibt der Historiker Israel Gutman, „den Untergrund als Ergebnis der zionistischen Erweckung, und vor allem als einen Ausdruck des Bundes auf Leben und Tod anzusehen, den die Jungen der zionistischen Pionierbewegung geschlossen hatten, die ihrem Credo bis zum Ende treu blieben. In extremen Fällen wurde der bewaffnete Widerstand als die Leistung derer dargestellt, die ihre Zukunft auf Eretz Israel gerichtet hatten, und symbolisierte ihre Abkehr vom Geist der Diaspora.“¹⁰ Wirklich nahmen die israelischen Historiker des modernen Antisemitismus und der Shoah sehr bald die mühevollen Aufgabe auf sich, möglichst viele Aspekte der Zerstörung so genau wie möglich zu erforschen. Aber von der Bedeutung dieser wissenschaftlichen Anstrengungen unabhän-

gig stellen sie jenen alles umgreifenden Bedeutungsrahmen kaum infrage. Erst seit der Vertreibung, Antisemitismus, **Shoah** und **Tekuma** wird er zum Teil problematisiert.

Dieselbe Botschaft lässt sich an Namen und inneren Aufbau der offiziellen Gedenkstätte entschlüsseln, die am 19. August 1953 eingerichtet wurde: „**Jad Vashem**, Erinnerungsstätte für die **Helden und Märtyrer**.“ Sie findet sich später, in weitaus grellerer Form, im Diaspora-Museum in Tel Aviv. Ich nehme an, dass viele lokale Museen für die **Shoah** Zeichen derselben archetypischen Struktur setzen. In **Jad Mordechai** bewegt man sich vom schwach beleuchteten Erdgeschoss, das der **Shoah** gewidmet ist, ein paar Stufen hinauf zum besser beleuchteten Raum, der an die Ghettokämpfer erinnert, und weiter hinauf zum hellen Licht der **Tekuma** in der Haupthalle.

In **Jad Vashem** werden in der ersten Abteilung die vor der Vernichtung liegenden Verfolgungen, die zwischen 1933 und 1939 erfolgten, beschrieben. Die zweite Abteilung scheint isoliert dazustehen: sie ist dem Prozess der Auslöschung zwischen 1941 und 1945 gewidmet. Diese Auslöschung kann nicht mehr mit der traditionellen Reihe der Verfolgungen in Verbindung gebracht werden, wie sie im gesamten Verlauf der jüdischen Geschichte bekannt waren und sich in der ersten Phase der Nazi-Ära wiederholten. In der dritten Abteilung wird die Befreiung dargestellt: sie selbst stellt nicht das Endeder Geschichte dar, vielmehr führt sie direkt zu den Ufern von Erez Israel, zur letzten Erlösung.¹¹

Alles in allem waren die Initiativen für die Form des Gedenkens an die Vergangenheit zwar häufig zufällig, aber ihre schnelle Institutionalisierung bereitete jenen festen Grund für die offizielle Erinnerung, bei der die säkularen Formen mit religiösen Inhalten durchtränkt und in der die **Symbole, die der neue Staat und die neue Gesellschaft verwendeten Echo der traditionellen Muster der jüdischen Erinnerung waren**. Die Kohärenz des symbolischen Ausdrucks dieser Erinnerung an die **Shoah** scheint außer Frage zu stehen. Wenn man sich jedoch die Botschaft und die Funktionen des symbolischen Ausdrucks dieser Erinnerung näher betrachtet, ergeben sich grundlegende Paradoxien und schließlich vieldeutige Untertöne.

Nähern wir uns dem Ort von **Jad Vaschem**, das heißt, dem Gelände, auf dem es erbaut wurde. Als das Gesetz für die Einrichtung einer Gedenkstätte verabschiedet wurde, schlugen verschiedene Organisationen eine beträchtliche Anzahl möglicher Lokalitäten dafür vor. Im August 1953 besichtigten der Minister für Erziehung und Kultur, Ben-Zion Dinur, und ein Vertreter der **Keren Kajemeth** den Berg der Erinnerung oberhalb von Jerusalem. Theodor Herzl war dorthin im August 1949 überführt worden und auf demselben Gelände wurde kurz nach dem Ende der Kämpfe um Jerusalem ein Militärfriedhof angelegt. Dinur entschied, dass **Jad Vaschem** auf dem leeren Gelände des Hügels erbaut werden sollte, das dem Tal zugewendet ist.

Damit wurde der Berg der Erinnerung in gewisser Weise in zwei sehr unterschiedliche Bereiche aufgeteilt: der Teil des Hügels, der sich der Stadt Jerusalem zuwendet, beherbergt den Militärfriedhof sowie den Begräbnisplatz für den Begründer des Zionismus und einige seiner wichtigsten Führer. Auf jenen Teil, der den Hügeln zugewendet ist und der Stadt den Rücken zugeht, wurde das Gedenkzentrum für die Zerstörung der europäischen Judenheit errichtet. Diese Anordnung war, wie wir sehen können, einem bloßen Zufall geschuldet. Dennoch scheint sie einer Hierarchie innerhalb der symbolischen Bezugspunkte der neuen Gesellschaft zu entsprechen. Die Symbole des neuen Staates haben manifest Vorrang vor denen der Zerstörung.

Dies ist jedoch weniger eindeutig als es scheinen mag. In Israel besteht nichts, was dem Grabmal des Unbekannten Soldaten vergleichbar wäre. In einigen Ländern wird dieses Grabmal als das zentrale Symbol des nationalen Selbstverständnisses durch das Grabmal des Staatsgründers ersetzt (in lateinamerikanischen Ländern das „Grabmal des Libertador“, zum Beispiel das von San Martin in Argentinien). Welcher Modus des Gedenkens auch geübt wird – solche Grabmäler oder Monumente sind jedenfalls die geweihten Orte, an denen ausländische Würdenträger ihre Reverenz dem Land gegenüber ausdrücken, das sie besuchen. Aber in Israel besuchen ausländische Würdenträger weder den Militärfriedhof auf dem Berg der Erinnerung noch Herzls Grab. Diese Funktion wird vielmehr von **Jad Vashem** erfüllt. Auch diese Institutionalisierung wurde durchaus beliebig vom zweiten Leiter **Jad Vaschems**, Dr. Arie Kubovi, begründet; aber sie wurde bald zum Teil eines etablierten nationalen Rituals. Man könnte argumentieren, solche Entscheidungen bergen ein Element psychologischer Konditionierung in sich. Ich nehme jedoch an, dass solches Ritual eine latente Bedeutung von weitaus größerer Wichtigkeit hat. Auf merkwürdig widersprüchliche Weise ist die Gedenkstätte, die nicht auf die Stadt Jerusalem blickt, sondern den Hügeln zugewandt – das heißt, die auf den ersten Blick in der Hierarchie der Symbole nicht beherrschend ist, dennoch zum zentralen geheiligten Ort geworden, auf den sich die Aufmerksamkeit der Welt richtet und der ihr vorgeführt wird – ein Ort, an dem sich der Besucher mit der anscheinenden „raison d'être“ des jüdischen Staates identifiziert. Die darin eingelegte Botschaft könnte sein: hier in **Jad Vaschem**, der zentralen Gedenkstätte an die **Shoah**, hier findet sich das eigentliche Fundament der Legitimität des Staates Israel. Einige Bestandteile dieser Erinnerung sind offenkundig und unproblematisch. In gewissem Sinne drängte sich der fundamentale

und fast archetypische Zusammenhang und die psychologische Notwendigkeit von Erlösung oder Wiedergeburt, die einer Katastrophe folgen, geradezu unmittelbar auf; die Gründung des Staates erfolgte tatsächlich nur wenige Jahre nach der Auslöschung der europäischen Juden. Darüber hinaus war diese Abfolge ein so lautes Echo der metahistorischen Vision von jüdischem Schicksal und jüdischer Geschichte, dass sie in gewisser Weise einer geradezu vorgefertigten Form entsprang. Zweitens hatte diese Struktur im Kontext der neuen von Feinden umgebenen Staatlichkeit eine offensichtlich notwendige Mobilisierungsfunktion: die kämpfende Nation benötigte eine Geschichte des Heldentums, den Aspekt der **Gewura** als mythische Struktur von Katastrophe und Wiedergeburt zweifellos auch eine Bedeutung für die Integration der zerstörten Diaspora und der Überlebenden in das Epos der Staatsgründung übernehmen und jene symbolisch in den Zusammenhang gemeinsamen nationalen Stolzes und gemeinsamer nationaler Geschichte einführen.

Eine weitere, vielleicht eher latente als manifeste Funktion der Mythos kann gewesen sein, ein unterschwelliges Schuldgefühl lindern zu helfen, ein Schuldgefühl, das im Kontext jener Frage steht, welche Rolle der **Jischuw** bei möglichen Anstrengungen, Juden vor der Vernichtung zu retten, hätte einnehmen können. Die Fakten lassen verschiedene Interpretationen zu. Sicher aber ist, dass der **Jischuw**, zumindest auf der symbolischen Ebene, keinen überzeugenden Beweis für seine Pflicht zur Hilfeleistung lieferte. Oder wie Antek Zuckermann, einer der Führer des Warschauer Ghetto-Aufstandes es in einem Gespräch mit dem Schriftsteller Chaim Guri ausdrückte: „Warum kam keiner? Nicht ein einziger?“¹²

Dieses Schuldgefühl kann durchaus zur Umformung der Katastrophe der europäischen Juden in einen Faktor der Wiedergeburt Israels im Rahmen der offiziellen Darstellung beigetragen haben, wie sie in den fünfziger Jahren etabliert wurde. Darüber hinaus trug die Identifizierung der **Shoah** mit der **Gewura** in den Augen des säkularen israelischen Gesellschaft dazu bei, den Opfern der Zerstörung eine zusätzliche Würde zu verleihen. Auf jeden Fall mögen solche metahistorischen Konstrukte dazu beigetragen haben, das Gefühl eines tiefen Unbehagens nicht ergriffener Initiativen wegen zu lindern.

Nunmehr möchte ich mich dem latenten Aspekt dieser Erinnerung zuwenden, der Meinung, nach der die Verbindung zu dem verborgenen Teil der symbolischen Botschaft herstellt, auf die zuvor hingewiesen wurde. Wir sprechen hier von einer Funktion, derer sich die Gesellschaft überhaupt nicht bewusst ist.

Es kann sein, dass die Interpretation des Nazismus und der **Shoah** als absolutem Übel sowie die Identifizierung der Juden als einer Kategorie von Opfern ganz besonderer und unvergleichlicher Art, der jüdischen und der israelischen Wahrnehmung der **Shoah** einen metahistorischen Aspekt verleiht. Die Verbindung, die die religiöse Sicht der Einzigartigkeit des Volkes Israel mit der säkularen Version dieser Vorstellung wie sie auch im Zionismus präsent ist, widerspricht übrigens dem **historischen Anspruch des letzteren, das jüdische Schicksal zu normalisieren**. Dieser Besonderheit betonende Aspekt des Zionismus tauchte nach dem Sechs-Tage-Krieg verstärkt auf. In diesem Kontext spielt die **Shoah** als einzigartiges Ereignis wiederum eine entscheidende Rolle. Das mag darüber hinaus erklären, warum **Jad Vashem** zum symbolischen geheiligten Ort geworden ist, und warum die Erinnerung an die **Shoah** eine so profunde latente Bedeutung einzunehmen imstande ist. Es ist sowohl der symbolische Ort der Legimation des Staates als auch der Ort, an dem die Einzigartigkeit des jüdischen Schicksals aufs Neue vergegenständlicht wird, trotz des äußeren Anscheins der Normalität. Der Sechs-Tage-Krieg eröffnete eine neue Phase in der Wahrnehmung der **Shoah**, wie er auch eine neue Phase in der Entwicklung der israelischen Gesellschaft eröffnete. Die **Shoah**, die zuvor eine nationale Bedeutung einnahm, eine formalisierte und ritualisierte Bedeutung, wurde mehr und mehr zu einem zentralen Element der innergesellschaftlichen ideologischen Konfrontationen. In gewissem Sinne wurde die **Shoah** in sehr partiischer Weise instrumentalisiert; dadurch wurde sie aber auch den Alltagsproblemen des israelischen Lebens und einigen Grunddilemmata der Gegenwart viel näher gerückt.

Auf den beiden äußersten und einander entgegengesetzten Enden des ideologischen Spektrums lässt sich die Integration der **Shoah** schematisch wie folgt bestimmen: Im national-messianischen Lager lassen sich drei Hauptkategorien solcher Einpassung feststellen:

- die Tendenz, die Feindseligkeit der Araber mit der Haltung der Nazis den Juden gegenüber gleichzusetzen;

- die Bereitschaft, Symbole der **Shoah** im Kontext der inneren politischen Auseinandersetzung zur Selbst-Identifikation und zur Selbst-Rechtfertigung zu benutzen;

- die Betonung der Isolierung Israels, die Rhetorik der Vernichtung, die Einzigartigkeit des jüdischen Schicksals, die alle wiederum zur Vision der Erlösung führen.

Diese Elemente sind bekannt. Menachem Begin's Rhetorik während des Libanonkrieges ist eine gute Illustration des ersten Punktes. Die Verwunderung des gelben Sterns bei den Jamit-Siedlern, ein Beispiel für den zweiten

Aspekt; ja die gesamte Rhetorik von Katastrophe und Erlösung identifiziert praktisch den dritten Aspekt mit der mythischen Struktur der Erinnerung an die **Shoah**. Dieser letzte Punkt zeigt zudem, dass der neue messianische Nationalismus, die im Rahmen der zionistischen Ideologie ausgebildeten Symbole übernommen hat und sie nunmehr ins Extreme treibt.

Die Bedeutung des eben Gesagten liegt auf der Hand: die strukturierte mythische Erinnerung an die **Shoah**, die sich in den fünfziger und sechziger Jahren so klar herausbildete, wurde zum integrierten Bestandteil der Mythologie des messianischen Zionismus der siebziger und achtziger Jahre, weil ihre Botschaft offensichtlich unausweichlich war. Die Einzigartigkeit des jüdischen Schicksals und die Verknüpfung der Vorstellungen von Katastrophe und Erlösung sind zum wesentlichen Glaubenssatz eines äußerst artikulationsfähigen, wenn auch begrenzten Sektors der israelischen Gesellschaft worden. **Was ein möglicherweise essentielles symbolisches Muster des Gedenkens an die Vergangenheit für ein Kollektiv gewesen war, das seine Unabhängigkeit erstritt, wurde zum mächtigen Mythos für einen extremen Teil desselben. Dort wurden die beunruhigenden latenten Inhalte der Botschaft Teil des Glaubens, dort wurde die kohärente Weltanschauung der wahren Gläubigen erreicht.**

Viel mannigfaltiger und in vieler Hinsicht weniger „kohärent“ ist die Form, die die Erinnerung an die **Shoah** beim engagierten linksliberalen Teil der Bevölkerung angenommen hat. Man könnte auch hier versuchen, die Charakteristika von Darstellung der Vergangenheit zusammenzufassen:

- die Tendenz, einige jüdische Verhaltensweisen in den besetzten Gebieten oder im Verhältnis zu den Palästinensern überhaupt mit einigen Aspekten von Naziverhalten gegenüber den Juden oder mit dem Faschismus im Allgemeinen zu vergleichen;

- die Ablehnung jeglicher Form mythischer Strukturierung der Erinnerung an die **Shoah**, die Betonung ihrer durchgehend menschlichen und banalen Aspekte, wie auch der Hinweis auf schrittweise Einführung der Vernichtungspolitik;

- der Glaube an die Vergleichbarkeit und Universalisierbarkeit des Phänomens – was gerade notwendig den beiden vorausgehenden Postulaten entspringt.

Die Identifizierung einiger jüdischer Verhaltensweisen mit Verhaltensweisen der Nazis fand ihren Ausdruck in einer neuen Form subversiver literarischer Verwendung von Symbolen, einer Art Umkehrung der akzeptierten Sichtweise, einer Art von literarischer Trotzhaltung und Tabuzerstörung, die während des Libanonkrieges besonders deutlich wurde – oder wie ein Interpret sich ausdrückte: „Die

Bilder selbst, die Embleme des Nazismus scheinen nun durch Akte literarischen Widerstandes gegen eben die Rhetorik aus den sozialen Tabus entlassen zu sein, die offiziell behauptet, Juden seien konstitutionell unfähig zu derartigen Verhalten oder zu Handlungen von Unterdrückern ...“¹³ Der subversive Gebrauch von Symbolen ist nur ein möglicher Ausdruck ideologischen Widerstandes. Die implizierte Vergleichbarkeit und Universalisierbarkeit der **Shoah** ist schon wegen einiger in ihr eingeschlossener Widersprüche von Bedeutung: Im Leitartikel einer neueren Nummer der linken Zeitschrift „Politika“, der sich mit der **Shoah** befasst, betont der Autor das Bedürfnis nach Vergleichbarkeiten und Universalisierbarkeit dieses Ereignisses, wofür die Gründe auf der Hand lägen. Bei der Darlegung seiner Position fügt der Autor Formulierungen ein, die tatsächlich seine eigenen Prämissen annullieren: „Ich möchte auf keinen Fall sagen, dass die **Shoah** etwas Geringeres war als das Absolute Böse (ro'a muchlat).“¹⁴ Das „Absolute Böse“ macht aber Vergleichbarkeit und Universalisierbarkeit äußerst schwierig.

In gewisser Weise sind die politischen Erben jener linken Organisationen, die dreißig Jahre zuvor den Mythos von **Shoah WeTekuma** begründet haben, jetzt zu denjenigen geworden, die aufgrund der Entwicklung der israelischen Gesellschaft versuchen, diese mythische Erinnerungsform an die Vergangenheit zu reduzieren, während die politische Opposition in den fünfziger und sechziger Jahren sich das Kernstück dieser mythischen Erinnerung für ihre eigenen Zwecke instrumentalisierte und ihren latenten Inhalt in eine manifeste Botschaft zu verwandeln sucht. ■

Mit freundlicher Genehmigung
BABYLON 2/1987, VERLAG NEUE KRITIK

ANMERKUNGEN:

- 1 Ich möchte meinen Kollegen und Freunden Dan Diner, Sidra Ezrahi und Dina Porat für ihre äußerst hilfreichen Anregungen danken.
- 2 Siehe z.B. das bekannte und vieldiskutierte Buch von Yosef Hayim Yerushalmi, *Zakhor: Jewish History and Jewish Memory*, Seattle 1982
- 3 Brief von Dr. S.Z. Khana an das Oberste Rabbinat in Jerusalem vom 25.12.1949, Archiv des Obersten Rabbinats, Jerusalem
- 4 S.Z. Kahana, „Hamaschmout haleumit-similit-schel martef ha-schoa be Har Zion“, *Hatzofeh*, 16.12.1956
- 5 Predigt des Belzer Rebbe, in *Hamachane haharedi*, Nr. 188, Juni 1984
- 6 Brief von Zwi Lourie an das Oberste Rabbinat in Jerusalem, 1.4.1948 in den Archiven der Obersten Rabbinats, Jerusalem
- 7 *The Knesset Record*, 3. Sitzung, Erste Knesset, 12. April 1951, S. 1656
- 8 Ebenda, S. 1657
- 9 Chana Zemer, *Dvar hapeolet*, April 1963
- 10 *The Knesset Record*, 1. Sitzung, Neunte Knesset, 2. August 1977, S. 567
- 11 Yisrael Gutman, „Jewish Resistance – Questions and Assessments“, revidierte englische Fassung, „*Hahitnagut hajejudit letsuroteha – Kavim Iesikum*“, in Yisrael Gutman, *Bealata ube-ma'avak*, Tel Aviv 1985, S. 17 des englischen Textes
- 12 James David Young, „Memory and Monument“, in Geoffrey Hartmann (Hrsg.) *Bitburg in Political and Moral Perspective*, Bloomberg 1986
- 13 Sidra Dekoven Ezrahi, „Revisioning the Past: The Changing Legacy of the Holocaust in Hebrew Literature“, *Salmagundi*, Nr. 68 – 69, Herbst 1985, S. 270
- 14 Sidra Dekoven Ezrahi, „Revisioning the Past: The Changing Legacy of the Holocaust in Hebrew Literature“, *Salmagundi*, Nr. 68 – 69, Herbst 1985, S. 270

Schuhe

TEXT ■ ETGAR KERETZ

Am Holocaust-Gedenktag führen wir mit der Lehrerin Sara mit dem 57er zum Haus der Juden von Wolhyn, und ich fühlte mich ungemein bedeutend. Alle Kinder in der Klasse waren Irakisch, außer mir, meinem Vetter und noch einem, Druckmann, und ich war der einzige, dessen Großvater im Holocaust gestorben war. Das Wolhyn-Haus war wunderschön, prachtvoll, ganz aus schwarzem Millionärsmarmor gemacht. Es gab eine Menge trauriger Schwarzweißbilder dort und Listen von Menschen und Ländern und Toten. Wir gingen paarweise zwischen all den Bildern hindurch, und die Lehrerin sagte, nichts anrühren. Aber ich habe eines angefasst, eines aus Pappe, mit einem mageren, blassen Mann drauf, der weinte und ein Sandwich in der Hand hielt. Die Tränen rannen ihm über die Backen wie Fahrspurstreifen, die man auf einer Straße malt, und meine Klassenkameradin, Orit Salent, sagte, sie würde es der Lehrerin petzen, dass ich hingefasst hätte. Ich sagte zu ihr, von mir aus könne sie es sagen, wenn sie wolle, sogar der Direktorin, dass sei mir egal. Das ist mein Großvater, und ich fasse an, was ich will.

Nach den Bildern brachten sie uns in einen großen Saal und zeigten uns einen Film über die kleinen Kinder, die man in einen Kastenwagen steckte und nachher alle mit Gas erstickte. Dann stieg irgendein magerer Alter auf die Bühne und erzählte, was für Schurken und Mörder die Nazis waren und wie er sich an ihnen gerächt und sogar einen Soldaten mit eigenen Händen gewürgt hatte, bis er tot war. Dscherbi, der neben mir saß, sagte, der Alte lüge, denn so wie der aussehe, gebe es keinen einzigen Soldaten auf der Welt, den er erledigen könne. Aber ich schaute dem Alten in die Augen und glaubte ihm. Er hatte einen solchen Zorn in seinen Augen, dass mir alle pflastersteinschmeißenden Straßengangsgänge der Welt daneben wie Lappalien vorkamen.

Am Schluss, als der Alte fertig erzählt hatte, was er im Holocaust getan hatte, sagte er, dass alles, was wir gehört hätten, nicht nur für die Vergangenheit, sondern auch für das, was jetzt passiert von Bedeutung sei. Denn die Deutschen seien noch am Leben, und sie hätten immer noch einen Staat. Der Alte sagte, er werde ihnen nie verzeihen und er hoffe, wir ebenso wenig, und dass wir um Gottes willen nicht in ihr Land fahren sollten. Als er mit über fünfzig Jahren mit seinen Eltern zusammen Deutschland besucht habe, sei alles sehr hübsch gewesen und habe doch in der Hölle geendet. Die Leute haben oft ein kurzes Gedächtnis, sagte er, besonders für unangenehme Dinge. Sie ziehen es vor zu vergessen. Aber ihr werdet nicht vergessen. Jedes mal, wenn ihr einen Deutschen seht, werdet ihr euch an das erin-

nern, was ich euch erzählt habe. Und jedes mal, wenn ihr ein deutsches Erzeugnis seht, egal, ob das ein Fernseher ist, denn die meisten Fernsehmarken sind aus Deutschland, oder etwas anderes, denkt immer daran, dass sich unter der eleganten Verpackung der Waren Teilchen und Röhrchen befinden, die aus den Knochen, der Haut und dem Fleisch der Juden hergestellt sind.

Auf dem Weg hinaus sagte Dscherbi noch mal; wenn der Alte auch nur eine Gurke erwürgt habe, dann sei er Goliath, und ich dachte daran, dass es eigentlich gut war, dass wir daheim einen israelischen Amkor-Kühlschrank hatten, denn wer will schon Ärger. Zwei Wochen später kamen meine Eltern von einer Auslandsreise zurück und brachten mir Turnschuhe mit. Mein großer Bruder hatte Mama verraten, dass ich genau das wollte, und sie hatte die besten für mich ausgesucht. Mama lächelte, als sie mir das Geschenk gab, sie war sicher, dass ich nicht wusste, was es war. Aber ich erkannte das Adidas-Zeichen auf der Tüte. Ich zog die Schuhschachtel aus der Tüte und sagte danke. Die Schachtel hatte eine längliche Form wie ein Sarg. Und drinnen lagen zwei weiße Schuhe, jeder mit drei blauen Streifen, und auf der Seite stand »Adidas Rom«. Ich musste die Schachtel nicht erst aufmachen, um das zu wissen. „Komm, zieh sie an“, sagte Mama und entfernte das Papier aus den Schuhen, „damit wir sehen, ob sie passen.“ Sie lächelte die ganze Zeit, sie verstand überhaupt nicht, was los war.

„Die sind aus Deutschland, weißt du“, sagte ich zu ihr und drückte ihre Hand ganz fest. „Sicher weiß ich das“, Mama lächelte, „Adidas, das ist die beste Firma auf der Welt.“ „Auch Großvater war aus Deutschland“, versuchte ich anzudeuten. „Großvater war aus Polen“, korrigierte mich Mama und wurde einen Moment lang traurig, aber es ging gleich wieder vorbei, und sie zog mir den einen Schuh an und begann, ihn zuzubinden. Ich schwieg. Ich hatte begriffen, dass es nichts helfen würde. Mama hatte keine Ahnung. Sie war nie im Haus der Juden



Etgar Keret ist einer der bekanntesten israelischen Schriftsteller und Drehbuchautoren. Keret arbeitet für das Fernsehen, produziert Kurzfilme, schreibt Comics und Kurzgeschichten. Seine Bücher sind in Israel Bestseller und wurden in neun Sprachen übersetzt.

von Wolhyn gewesen. Man hatte es ihr nie erklärt. Und für sie waren die Schuhe eben nur Schuhe, und Deutschland war grundsätzlich Polen. Also ließ ich mir von ihr die Schuhe zubinden und schwieg. Es hatte keinen Sinn, ihr was zu erzählen und sie noch trauriger zu machen. Nachdem ich noch mal danke gesagt und ihr einen Kuss auf die Wange gegeben hatte, sagte ich, ich würde spielen gehen. „Aber vorsichtig!“ Papa lachte aus seinem Wohnzimmerstuhl herüber, „ruiniere die Sohlen nicht gleich beim ersten Mal.“ Ich betrachtete noch einmal die blassen Lederschuhe an meinen Füßen. Ich schaute sie an und erinnerte mich an alles, von dem der Alte, der einen erwürgt hatte, gesagt hatte, dass man sich daran erinnern müsse. Ich berührte noch einmal die Adidas-Streifen und erinnerte mich an meinen Großvater aus Pappkarton.

„Sind die Schuhe bequem?“ fragte Mama. „Sicher sind die bequem“, sagte mein Bruder an meiner Stelle. „Diese Schuhe sind nicht bloß vulkanisiert, sie sind genau wie die Schuhe von dem Cruyff, dem Holländer.“ Ich ging ganz langsam auf die Tür zu, auf Zehenspitzen, bemüht, die Schuhe so wenig wie möglich zu belasten. So ging ich vorsichtig bis zum Aufgang. Draußen bildeten die Borochoy-Jungen drei Gruppen: Holland, Argentinien und Brasilien. Und ausgerechnet bei Holland fehlte ihnen ein Spieler, und sie waren damit einverstanden, mich dazuzunehmen, obwohl sie sonst nie Jungen mitspielen lassen, die nicht aus der Borochoy-Schule sind.

Zu Beginn des Spiels dachte ich noch daran, aufzupassen und nicht mit der Spitze zu treten, um Großvater nicht weh zu tun, aber kurze Zeit später hatte ich es vergessen, genau wie der Alte im Wolhyn-Haus gesagt hatte, und ich platzierte sogar einen entscheidenden Treffer, gnadenloser Volleyschuss. Erst nach dem Spiel fiel es mir wieder ein, und ich betrachtete meine Schuhe. Auf einmal waren sie schrecklich bequem und auch irgendwie viel federnder, als sie in der Schachtel ausgesehen hatten. „Das war ein Volley, was?“ erinnerte ich Großvater auf dem Heimweg, „Der Torwart wusste gar nicht, wie ihm geschah.“ Großvater sagte nichts, aber dem Auftreten nach hatte ich das Gefühl, dass auch er sehr zufrieden war. ■

Mit freundlicher Genehmigung
Verlagsgruppe Random House GmbH



SICH WIDERSTREITENDE KOLLEKTIVE ERINNERUNGEN

TEXT ■ FALK PINGEL

– „Nakba“ und Holocaust im Schulunterricht in Israel und Palästina

In den vergangenen beiden Jahrzehnten haben sowohl in Israel als auch in den palästinensischen Autonomiegebieten (im folgenden kurz „Palästina“ genannt) wichtige Bildungsreformen stattgefunden. Diese Reformen haben sich auf die Behandlung zweier Themenbereiche im Schulunterricht ausgewirkt, die das historische Bewusstsein in Israel bzw. Palästina bis heute prägen, nämlich den Holocaust, d.h. die Verfolgung und Ermordung der jüdischen Bevölkerung unter dem Nationalsozialismus, und den Krieg zwischen dem entstehenden israelischen Staat und seinen arabischen Nachbarn von 1948, der in Israel „Unabhängigkeitskrieg“ genannt wird, in Palästina aber als „Nakba“, d.h. eine einschneidende (nationale) Katastrophe, erlebt wurde und erinnert wird. Der Zusammenstoß gegensätzlicher Erinnerungsweisen, die auch durch Schulunterricht geformt und gefestigt werden, bildet eine wichtige Dimension des israelisch-arabisch/palästinensischen Konfliktes. In diesem Artikel sollen Entwicklungslinien der zum Teil heftig geführten Debatte um die Darstellung von Holocaust und „Nakba“ im Schulunterricht nachgezeichnet werden. Dazu sind einleitend jeweils einige Bemerkungen zum Geschichtsunterricht in beiden Ländern notwendig.

Israel: Von der Erinnerung zum Wissen, vom Wissen zu Empathie und Verständnis

Es mag erstaunen, dass der Holocaust oder die Shoa, wie der hebräische Ausdruck lautet, erst mit einer Erweiterung des israelischen Bildungsgesetzes von 1981 regulärer und obligatorischer Unterrichtsgegenstand geworden ist. Vorher wurden Verfolgung und Ermordung der Juden unter dem Nationalsozialismus zwar in literarischen Zeugnissen behandelt und in Gedenkstunden an sie erinnert – es besteht ja auch ein offizieller Feiertag, Jom haScho'a –, aber sie wurden nicht fachlich unterrichtet, weil das Thema als zu sehr mit Emotionen behaftet angesehen wurde, als dass es in einem Fachunterricht thematisiert werden können. Das Heranwachsen junger Generationen, die den Nationalsozialismus und die Aufbauzeiten des israelischen Staates nicht mehr miterlebt hatten sowie die intensive Beschäftigung der Medien und der Wissenschaft mit der Verfolgungssituation, die der Eichmann-Prozess (1961) in Israel ausgelöst hatte, sind wesentliche Voraussetzungen dafür, dass das Thema Eingang in den Schulunterricht der Oberstufe (die in der Regel die Klassenstufen 9 bis 12 umfasst) fand. Infolge der Gesetzeserweiterung von 1981 er-

schiene erstmals Schulbücher, die ausschließlich der Shoa gewidmet waren. Sie versuchten, das Thema möglichst sachlich und detailreich zu beschreiben. Zu dieser Zeit wurden jüdische Geschichte, die in der Gründung des Staates Israel nach der Verfolgung gipfelte, und allgemeine, internationale Geschichte noch in gesonderten Lektionen und Schulbüchern behandelt. Daher bildete die Beschäftigung mit der Shoa einen eigenen Kurs innerhalb der jüdischen Geschichte, was die neue Wichtigkeit des Themas für den Geschichtsunterricht unterstrich. Allerdings sollte nicht eine reine Verfolgungs- und Leidensgeschichte, sondern laut Gesetz auch das Heldentum des Widerstands und die Lehren aus dieser Geschichte gelehrt werden. Die Beschäftigung mit dem Holocaust ist bis heute oft mit außerschulischen Veranstaltungen wie Besuchen von Gedenkstätten verbunden. Klassenfahrten älterer Schüler nach Auschwitz haben in den letzten beiden Jahrzehnten stark zugenommen.

Angesichts der Erfahrung der anhaltenden, mit militärischer Gewalt verbundenen Besetzung der Westbank und des Gazastreifens sowie kriegerischer Auseinandersetzungen mit den arabischen Staaten – wie insbesondere des Libanon-Kriegs (1982) – stellten Angehörige der jungen Generation sowohl in der Schule als auch in der universitären Forschung die Betonung national-zioni-

stisch geprägter Heldengeschichten infrage. Damit wuchs auch das Verständnis für die beschränkten Möglichkeiten des Widerstands gegenüber der nationalsozialistischen Verfolgung. Die israelische Schulbuchautorin Nili Keren (2000) hat daher die Phasen der Beschäftigung mit dem Holocaust in der Schule in der Formel zusammengefasst: von der Erinnerungen zum Wissen (1950er bis 1980er Jahre) und vom Wissen zu Empathie und Verständnis (1990er Jahre bis heute).

Hinzu kommt, dass die wirtschaftliche Erstarung insbesondere der ölfreien Golfstaaten und die industrielle Modernisierung Israels und Einwanderungsbewegungen die Nah-Ost-Region wenigstens teilweise zu einem „global player“ gewandelt haben. Die Exklusivität jüdischer Geschichte im Curriculum war mit dieser Entwicklung nur mehr schwer vereinbar. In mehreren Reformschritten wurde daher bis zum Inkrafttreten eines neuen Geschichtscurriculums 2003 die Trennung in jüdische und allgemeine Geschichte aufgegeben. Das bedeutete, dass der Holocaust in den Zusammenhang des Zweiten Weltkrieges eingeordnet und die Gründung und Entwicklung Israels im Kontext des Mittelmeerraumes und des Nahen Ostens sowie allgemeiner Strömungen internationaler Politik gesehen werden soll. So sind im Lehrplan für Klasse 11 „Totalitarismus und Holocaust“ sowie „Nationalismus in Israel und die Nationen“ Hauptthemen. Die Gründung Israels wird also weniger als vorher auf einem religiösen Hintergrund gesehen, sondern in den Prozess der modernen Nationswerdung eingeordnet. Diese curricularen Wandlungen sind unterschiedlich stark von Lehrern und Schulbuchautoren umgesetzt worden. Sie haben insbesondere auf dem Schulbuchmarkt zu unterschiedlichen Strömungen geführt, die Gegenstand einer öffentlichen Debatte geworden sind.

Umstrittene Annäherung an den „Anderen“

Der „Krieg der (Schulbuch-)Kulturen“ in Israel („cultural war“), wies der umstrittene israelische Geschichtsbuchautor Eyal Naveh ausdrückte) entzündete sich an der Darstellung des Unabhängigkeitskrieges bzw. der „Nakba“ in israelischen Geschichtsbüchern, deren Autoren die neuen curricularen Ansätze nutzten, um die Sichtweise des „Anderen“, hier der Palästinenser, zu Wort kommen zu lassen und gleichzeitig neuere Forschungen der sogenannten „revisionistischen“ Schule zu berücksichtigen, deren Arbeiten infrage stellten, dass Israel sich nur verteidigt und keine eigenen Offensivpläne gehabt habe. Insbesondere ging es darum, ob die arabisch-palästinensische Bevölkerung in von israelischen Einheiten eroberten Gebieten aus freien Stücken geflohen oder aktiv vertrieben worden sei und israelische Einheiten auch Massaker an der Zivilbevölkerung begangen hätten. Aber allein schon die Tatsache, dass nun Schulbuchautoren wie Naveh die palästinensische Deutung

der Niederlage als „Nakba“ und das daraus erwachsene Bestreben der Palästinenser, Ergebnisse dieser Katastrophe rückgängig zu machen, erwähnten, rief Kritik hervor, die in der Forderung gipfelte, der Erziehungsminister solle die bereits ausgesprochene Zulassung von Navehs Oberstufen-Geschichtsbuch zum 20. Jahrhundert wieder rückgängig machen (Naveh, 1999). Umstritten waren vor allem Neuerungen wie die Bezeichnung „Palästinenser“ für die arabischen Einwohner Israels, die bisher „Araber im Lande Israel“ oder „israelische Araber“ genannt wurden. Auch hatte Naveh der Deutung Raum gegeben, dass Teile der arabischen Bevölkerung von israelischen Truppen vertrieben worden seien und ihre Dörfer nicht freiwillig auf Empfehlung der arabischen Führung geräumt hätten, die ihnen eine baldige Rückkehr versprochen hatte. Da Naveh Alltags- und Erfahrungsgeschichte in Erweiterung einer politisch orientierten Faktengeschichte betonen wollte, forderte eine Aufgabenstellung in seinem Buch die Schüler auf, den sogenannten Sechs-Tage-Krieg von 1967 aus der Perspektive eines israelischen Soldaten, eines ägyptischen Kriegsgefangenen und eines palästinensischen Flüchtlings zu diskutieren. Gerade diese Einübung eines Perspektivwechsels, der den „Feind“ einschloss, rief zum Teil heftige Ablehnung hervor. Vor allem Siedler- und Veteranenorganisationen warfen Naveh vor, den israelischen Nationalstolz zu verletzen und den Schülern Schuldgefühle zu erzeugen. Sie riefen daher zum Boykott des Buches auf. Naveh erfuhr jedoch auch, insbesondere von professioneller Seite, von Lehrern und akademischen Historikern, Unterstützung und der Erziehungsminister blieb dabei, dass das Buch das in Israel übliche Zulassungsverfahren erfolgreich durchgegangen sei und nicht vom Markt genommen werden solle.

Die Kontroverse um Navehs Buch blieb nicht die einzige Auseinandersetzung um die Zulassung von Geschichtsbüchern, die von der gewohnten zionistischen Geschichtserzählung abgewichen sind. Zumindest in zwei Fällen konnten Bücher erst nach Änderungen erscheinen, obwohl sie jeweils bereits schon zugelassen waren. So ließ das Erziehungsministerium im Oktober 2009 ein an die Buchläden bereits ausgeliefertes Buch zum Thema „Nationalismus – Der Aufbau des Staates Israel“ des Zalman Shazar Zentrums wieder einsammeln, da hier die palästinensisch-arabische Deutung wiedergegeben würde, nach der Israel im Zusammenhang des Unabhängigkeitskrieges „ethnische Säuberungen“ vorgenommen hätte. Die Kritik richtete sich dagegen, dass israelische und palästinensische Deutungen gleichsam neutral auf gleicher Stufe gegenübergestellt würden.

Trotz der Eingriffe des Ministeriums haben

die Lehrer nach wie vor eine Auswahl zwischen unterschiedlichen Geschichtsbuchserien, die eine beschränkte Bandbreite von Geschichtsdeutungen widerspiegeln. Allerdings ist in Rechnung zu stellen, dass diese Aussagen im Wesentlichen den staatlich-säkularen Schulsektor betreffen. Geschichtsbücher für den staatlich religiösen Sektor folgen der traditionellen zionistischen Geschichtsinterpretation und behandeln den Konflikt mit den Palästinensern und die arabische Welt deutlich weniger als die Bücher für den säkularen Sektor. In den nicht-staatlichen religiösen Schulen wird vermutlich die unmittelbare Zeitgeschichte Israels und dessen Beziehungen zu den arabischen Nachbarn gar nicht oder nur vom zionistischen Standpunkt aus behandelt.²

Palästina: Ist ein Neuanfang unter anhaltender Besetzung möglich?

Das palästinensische Schulsystem hat sich wesentlich anders entwickelt als das israelische. Bis zum Osloer Abkommen wurden in der Westbank und im Gazastreifen jordanische bzw. ägyptische Schulbücher benutzt, die gegebenenfalls von der israelischen Besatzungsbehörde zensiert worden sind. Die jordanischen und ägyptischen Schulbücher haben die Geschichte der Palästinenser als eines eigenen Volkes mit staatlichem Anspruch kaum behandelt. Eine eigene, „nationale“ Schulgeschichtsdarstellung konnte sich erst in den Jahren nach dem Abkommen von Oslo entwickeln. In der Entstehungsphase der neuen Lehrpläne während der zweiten Hälfte der 1990er Jahre hat eine interne grundsätzliche Debatte unter den beteiligten Politikern und Experten über die Ausrichtung der Bildungsziele stattgefunden. Dabei ging es im Wesentlichen um die Frage, ob sich Palästina modernen, eher „westlich“ geprägten Trends für ein pluralistisch angelegtes, offenes Curriculum anschließen soll, das sich an einer säkularen Bildung in einer demokratischen Gesellschaft orientiert, oder sich an arabischen Traditionen ausrichtet, die stärker religiös und national geprägt sind. Das Ergebnis stellt einen nicht einfach zu beschreibenden und international umstrittenen Kompromiss dar (Brown, 2001). Die säkularen, Internationalität berücksichtigenden Tendenzen schlagen sich vor allem in technisch-mathematischen Fächern und im Englischunterricht nieder, während im Sprach- und Literaturunterricht die islamisch-religiöse Komponente eine wichtige Rolle spielt. Der gesellschaftskundliche Unterricht betont einerseits die spezifischen Charakteristika und „Einzigartigkeit“ der palästinensischen Nation, andererseits aber auch deren Zugehörigkeit zur islamischen Welt und die pluralistische Zusammensetzung – insbesondere in

Hinsicht auf die christliche Minderheit – der palästinensischen Gesellschaft (Nordbruch, 2003). Der Geschichtsunterricht folgt einem chronologischen Aufbau, in dem die geographische Region „Palästina“, die in etwa das heutige Israel und die autonomen palästinensischen Gebiete umfasst, ebenso wie die arabischen Staaten einen wichtigen Bezugspunkt darstellen. Auf der Grundlage der Lehrpläne sind unter der direkten Aufsicht des Erziehungsministeriums Schulbücher entwickelt worden. Für jedes Fach und jede Klassenstufe steht nur dieses staatliche Lehrbuch zur Verfügung; einen zwar staatlich kontrollierten, aber in der Produktion freien und privat verfassten Schulbuchmarkt wie in Israel gibt es also nicht.

Das Bild des modernen Europa ist in palästinensischen Schulbüchern ambivalent: Einerseits zeigt es Europa als Träger von Modernität, insbesondere in technischer Hinsicht, aber auch in Philosophie und Gesellschaftsverfassung, andererseits trägt der europäische Imperialismus eine Mitschuld für viele gegenwärtige Probleme im Nahen Osten und Palästina. Der Zionismus wird als integraler Teil dieses imperialen, oft rassistisch gefärbten Herrschafts- und Expansionsstrebens angesehen. Der Zionismus ist daher definiert als eine rassistische, kolonialistische politische Bewegung, die im Zuge der europäischen Nationalismen im 19. Jahrhundert entstand und dank der Unterstützung durch den britischen Imperialismus nach dem Ersten Weltkrieg in Palästina im wahrsten Sinne des Wortes Fuß fassen konnte (Alayan, 2012). Im 20. Jahrhundert werden daher die Auseinandersetzungen mit den jüdischen Einwanderern thematisiert. Im Zusammenhang des Krieges von 1948 sprechen palästinensische Schulbücher generell von „Vertreibung“ der palästinensischen Bevölkerung. „Märtyrer“, die im Kampf – das schließt auch Selbstmordattentäter ein – gegen Israel bzw. jüdische Siedler gestorben sind, werden insbesondere in Gedichten und Erzählungen, die in den Büchern für die arabische Sprache enthalten sind, verherrlicht. Das heutige Israel ist fast ausschließlich in seiner Rolle als Besatzer präsent; israelische Soldaten sind daher in Text und Bild seine Repräsentanten, die die palästinensische Bevölkerung drangsalierten und ihr die Lebensgrundlagen nehmen. Über Israel als Staat und Gesellschaft enthalten die Bücher nichts. Karten zeigen das „historische“ oder geographisch-physikalische Palästina. Zwar veranschaulichen Karten die verschiedenen Teilungspläne zur Gründung eines jüdischen und eines palästinensischen Staates seit den 1930er Jahren, die gegenwärtigen Grenzen von Israel scheinen aber nur in Ausnahmefällen auf. Weder im Text noch in den sonstigen Dar-

stellungen findet sich eine explizite Anerkennung Israels (zu Schulbuchbeispielen aus beiden Ländern siehe bei Alayan; 2012; Podesh, 2012; Firer/Adwan, 2004; Podesh, 2001; Impact-SE). Die offizielle Erklärung hierfür lautet, dass noch kein Grenzabkommen bestehe, also die Grenzen nicht festgelegt seien und daher auch nicht eingezeichnet werden könnten.

Die Darstellung der Grenzen ist im übrigen auch in Israel umstritten. Einige Schulbuchautoren zeigen auf Karten die „grüne Linie“, die gegenwärtig Israel und die Autonomen Gebiete trennt; wenige Bücher zeigen auch die Zonen der abgestuften Kontrolle, die Israel laut dem Osloer Abkommen über das Autonomiegebiet nach wie vor innehat: die sogenannten Zonen A-C, in die das palästinensische Territorium eingeteilt ist; andere Autoren verzichten darauf, diese Grenzen anzuzeigen. Ebenso verhält es sich mit den Bezeichnungen für die Westbank, das palästinensische Territorium darstellt, in israelischen Büchern aber mitunter nur mit den biblischen Namen Judaea und Samaria bezeichnet wird.

Da der Oslo-Prozess also bisher noch kein verlässliches Ergebnis gebracht hat, wird er im entsprechenden Geschichtsbuch auch nur sehr kurz behandelt. Das hat das palästinensische Geschichtsbuch im übrigen mit den meisten israelischen Oberstufenbüchern zur neuesten Geschichte gemein. Auch hier gilt Oslo eher als gescheiterter denn als erfolgreicher Versuch einer in die Zukunft weisenden Friedensvermittlung. Den Friedensschlüssen mit Ägypten und Jordanien, die sich als dauerhaft erwiesen haben, wird dagegen mehr Aufmerksamkeit zuteil.

Obwohl das palästinensische Geschichtsbuch, welches das 20. Jahrhundert behandelt, den Zweiten Weltkrieg und die Nazi-Diktatur in ihren Grundzügen beschreibt, wird der Holocaust nicht erwähnt. Das ist um so auffälliger, als auf die rassistische Ideologie und die Verfolgung „rassistisch Minderwertiger“ durchaus eingegangen wird, ohne dass dabei aber die Juden und deren Verfolgung und Ermordung auch nur erwähnt würden. Diese Auslassung ist schwer zu begreifen. Sie ist offenbar der anhaltenden Konfliktsituation geschuldet, wie ein Blick in die vergangene Zeit des Aufbruchs in den Jahren nach dem Osloer Abkommen zeigt. Im Gefolge des Abkommens entstanden zahlreiche israelisch-palästinensische Kooperationsprojekte, auch im Bildungsbereich. Noch auf einem Symposium im April 2000 in Nikosia auf Zypern – also vor der Zweiten Intifada – vertrat der Leiter der palästinensischen Delegation die Meinung, dass der Holocaust als Lehrgegenstand in die Curricula Palästinas und der arabischen Staaten aufgenommen werden

sollte. In der folgenden inner-palästinensischen Debatte wurden im Wesentlichen Argumente gegen diesen Vorschlag vorgebracht, die sicherlich bis heute Geltung haben: Nach Anschauung vieler Palästinenser, und insbesondere der Regierungsvertreter, würde der Unterricht über den Holocaust bedeuten, dass Palästina eine Opferrolle Israels und der Juden anerkennen würde, die mit der Unterdrückung und Besetzung Palästinas durch Israel nicht in Einklang gebracht werden könne. Denn als Opfer Israels fühlen sich die Palästinenser. Und mit dieser Opferrolle ist verbunden, dass sie die Schwächeren sind, die vom Stärkeren zu Unrecht unterdrückt würden. Wären auch die Juden Opfer, so könnten palästinensische Schüler Sympathien für sie entwickeln und der israelischen Haltung im gegenwärtigen unter Umständen sogar Legitimität zusprechen. Die wahren Opfer der Geschichte seien die Palästinenser, die unter den Folgen des europäischen Antisemitismus zu leiden hätten, da diese ihnen eine eigene Staatsbildung bis heute verwehren. Daher solle sich der Unterricht auf das Leben der Palästinenser konzentrieren; fremdes, gar das Leiden des Feindes habe dahinter zurückzutreten (Nordbruch, 2002).

Besonders kompliziert stellt sich die Lage in den israelisch-arabischen Schulen dar. Hier wurde nach Geschichtsbüchern unterrichtet, die von israelisch-jüdischen Autoren geschrieben und dann ins Arabische übersetzt wurden. Diese Bücher haben folglich den Holocaust beschrieben, freilich wurden diese Teile des Buches von den palästinensischen Lehrern oft nicht unterrichtet, da sie zu kontroversen waren und nur wenige israelisch-palästinensische Lehrer eine hinreichende Ausbildung erhalten hatten, wie mit diesem schwierigen Thema umzugehen sei. Seit den curricularen Reformen haben sich nun die Gewichte zwischen jüdisch-israelischer und arabischer Geschichte und Kultur im Curriculum und damit auch in den Lehrbüchern verschoben. Im Vergleich zu vorher soll dem arabischen Raum mehr Gewicht verliehen werden und Geschichtsbücher werden nun auch von israelisch-palästinensischen Autoren geschrieben, die zwar auf den Holocaust eingehen, ihm aber deutlich weniger Platz widmen als die vordem jüdisch-israelische Autoren. Lehrer sehen hier eine Ungleichgewichtigkeit, da mit der Darstellung des Holocaust zwar eine jüdische Position wiedergegeben würde, diese Bücher aber im Gegenzug nicht die palästinensische Auffassung zur Geltung bringen könnten, wenn der Krieg und die „Nakba“ von 1948 behandelt würden. Auch von jüdischer Seite werden Bedenken erhoben: Der Unterricht über den Holocaust für palästinensische Schüler könnte zu Missverständnissen und falschen Generalisierungen führen, die dem Holocaust seine „Einzigartigkeit“ nehmen würden. Palästinensische Schüler und Lehrer könnten dazu neigen, die nationalsozialistische Gewalt mit der israelischen Gewalt in den besetzten Gebieten zu vergleichen (Rohde, 2012).

Pädagogisches Neuland auf traditionellem politischem Territorium

Die Netanyahu-Regierung hat inzwischen öffentlich finanzierten israelischen Institutionen unter sagt, die „Nakba“ zu erinnern; da Schulbücher in Israel öffentlich finanziert sind, könnte sich das Verbot auch auf sie bzw. die produzierenden Verlage erstrecken. Konsequenterweise hat die Regierung bereits die Genehmigung für ein Geschichtsbuch, das von der Labour geführten Vorgängerregierung für den arabischen Sektor zugelassen war, zurückgezogen; in diesem Buch wurde gesagt, dass der Unabhängigkeitskrieg als „Nakba“ bei den Palästinensern erinnert wird. Damit ist auch für Autoren, die für den jüdisch-israelischen Schulsektor schreiben, der Spielraum für eine multiperspektivische Darstellung enger geworden.

So tadelte das Erziehungsministerium im September 2010 einen Schuldirektor in Sderot, weil an seiner Schule Unterrichtsmaterial eingesetzt würde, das sowohl die israelische als auch palästinensische Deutung der konflikthafter israelisch-palästinensischen Beziehung im 20. Jahrhundert wiedergeben würde. Es handelte sich dabei um eine Darstellung des Konflikts, die in einem gemeinsamen Projekt einer NGO - Peace Research Institute in the Middle East (PRIME) - von israelischen und palästinensischen Lehrern und Wissenschaftlern in jahrelanger Arbeit entwickelt worden war. Diese Darstellung stellt die israelische und palästinensische Geschichtszählung nebeneinander und fordert Lehrer und Schüler auf, sich eine eigene Meinung zu bilden und gegebenenfalls eine dritte Geschichte zu erzählen (Rohde, 2012; Adwan/Bar-On/Naveh/Peace Research Institute in the Middle East, 2012; PRIME). Dieses Material war zusätzlich zum normalen Lehrbuch in einem Geschichtskurs benutzt worden, da es zu den Unterrichtsprinzipien der betreffenden Schule gehört, kontroverse Themen zu behandeln. Auch dieser Fall wurde erst zu einem Politikum, nachdem die Zeitung „Haaretz“ über das engagierte Unterrichtsprogramm der Schule und die Unterstützung, die sie durch internationale Organisationen erhält, positiv berichtet hatte.

Unterrichtsforschungen haben gezeigt, dass die Meinungen der Schüler zum Konflikt in der Regel so sehr vorgeprägt sind, dass sie durch Schulbuchtexte, auch wenn diese den Vormeinungen der Schüler entgegenstehen, kaum geändert werden können. Die Texte werden von den Schülern so aufgenommen, als würden sie ihre Meinung bestätigen (Porat, 2004). Insofern kann allenfalls ein offener Unterricht, der die unterschiedlichen Wahrnehmungen explizit benennt und diskutiert, meinungsbildend wirken. Dies scheint nun in Israel wieder schwieriger geworden zu sein und kommt in palästinensischen Schulen nur in Ausnahmefällen vor. Da die negativen Auswirkungen des Konflikts das tägliche Leben der Palästinenser mehr betreffen als die Israelis, ist Perspektivwechsel auf palästinensi-

scher Seite so gut wie nicht vorhanden. „Oslo“ ist hier zu einer negativen Erfahrung geronnen, die zu nachhaltiger Skepsis bei jungen Palästinensern geführt hat, ob Israel überhaupt Vereinbarungen einhalten würde. Wenn aber schon der politische Dialog als sinnlos angesehen wird, dann besteht auch keine Anregung, eine dialogische Struktur in den Unterricht einzuführen, die die Argumente beider Seiten ins Gespräch bringt. Nur die Beendigung der Besatzungspolitik könnte Vertrauen schaffen (Studies, 2006). Auch die jüngste, von einem israelisch-palästinensischen Team erarbeitete Schulbuchanalyse stellt fest, dass das Bild des jeweiligen „Anderen“ in israelischen und palästinensischen Schulbüchern überwiegend negativ konnotiert bleibt. Diese einseitigen Darstellungen würden ein Hindernis auf dem Wege zu einer friedlichen Lösung und gegenseitiger Koexistenz bilden, auch wenn insbesondere einige israelische Geschichtsbücher eine mehr ausgewogene Darstellung anstreben und die palästinensischen Bücher zumindest Verbesserungen gegenüber den Vorläufern aus Jordanien und Ägypten zeigen würden. Die Wissenschaftler empfehlen, dem jeweiligen „Anderen“ nicht nur in seiner Rolle als politisch-militärischen Gegner anzusehen, sondern es sollte ihm auch ein menschliches Gesicht gegeben werden und er sollte auch in seiner Alltagsumgebung, seiner Kultur und Wirtschaft beschrieben werden.³ Das könnte vielleicht helfen, die gegenwärtige Situation zu überwinden, in der die Konzentration auf die Kernfragen wie Holocaust und Nakba eine Annäherung aus politischen Gründen unwahrscheinlich erscheinen lässt. ■

ANMERKUNGEN:

¹ In diesem Artikel nehme ich vor allem Bezug auf Ergebnisse aus den Nah-Ost-Projekten des Georg-Eckert-Instituts für internationale Schulbuchforschung in Braunschweig. Ich danke insbesondere meiner Kollegin/meinem Kollegen Samiara Alayan und Achim Rohde, auf deren Arbeit meine Erkenntnisse fußen, für deren Wiedergabe hier ich die alleinige Verantwortung trage.

² Der orthodox-religiöse, kaum vom Staat kontrollierte Sektor ist im Wachsen begriffen und umfasst gegenwärtig fast 20% der Grundschüler; fast 30% besuchen den arabisch-sprachigen Schulsektor und wenig mehr als 50% verteilen sich auf die staatlich-religiösen und staatlich-säkularen Schulen.

³ Die Ergebnisse des jüngsten Kooperationsprojektes „Portrayal of the Other in Israeli and Palestinian Textbooks: An Objective Empirical Evaluation“ ist unter der Schirmherrschaft des „Council of Religious Institutions of the Holy Land“ durchgeführt worden; zur Zeit der Abfassung dieses Artikels waren die Ergebnisse noch nicht veröffentlicht; sie werden zugänglich sein über die home page des Council: www.crihl.org/content/israeli-palestinian-schoolbook-project



Falk Pingel (Dr. phil.), ehemaliger Stellvertretender Direktor des Georg-Eckert-Instituts für internationale Schulbuchforschung, berät internationale Projekte und Institutionen wie Europarat und UNESCO. Er hat an international vergleichenden Projekten zur Schulbuchforschung u.a. in Südosteuropa, im Nahen Osten, in Südafrika und Ostasien teilgenommen.



60 Jahre GCJZ in Kassel – MITWIRKEN am Gewebe des Gedächtnis

TEXT ■ EVA SCHULZ-JANDER

1952 schrieb Emanuel Levinas „Das banale Faktum des Gesprächs verläßt auf der einen Seite die Ordnung der Gewalt. Sprechen heißt den anderen erkennen und sich ihm gleichzeitig zu erkennen geben.“¹ Ein Jahr später, am 15. Juni 1953, wurde die Gesellschaft in Kassel auf Initiative von Hermann Schafft gegründet. War es nicht das Ziel der Gründer, die Ordnung der Gewalt zu verlassen, und eigene Positionen im Gespräch mitzereflektieren? So benannten sie bei diesem Festakt vor allem drei Ziele: 1. mit der historischen und theologischen Aufarbeitung der Vergangenheit zu beginnen; 2. Kenntnisse über das Judentum zu vermitteln; und 3. sich den Mitgliedern der kleinen, sich gerade konstituierenden, Jüdischen Gemeinde behutsam im Gespräch zu nähern und sie in jeder Hinsicht zu unterstützen.

Wolfgang Hallwachs wurde zum Geschäftsführer gewählt und prägte als solcher fast 40 Jahre lang die Arbeit der Gesellschaft. Ihm ist es zu verdanken, dass Schüler und Schülerinnen in den 50er Jahren bereits Kenntnisse über das Judentum nicht nur aus christlichem Munde kennen lernen konnten, sondern auch in der Begegnung mit Zeitzeugen wie Margarete Buber-Neumann, oder Otto Frank, dem Vater von Anne Frank, die beide ebenso wie Anneliese Leber, die Witwe von Julius Leber, nach Kassel kamen. Besondere Höhepunkte der frühen Jahre waren die Vorträge von Theodor W. Adorno und Max Horckheimer, Zeitzeugen, die das Geschehene wissenschaftlich analytisch betrachteten und durch Erkenntnis eine tolerantere, gerechtere Gesellschaft möglich machten.

Auf dem Gebiet der Theologie fingen die sogenannten Doppelschriftauslegungen an. Diese in den frühen 60er Jahren noch ungewohnten, ja unbekannteren Begegnungen eines jüdischen und eines christlichen Interpreten im biblischen Text waren und sind kleine Lehrstunden des respektvollen Umgangs mit dem Anderen in seinem Anderssein. Gemeinsam mit dem Arbeitskreis Christen Juden der ev. Kirche von Kurhessen Waldeck initiierte die Gesellschaft Kassel vor rund 20

Jahren die Jüdische Bibelwoche, bei der ein jüdischer Schriftgelehrter oder Gelehrter eine Woche lang im nordhessischen Raum in Kirchengemeinden und Schulen über ein von ihm / ihm gewähltes Thema spricht, und diskutiert. Die Vermittlung von Kenntnissen über das Judentum ist auf diese Weise lebensnah und authentisch.

Mit der Gründung der Gesamthochschule Kassel 1972 kamen neue Kooperationspartner, der historischen Aufarbeitung in Form von Veröffentlichungen eine wissenschaftliche Grundlage und eine über das gesprochene Wort hinausgehende Gestalt gaben. Durch die Gründung der Gedenkstätte Breitenau vor den Toren Kassels, wurde ein neues Feld der lokalen Geschichte erschlossen.

Die Aufarbeitung der lokalen Geschichte ist auch heute, fast dreißig Jahre später, immer noch nicht an ihr Ende gelangt. So setzen wir diese Arbeit in einer sehr fruchtbaren Kooperation mit der Volkshochschule Region Kassel fort. Dort finden seit vielen Jahren besondere Vortragsreihen statt. Das große Interesse auch von Schülern und Studenten zeigt uns, dass die Geschichte durch den lokalen Bezug erfahrbarer, nachvollziehbarer und konkreter wird. Es sind diese Reihen, die mitwirken am Gedächtnisgewebe der Zukunft. Die Arbeit der Gesellschaft in Kassel wird von den Kirchen, der Stadt und der Kasseler Sparkasse großzügig unterstützt und gefördert. Hierfür sind wir sehr dankbar. Mit der Jüdischen Gemeinde verbindet uns seit dem Gründungsjahr ein offenes, ja freundschaftliches Verhältnis. Gemeinsam mit ihr und den beiden Kirchen veranstalten wir jedes Jahr die Doppelschriftauslegung, aber auch die Veranstaltungen zum 9. November und dem 27. Januar finden in Kooperation mit der Jüdischen Gemeinde statt. Kassel ist die Stadt Franz Rosenzweigs. Hier wurde er geboren als Sohn von Adele und

und Georg Rosenzweig. Und es war wieder die Gesamthochschule Kassel, die für die Gesellschaft das Feld der Religionsphilosophie eröffnete mit dem ersten Rosenzweig Kongress, 1986, zum hundertsten Geburtstag des Philosophen. Die Volkshochschule bot gemeinsam mit der Gesellschaft ein Jüdisches Lehrhaus an. Ein Ergebnis dieses Kongresses, war die Franz-Rosenzweig-Gastprofessur, die auf diesem Kongress ins Leben gerufen wurde und bis heute weiter besteht. Sie wird jeweils im Sommersemester an einen jüdischen Wissenschaftler, Wissenschaftlerin vergeben, dessen wissenschaftliche Karriere, oder dessen Lebensweg durch den Holocaust beeinträchtigt wurde. Es kamen Wissenschaftler aus Israel, den U.S.A. oder dem europäischen Ausland wie der Religionsphilosoph Emil Fackenheim, der Psychiater Hans Keilson, der Ökonom Raphael Rosenzweig, oder der Historiker Jakob Goldberg für ein Semester nach Kassel. Inzwischen sind es Wissenschaftler der zweiten Generation wie der Historiker Moshe Zimmermann, der Germanist Jakob Hensing, oder die Literaturwissenschaftlerin Liliane Weisberg. Die Begegnungen mit ihnen und dem verlorenen jüdischen Erbe sind weitere Fäden im Erinnerungsgewebe der Zukunft.

Zeit ist's also, um mit Rosenzweig zu sprechen, dass in Kassel, der Geburtsstadt Franz Rosenzweigs, der zwei großen Rosenzweig Kongresse, und einer seit 25 Jahre währenden Rosenzweig-Gast-Professur, die Buber-Rosenzweig-Medaille 2013 verliehen wird. Es ist das Jahr in dem sich das „Leipziger Nachtgespräch“, der erste wirklich respektvolle Christlich-Jüdische Dialog der Moderne, zum 100. Mal jährt. So ist es uns allen von der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit eine besondere Ehre und Freude, dass die zentrale Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit in unserer Stadt stattfindet. ■

ANMERKUNGEN:

¹ Emanuel Levinas „Schwierige Freiheit. Versuch über das Judentum.“ Jüdischer Verlag, Frankfurt / Main, 1992, S. 17



Dr. Eva Schulz-Jander ist Geschäftsführerin der GCJZ in Kassel und katholische Präsidentin des Deutschen Koordinierungsrates.



Arbeits**schwerpunkte**

Woche der Brüderlichkeit

Seit 1952 veranstalten die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit im März eines jeden Jahres die Woche der Brüderlichkeit. In allen Teilen des Landes werden aus diesem Anlass Veranstaltungen durchgeführt, um auf die Zielsetzung der Gesellschaften und auf ihr jeweiliges Jahresthema hinzuweisen. Die zentrale Eröffnungsfeier wird vom Fernsehen live übertragen.

Buber-Rosenzweig-Medaille

Seit 1968 verleiht der Deutsche Koordinierungsrät während der Eröffnungsfeier zur Woche der Brüderlichkeit die Buber-Rosenzweig-Medaille. Ausgezeichnet werden Personen, Institutionen oder Initiativen, die sich insbesondere um die Verständigung zwischen Christen und Juden verdient gemacht haben. Die Medaille wird in Erinnerung an die jüdischen Philosophen Martin Buber und Franz Rosenzweig verliehen.

Tagungen, Publikationen, Begegnungen

Mehrfach im Jahr finden Tagungen zu zentralen Fragen statt, die sich mit der Zielsetzung und Arbeit der Gesellschaften befassen. Themenhefte, Arbeitshilfen, Rundschreiben, Tätigkeitsberichte und sonstige Publikationen dienen der Information und Kommunikation. Dem solidarischen Handeln und der persönlichen Begegnung zwischen Juden und Christen in der Bundesrepublik, in Israel oder anderswo kommt besondere Bedeutung zu.

Arbeit mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen

Das Forum junger Erwachsener vertritt als Arbeitsgemeinschaft die Interessen der 18- bis 35-jährigen Mitglieder der Gesellschaften, gibt Anregungen für die Arbeit mit jungen Erwachsenen und führt eigene Veranstaltungen durch.

Die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit sind in der Bundesrepublik Deutschland nach der Befreiung vom nationalsozialistischen Unrechtsstaat entstanden. Sie wissen von der historischen Schuld und stellen sich der bleibenden Verantwortung angesichts der in Deutschland und Europa von Deutschen und in deutschem Namen betriebenen Vernichtung jüdischen Lebens. Begründet in der biblischen Tradition folgen sie der Überzeugung, dass im politischen und religiösen Leben eine Orientierung nötig ist, die Ernst macht mit der Verwirklichung der Rechte aller Menschen auf Leben und Freiheit ohne Unterschied des Glaubens, der Herkunft oder des Geschlechts.

Die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit setzen sich ein für

- Verständigung und Zusammenarbeit zwischen Christen und Juden bei gegenseitiger Achtung aller Unterschiede,
- Erinnerung an die Ursprünge und Zusammenhänge von Judentum und Christentum,
- Selbstbesinnung in den christlichen Kirchen hinsichtlich der in ihnen theologisch begründeten und geschichtlich verbreiteten Judenverachtung und Judenfeindschaft,
- Bewahrung der noch erhaltenen, vielfältigen Zeugnisse jüdischer Geschichte,
- Entfaltung freien, ungehinderten jüdischen Lebens in Deutschland,

- Achtung der Eigenständigkeit ethnischer Minderheiten,
- Solidarität mit dem Staat Israel als jüdische Heimstätte.

Sie wenden sich deshalb entschieden gegen

- alle Formen der Judenfeindschaft, religiösen Antijudaismus, rassistischen und politischen Antisemitismus sowie Antizionismus,
- Rechtsextremismus und seine Menschenverachtung,
- Diskriminierung von Einzelnen und Gruppen aus religiösen, weltanschaulichen, politischen, sozialen und ethnischen Gründen,
- Intoleranz und Fanatismus.

Die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit sind offen für alle, die für diese Ziele eintreten. Zur Verwirklichung ihrer Ziele beteiligen sie sich an der allgemeinen Erziehungs-, Bildungs- und Jugendarbeit. Sie sind bereit zur Zusammenarbeit mit Gruppen und Parteien, privaten und öffentlichen Einrichtungen, die sich ähnlichen Aufgaben verpflichtet haben.

Die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit haben sich im Deutschen Koordinierungsrät zusammengeschlossen, um ihren Aufgaben und Zielen gemeinsam besser gerecht zu werden.

(Präambel, 1994)

IMPRESSUM

HERAUSGEBER:

Gesellschaften für
Christlich-Jüdische Zusammenarbeit
DEUTSCHER KOORDINIERUNGSRAT E.V.
Postfach 14 45, D-61214 Bad Nauheim
Telefon: 06032 / 91 11 - 0, Fax: 91 11 - 25
www.deutscher-koordinierungsrat.de
info@deutscher-koordinierungsrat.de

REDAKTION:

Dr. h.c. Hans Maaß, Dr. Christoph Münz,
Dr. Eva Schulz-Jander, Rudolf W. Sirsch (verantw.)
FOTOS: Herderschule Kassel
PRODUKTION: www.schwanke-raasch.de
GESTALTUNG: Rudolf Schwanke
ISBN 3-923840-19-0

Die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit

-
- | | | |
|--------------------|------------------------|--------------------------|
| Aachen | Hanau | Niedersachsen-Ost |
| Augsburg | Hannover | Oberbergische |
| Bad Kreuznach | Heidelberg | Oberschwaben |
| Bayreuth | Herford | Offenbach |
| Berlin | Hersfeld/Rotenb. | Old. Münsterland |
| Bielefeld | Hochtaunus | Oldenburg |
| Bonn | Karlsruhe | Osnabrück |
| Bremen | Kassel | Ostfriesland |
| Celle | Koblenz | Paderborn |
| Darmstadt | Köln | Pfalz |
| Dillenburg | Konstanz | Potsdam |
| Dortmund | Krefeld | Recklinghausen |
| Dresden | Limburg | Regensburg |
| Duisb.-Mül.-Oberh. | Lippe | Rhein-Neckar |
| Düsseldorf | Lübeck | Saarland |
| Essen | Lüneburg | Schleswig-Holstein |
| Franken (Nürnb.) | Main-Taunus-Kreis | Siegerland |
| Frankfurt | Mainz | Stuttgart |
| Freiburg | Mecklenburg-Vorpommern | Trier |
| Fulda | Marburg | Würzburg u. Unterfranken |
| Gelsenkirchen | Minden | Weiden i.d.O.Pf. |
| Gießen-Wetzlar | Moers | Wesel |
| Görlitz | Mönchengladbach | Westmünsterland |
| Göttingen | München | Wetterau |
| Hagen u. Umgeb. | Münster | Wiesbaden |
| Hamburg | Neuss | Wuppertal |
| Hameln | Niederbayern | Zwickau |

Assoziierte Gesellschaften
Jüdisch-christliche AG Leipzig
AG Kirche u. Judentum Thüringen



Träger der Buber-Rosenzweig-Medaille

1968	Professor Dr. Friedrich Heer, Wien	1993	Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste, Berlin
	Professor Dr. Friedrich-Wilhelm Marquardt, Berlin	1994	Professor Dr. Jakob Petuchowski, Cincinnati
1969	Professor Dr. Ernst Simon, Jerusalem		Professor Dr. Clemens Thoma, Luzern
1970	Dr. Dr. Eva Reichmann, London	1995	Dr. Richard von Weizsäcker, Berlin
	Rabbiner Professor Dr. R. R. Geis, Düsseldorf	1996	Professor Dr. Franklin Hamlin Littell, Philadelphia
1971	Bischof D. Kurt Scharf, Berlin		Professor Dr. Joseph Walk, Jerusalem
1972	Msgr. Dr. A. C. Ramselaar, Utrecht	1997	Hans Koschnick, Bremen
1973	Professor Dr. Helmut Gollwitzer, Berlin	1998	Lea Rabin, Tel Aviv
1974	Dr. H. G. Adler, London	1999	Erzbischof Henryk Muszynski, Gnesen
1975	Archbishop G. Appleton, Jerusalem/Wantage	2000	Dr. h.c. Johannes Rau, Berlin
	Abt Laurentius Klein, Jerusalem	2001	Schule Ohne Rassismus
1976	Dr. Ernst-Ludwig Ehrlich, Basel	2002	Dr. h.c. Edna Brocke, Essen
1977	Friedrich Dürrenmatt, Neuchâtel		Professor Dr. Rolf Rendtorff, Karben
1978	Dr. Grete Schaeder, Göttingen		Professor Dr. Johann Baptist Metz, Münster
	Professor Dr. Albrecht D. Goes, Stuttgart	2003	Dr. h.c. Joschka Fischer, Berlin
1979	Manès Sperber, Paris	2004	Daniel Barenboim, Berlin
	Dr. James Parkes, Southampton	2005	Professor Dr. Peter von der Osten-Sacken, Berlin
1980	Professor Dr. Eugen Kogon, Königstein		Institut Kirche und Judentum, Berlin
	Dr. Gertrud Luckner, Freiburg	2006	Leon de Winter, Amsterdam
1981	Isaac Bashevis Singer, New York		Gesicht Zeigen! Aktion weltoffenes Deutschland e.V., Berlin
1982	Schalom Ben-Chorin, Jerusalem	2007	Esther Schapira, Frankfurt am Main
1983	Helene Jacobs, Berlin		Dr. Georg M. Hafner, Frankfurt am Main
1984	Siegfried Theodor Arndt, Leipzig	2008	Stef Wertheimer, Tefen/Tel Aviv
	Helmut Eschwege, Dresden	2009	Professor Dr. Erich Zenger, Münster
1985	Professor Dr. Franz Mußner, Passau	2010	Dr. Daniel Libeskind, New York
1986	Professor Dr. Heinz Kremers, Duisburg	2011	Dr. Navid Kermani, Köln
1987	Siedlung Neve Schalom, Israel	2012	Präses Nikolaus Schneider, Düsseldorf
1988	Arbeitskreis Studium in Israel	2013	Mirjam Pressler, Landshut
1989	Sir Yehudi Menuhin, London		Fritz Bauer Institut, Frankfurt am Main
1990	Charlotte Petersen, Dillenburg		
1991	Leo-Baeck-Erziehungszentrum, Haifa		
1992	Dr. Hildegard Hamm-Brücher, München		
	Dr. Annemarie Renger, Bonn		